

MARIO PUZO OMERTA

R O M A N



Mario Puzo

Omerta

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Peter Hahlbrock

Ullstein

**scanned by khap market
k&l by Anybody**

OMERTA ist der glanzvolle letzte Akt in Mario Puzos berühmter Mafiasaga über Macht und Moral in Italien und Amerika.

Der Clan der Apriles, eine alte sizilianische Familie, hat es in New York am Rande der Legalität zu Ruhm und Ansehen gebracht.

Sehr zum Leidwesen des FBI, das nun zu einem letzten Schlag gegen die Mafia ausholt - der Erfolg wird davon abhängen, ob die omertà, das sizilianische Gesetz des Schweigens, durchbrochen werden kann.

(Backcover)

ISBN 3550083122

Der Ullstein Verlag ist ein Unternehmen der Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Omerta*

Das Buch erscheint im Ullstein Verlag

Satz: MPM, Wasserburg

Gesetzt aus der Sabon

Graphischer Großbetrieb Pößneck

Printed in Germany 2000

Umschlagseite:

Don Raymonde Aprile ist ein alter Mann, schlau genug, um sich rechtzeitig nach einem langen Leben voll unbarmherziger Siege mit Stil aus den organisiertem Verbrechen zurückzuziehen. Seine drei Kinder, die er immer aus allem herausgehalten hatte, sind heute angesehene Mitglieder der Gesellschaft. Um Unheil von ihnen fernzuhalten, aber trotzdem einen Fuß im Bankengeschäft zu haben, hat Aprile einen »Neffen« aus Sizilien adoptiert.

Don Apriles Rückzug wird von Timmona Portella, seinem letzten Widersacher bei der Mafia, als günstige Gelegenheit betrachtet. Mit Besorgnis allerdings von Kurt Cilke, dem obersten Boss des FBI in New York. Cilke hat im Kampf gegen die Mafia enorme Erfolge aufzuweisen, denn er konnte etliche Mitglieder dazu bringen zu »singen«, die omertà, das sizilianische Gesetz des Schweigens, zu verletzen. Im Gegenzug wurde den Verrätern Personenschutz zugesichert. Als Cilke und das FBI nun zu einem letzten Schlag gegen die Mafia ausholen, um sie für immer auszulöschen, flammt ein erbarmungsloser Kampf aller gegen alle auf, ein Kampf, in dem die Apriles und Astorre Viola nicht mehr wissen, wer auf der Seite des Gesetzes steht und wer nicht - ob Rache der letzte Ausweg ist oder Gnade.

Inhalt

Umschlagseite:	2
Inhalt	3
PROLOG.....	6
ERSTES KAPITEL	9
ZWEITES KAPITEL.....	16
DRITTES KAPITEL.....	48
VIERTES KAPITEL.....	66
FÜNFTES KAPITEL.....	78
SECHSTES KAPITEL	103
SIEBTES KAPITEL	116
ACHTES KAPITEL	126
NEUNTES KAPITEL.....	146
ZEHNTES KAPITEL	171
ELFTES KAPITEL.....	184
ZWÖLFTES KAPITEL	193
DREIZEHNTES KAPITEL.....	217
DANKSAGUNGEN	242

*Für
Evelyn Murphy*

omertà:

Ein sizilianischer Ehrenkodex, der es verbietet, Angaben über Verbrechen zu machen, die als Angelegenheiten der Beteiligten gelten.

World Book Dictionary

PROLOG

1967

In dem steinigen Dorf Castellamare del Golfo am dunklen sizilianischen Mittelmeer lag ein großer Don der Mafia im Sterben. Vincenzo Zeno war ein Ehrenmann, der Zeit seines Lebens geliebt wurde wegen seines gerechten und unvoreingenommenen Urteils, seiner Wohltätigkeit und seiner rücksichtslosen Bestrafung aller, die es wagten, sich seinem Willen zu widersetzen.

Er war umgeben von dreien seiner früheren Gefolgsleute, die es längst zu eigenem Ruhm und Vermögen gebracht hatten: Raymonde Aprile aus New York, Octavius Bianco aus Palermo und Benito Craxxi aus Chicago. Jeder der drei war dem Sterbenden eine letzte Gefälligkeit schuldig.

Don Zeno war das letzte der wahren Mafiaoberhäupter, das sein Leben lang die alten Traditionen geachtet hatte. Er erhob Steuern auf jede Geschäftstätigkeit, aber nie auf Drogen oder Prostitution. Und nie wurde ein armer Mann, der an seine Tür klopfte und um Geld bat, mit leeren Händen weggeschickt. Er berichtigte die Ungerechtigkeiten des Gesetzes - der höchste Richter in Sizilien mochte das Urteil gefällt haben, aber wenn man das Recht auf seiner Seite hatte, konnte man sich darauf verlassen, daß Don Zeno das ungerechte Urteil mit der ihm eigenen Willenskraft und seinen Waffen anfocht.

Kein jugendlicher Herzensbrecher konnte die Tochter eines armen Bauern verführen, ohne von Don Zeno genötigt zu werden, in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Keine Bank schritt zur Zwangsvollstreckung gegen einen armen Bauern, ohne daß Don Zeno dagegen einschritt. Kein junger Mann, der studieren wollte, konnte wegen mangelnder Geldmittel oder anderer Einschränkungen daran gehindert werden. Wenn der Betreffende mit seiner cosca verwandt war, würde ihm sein Wunsch erfüllt werden. Die Gesetze Roms hatten auf die Traditionen Siziliens keinen Einfluß, genossen neben diesen keinerlei Autorität; Don Zeno würde sie außer Kraft setzen, egal wie hoch der Preis sein würde.

Doch während seiner letzten Lebensjahre war seine Macht dahingeschwunden. Er hatte zudem die Schwäche gehabt, ein sehr schönes junges Mädchen zu heiraten. Diese hatte ihm zwar einen kräftigen Sohn geboren, war aber ihrerseits im Kindbett gestorben. Der Knabe war jetzt zwei Jahre alt. Der alte Mafia-Don, der wohl wußte, daß er bald sterben würde und daß ohne ihn seine cosca von den mächtigeren Sippen der Corleones und der Clericuzios zermalmt würde, grübelte über der Zukunft seines Sohnes.

Er hatte seine drei Freunde gerufen, weil er diese um ihre Hilfe bitten wollte, aber zunächst dankte er ihnen für die Achtung, die sie ihm schon damit bewiesen hatten, daß sie seiner Einladung gefolgt waren. Dann

sagte er ihnen, daß er wünsche, daß sein Sohn Astorre in Sicherheit gebracht und unter anderen Bedingungen erzogen würde, erzogen jedoch zu einem Ehrenmann alter Schule, so wie er selber einer gewesen war.

»Ich kann mit ruhigem Gewissen sterben«, sagte er, obwohl seine Freunde wußten, daß er den Tod von Hunderten von Menschen angeordnet hatte, »wenn ich meinen Sohn in Sicherheit weiß. Denn in diesem Zweijährigen sehe ich Herz und Seele eines wahren Mafioso, seltene, fast schon ausgestorbene Eigenschaften.«

Dann erklärte er den Freunden, weshalb er sie gerufen hatte. Einer von ihnen sollte dieses ungewöhnliche Kind in seine Obhut nehmen und für die Übernahme der Verantwortung reichen Lohn empfangen.

»Es ist seltsam«, sagte Don Zeno mit verschleiertem Blick. »Der Tradition zufolge ist der erste Sohn der wahre Mafioso. Aber ich mußte erst achtzig werden, ehe mir mein Herzenswunsch erfüllt wurde. Ich bin ja nicht abergläubisch, aber wenn ich es wäre, könnte ich glauben, daß dieses Kind dem Boden Siziliens selber entwachsen wäre. Seine Augen sind grün wie die Oliven, die an meinen besten Bäumen wachsen. Und er hat ganz die sizilianische Sensibilität: Er ist romantisch, musikalisch und von glücklicher Natur, und so jung, wie er ist, vergißt er keine Kränkung. Natürlich bedarf er noch der Anleitung.«

»Was also wünschen Sie, Don Zeno?« fragte Craxxi. »Denn ich will Ihren Sohn gern in meine Obhut nehmen und wie meinen eigenen erziehen.«

Bianco starrte Craxxi fast beleidigt an. »Ich kenne den Jungen von Geburt an. Er ist mir vertraut. Ich werde ihn als meinen eigenen annehmen.«

Raymonde Aprile sah Don Zeno an, sagte aber nichts.

»Und du, Raymonde?« fragte Don Zeno.

Raymonde Aprile sagte: »Wenn Sie mich auswählen, wird Ihr Sohn mein Sohn sein.«

Der Don musterte die drei, alles ehrenwerte Männer. Er hielt Craxxi für den intelligentesten. Bianco dagegen war zweifellos der ehrgeizigste und kraftvollste. Raymonde Aprile war ein eher zurückhaltender Mann von Tugend, ein Mann, der ihm selbst im Wesen ähnlicher war. Aber gnadenlos. Don Zeno wurde auf seinem Sterbelager klar, daß Raymonde Aprile das Kind dringender brauchte als die beiden anderen. Er würde am meisten von der Liebe des Kindes profitieren, und er würde am sorgfältigsten darauf achten, daß sein Sohn lernte, in ihrer Welt des Verrats zu überleben.

Don Zeno schwieg lange. Schließlich sagte er: »Raymonde, du sollst sein Vater sein. Und ich kann in Frieden ruhen.«

Das Begräbnis des Dons war eines Kaisers würdig. Die Oberhäupter aller sizilianischen coscas warteten ihm auf, Minister der römischen Regierung, die Besitzer der großen Latifundien und die vielen hundert Angehörigen seiner eigenen cosca.

Hoch auf einem mit Rappen bespannten schwarzen Leichenwagen fuhr der zweijährige Astorre Zeno, angetan mit schwarzem Rock und schwarzem Zylinder, so majestätisch wie ein römischer Kaiser.

Der Kardinal von Palermo persönlich zelebrierte die Totenmesse und sprach am Grabe. »In kranken und gesunden Tagen, im Unglück und in der Verzweiflung hatten alle an Don Zeno stets einen wahren Freund.« Rezitierte auch Don Zenos letzte Worte: »Ich befehle mich Gott. Er wird mir meine Sünden vergeben, denn ich habe jeden Tag versucht, gerecht zu sein.«

Und so wurde Astorre Zeno von Raymonde Aprile nach Amerika mitgenommen und dort zum Angehörigen seiner eigenen Familie gemacht.

ERSTES KAPITEL

1995

Als die Sturzo-Zwillinge in die Auffahrt Heskows einbogen, sahen sie auf dem kleinen Spielfeld vor dem Haus vier hochgewachsene Teenager Basketball spielen. Franky und Stace stiegen aus ihrem großen Buick, und der Eigentümer des Hauses, John Heskow, kam heraus, um sie zu begrüßen. Er war ein großer birnenförmiger Mann, ein Kranz von dünnem Haar war sauber um seinen kahlen Schädel gelegt, und seine kleinen blauen Augen funkelten. »Ihr kommt gerade richtig«, meinte er. »Es ist jemand da, den ihr kennenlernen solltet.«

Die Basketballspieler pausierten. Heskow sagte stolz: »Das ist mein Sohn Jocko.« Der größere von den Teenagern streckte eine riesige Pranke aus.

»Hey«, sagte Franky Sturzo, »wie war's, wenn auch wir mal ein bißchen spielten?«

Jocko sah sich die beiden Männer an. Sie waren jeder an die sechs Fuß hoch und schienen gut in Form zu sein. Beide trugen Polohemden von Ralph Lauren, einer ein rotes, der andere ein grünes, dazu Khakihosen und Schuhe mit Gummisohlen. Beide sahen liebenswürdig aus, ihre zerklüfteten Gesichter trugen einen Ausdruck ansprechender Zuversicht. Sie waren offensichtlich Brüder, aber daß sie sogar Zwillinge waren, konnte Jocko natürlich nicht ahnen. Er schätzte ihr Alter um Anfang Vierzig.

Mit jugendhafter Gutmütigkeit sagte Jocko: »Na klar.«

Stace grinste. »Klasse. Wir sind gerade 3000 Meilen gefahren und müssen uns dringend ein bißchen auflockern.«

Jocko sagte zu seinen jungen Gefährten: »Ich werde sie auf meine Seite nehmen, gegen euch drei.« Da er der beste Spieler der vier jungen Leute war, würden also bei dem Spiel die Freunde seines Vaters eine Chance haben.

»Aber immer mit der Ruhe«, sagte John Heskow zu den jungen Leuten. »Vergeßt nicht, daß ihr mit Herrschaften in fortgeschrittenem Alter spielt.«

Es war um die Mitte eines Dezembernachmittags, die Luft beißend genug, das Blut anzuspornen. Das blaßgelbe kalte Sonnenlicht funkelte auf den gläsernen Dächern und Wänden von Heskows Gewächshäusern, die ihn als ehrlichen Geschäftsmann legitimierten.

Jockos junge Freunde waren gefällig und spielten anfänglich den älteren Männern zu. Aber plötzlich sausten Franky und Stace an ihnen vorbei und trafen den Korb. Jocko staunte über ihre Geschwindigkeit. Dann unterließen sie es aber, den Ball aus der Entfernung in den Korb zu werfen, und gaben ihn statt dessen ab. Das schien Ehrensache für sie zu sein.

Die gegnerische Mannschaft, von denen alle über sechs Fuß groß

waren, fing an zu versuchen, die älteren Männer mit ihrer Größe auszutricksen. Dabei richteten sie aber erstaunlich wenig aus. Schließlich verlor einer der Jungs die Nerven und stieß Franky heftig mit dem Ellbogen ins Gesicht. Plötzlich lag der Junge am Boden. Jocko, der die ganze Zeit zugesehen hatte, hätte trotzdem nicht sagen können, wie es dazu gekommen war. Aber dann schlug Stace seinem Bruder Franky mit dem Ball auf den Kopf und sagte: »Na los, spiel schon, du Scheißkopf.« Franky half dem Jungen auf die Beine, klopfte ihm auf den Hintern und sagte: »Hey, tut mir leid.« Sie spielten dann noch etwa fünf Minuten, aber dann waren die älteren Männer offensichtlich erschöpft, und die Jungs liefen ihnen glatt davon. Schließlich hörten sie auf.

Heskow brachte Erfrischungsgetränke auf den Spielplatz, und die Teenager sammelten sich um Franky, der Charisma hatte und gespielt hatte wie ein Profi. Franky umarmte den Jungen, den er umgehauen hatte. Dann, als er sich von ihm löste, grinste er sie alle an wie ein Mann von Welt, was seinem gutaussehenden eckigen Gesicht vorzüglich stand.

Er sagte: »Erlaubt einem alten Knacker ein paar Ratschläge zu geben. Dribbelt niemals, wenn ihr zuspiesen könnt. Hört nie auf, wenn ihr im letzten Viertel zwanzig Punkte runter seid. Und geht nie mit einer Frau aus, die mehr als eine Katze hat.«

Die Jungs lachten alle.

Franky und Stace schüttelten ihnen die Hände und dankten ihnen für das Spiel, dann gingen sie mit Heskow in das hübsch mit Grün bewachsene Haus. Jocko rief ihnen nach: »Hey, ihr Burschen seid echt gut.«

Drinne im Haus führte John Heskow die Besucher in ihr Zimmer hinauf. Er öffnete eine sehr schwere Tür mit einem guten Schloß, wie die Zwillinge bemerkten, ließ sie ein und schloß dann die Tür hinter ihnen.

Es war ein großes Zimmer, eigentlich eine Suite, denn es gehörte auch ein eigenes Badezimmer dazu. Im Hauptraum befanden sich zwei Einzelbetten. Heskow wußte, daß die Zwillinge gern im gleichen Zimmer schliefen. In einer Ecke des Zimmers stand ein großer Schrankkoffer, der von Stahlgurten umschlossen und mit einem schweren Vorhängeschloß gesichert war. Heskow schloß dieses auf und schlug den Deckel des Schrankkoffers zurück. Drinnen lag eine Sammlung von Handfeuerwaffen, automatischen Waffen und Munitionskisten, eine Komposition schwarzer geometrischer Formen.

»Reicht das?« fragte Heskow.

Franky stellte fest: »Keine Schalldämpfer.«

»Ihr werdet für diesen Job keine Schalldämpfer brauchen«, sagte Heskow.

»Gut«, meinte Stace. »Ich hasse Schalldämpfer. Ich treffe einfach nicht mit einem Schalldämpfer.«

»Okay«, sagte Heskow. »Ihr könnt jetzt duschen und euch einrichten. Ich werde dafür sorgen, daß die Jungs verschwinden, und das

Abendessen machen. Was meint ihr zu meinem Sohn?«

»Ein sehr netter Junge«, sagte Franky.

»Und wie findet ihr ihn beim Basketball?« fragte Heskow mit einem Anflug von Stolz, der seine Ähnlichkeit mit einer reifen Birne noch deutlicher werden ließ.

»Außerordentlich«, meinte Franky.

»Stace, was meinst du?« fragte Heskow.

»Ziemlich außerordentlich«, sagte Stace.

»Er hat ein Stipendium für Villanova«, bemerkte Heskow. »NBA auf der ganzen Strecke.«

Als die Zwillinge dann wieder ins Wohnzimmer kamen, wartete Heskow schon auf sie. Er hatte Kalbsschnitzel mit Pilzen und einen großen grünen Salat zubereitet. Rotwein stand auf dem Tisch.

Die drei setzten sich. Sie waren alte Freunde, und jeder kannte die Geschichten der anderen. Heskow war seit dreizehn Jahren geschieden. Seine Ex und Jocko wohnten ein paar Meilen weiter westlich in Babylon. Aber Jocko kam oft zu Besuch, und Heskow war ein zuverlässiger und liebender Vater.

»Ihr hättet ja eigentlich erst morgen früh ankommen sollen«, sagte Heskow. »Wenn ich gewußt hätte, daß ihr heute schon kommt, hätte ich den Jungen nicht herkommen lassen. Aber als ihr angerufen habt, war es schon zu spät ihn und seine Freunde noch rauszuschmeißen.«

»Ist schon gut«, meinte Franky. »Macht doch nichts.«

»Ihr wart echt klasse mit den Jungs«, stellte Heskow fest. »Habt ihr nie daran gedacht, es als Profis zu versuchen?«

»Nein«, sagte Stace, »wir sind doch zu klein, nur sechs Fuß. Die Auberginen waren zu groß für uns.«

»Sag so was ja nicht vor dem Jungen«, sagte Heskow entsetzt. »Er muß mit ihnen spielen.«

»Aber nicht doch«, sagte Stace, »würde ich doch nie tun.«

Heskow entspannte sich und nippte an seinem Weinglas. Er arbeitete gern mit den Sturzo-Brüdern zusammen. Sie waren Zwillinge, aber keine eineiigen. Und sie waren beide so umgänglich, so ganz anders als der größte Teil des Gesindels, mit dem er sich abgeben mußte. Sie fanden sich in der Welt zurecht mit einer Leichtigkeit, in der sich die Selbstverständlichkeit spiegelte, mit der sie als Zwillinge miteinander umgingen. Sie waren sich ihrer Stellung im Leben sicher, und diese Gewißheit ging von ihnen aus wie ein angenehmer Glanz.

Die drei aßen langsam und gelassen. Heskow füllte ihre Teller direkt aus der Bratpfanne nach.

»Ich wollte dich schon immer mal was fragen«, sagte Franky. »Warum hast du deinen Namen geändert?«

»Das ist schon lange her«, antwortete Heskow. »Ich habe mich nicht geschämt, Italiener zu sein, aber wißt ihr, ich sehe doch so verdammt deutsch aus. Mit diesem blonden Haar und den blauen Augen und dieser

Nase. Irgendwie paßte ein italienischer Name nicht richtig dazu.«

Beide Zwillinge lachten mit gefälligem Einverständnis. Sie wußten zwar, daß die Begründung, die er für seinen Namenswechsel vorbrachte, Quatsch war, aber das kümmerte sie nicht weiter.

Als sie mit dem Salat fertig waren, brachte ihnen Heskow frisch zubereitete doppelte Espressos und stellte einen Teller mit italienischem Gebäck auf den Tisch. Er bot ihnen auch Zigarren an, die lehnten sie aber ab. Sie blieben lieber bei ihren Marlboros, die zu ihren zerklüfteten Wildwestgesichtern paßten.

»Es wird Zeit, daß wir zum Geschäft kommen«, meinte Stace. »Die Sache muß wichtig sein. Warum mußten wir sonst die ganzen beschissenen dreitausend Meilen fahren? Wir hätten schließlich auch fliegen können.«

»Ach, es war gar nicht so übel«, sagte Franky. »Mir hat es gefallen. Wir haben Amerika aus der Nähe gesehen. Wir haben uns amüsiert. Die Leute in den kleinen Städten waren großartig.«

»Absolut klasse«, sagte Stace. »Trotzdem war es eine lange Fahrt.«

»Ich wollte keine Spuren auf den Flugplätzen hinterlassen. Da schnüffeln sie doch immer zuerst«, bemerkte Heskow. »Und diesmal wird ein großes Aufgebot schnüffeln. Ich hoffe, das beunruhigt euch Jungs nicht.«

»Läßt uns eiskalt«, antwortete Stace. »Aber wer, zum Teufel, ist es nun?«

»Don Raymonde Aprile«, sagte Heskow und verschluckte sich dabei fast an seinem Espresso.

Es folgte ein langes Schweigen, und dann verspürte Heskow zum ersten Mal die Grabeskälte, die die Zwillinge ausstrahlen konnten.

Franky meinte ruhig: »Du hast uns dreitausend Meilen fahren lassen, um uns diesen Job anzubieten?«

Stace lächelte Heskow an und sagte: »John, es war nett, dich gekannt zu haben. Jetzt brauchst du uns nur noch unsere Stornogebühr zu zahlen, und dann reisen wir ab.«

Beide Zwillinge lachten über diesen kleinen Scherz, den aber Heskow nicht verstand.

Einer von Frankys Freunden in L.A., ein freiberuflicher Journalist, hatte ihnen einmal erklärt, daß Zeitschriften durchaus Recherchen zu einem Artikel bezahlten, ohne aber den Artikel zu kaufen. Die Redaktion pflegte in solchen Fällen dann nur einen kleinen Prozentsatz des vereinbarten Honorars als Storno zu bezahlen, wenn beschlossen war, daß der Artikel sterben sollte. Die Zwillinge hatten die Praxis einfach in ihr Geschäft übertragen. Wenn sie einen Auftrag ablehnten, berechneten sie einen Teil des Honorars nur dafür, daß sie sich den Vorschlag angehört hatten. In diesem speziellen Fall hatten sie, wegen der weiten Reise und weil sie zu zweit waren, die fällige Stornogebühr auf zwanzigtausend Dollar festgesetzt.

Heskow andererseits mußte sich anstrengen, sie zur Annahme des Auftrags zu bewegen. »Der Don lebt schon seit drei Jahren im Ruhestand«, sagte er. »Seine ganzen alten Kontakte sitzen im Gefängnis. Er hat keine Macht mehr. Der einzige, der noch Ärger machen könnte, ist Timmona Portella, und der wird keinen machen. Euer Honorar ist eine Million Dollar, die Hälfte davon zahlbar nach Ausführung des Auftrags, die andere nach einem Jahr. Aber dieses eine Jahr lang müßt ihr euch bedeckt halten. Die Sache ist gründlich vorbereitet. Ihr Jungs braucht nur hinzugehen und zu schießen.«

Stace bemerkte: »Eine Million Dollar ist 'ne Menge Geld.«

»Mein Klient weiß, daß es keine Kleinigkeit ist, Don Aprile auszuschalten. Er will dafür nur die Besten: Leute, die genau zielen und nachher den Mund halten können. Und er hat sich schlau gemacht und weiß, daß ihr für solche Aufgaben einfach die besten seid«, antwortete Heskow.

Franky sagte: »Und sicherlich gibt's nicht viele, die bereit sind, das Risiko auf sich zu nehmen.«

»Ja«, meinte Stace. »Da muß man dann für den Rest seiner Tage mit leben. Daß da noch jemand hinter einem her ist, nicht nur die Bullen und die Bundespolizei.«

»Ich schwöre euch«, sagte Heskow, »das NYPD wird sich nicht groß anstrengen. Und das FBI wird sich überhaupt nicht einmischen.«

»Und die alten Freunde des Dons?« fragte Stace.

»Die Toten haben keine Freunde.« Heskow hielt einen Augenblick inne. »Als sich der Don aus dem Geschäft zurückgezogen hat, kappte er all seine Verbindungen. Ihr habt überhaupt keinen Grund, euch irgendwelche Sorgen zu machen.«

»Ist es nicht komisch, daß uns die Leute, die uns Aufträge anbieten, immer versichern, daß wir uns keine Sorgen zu machen brauchen?« meinte Franky zu Stace.

Stace lachte. »Das können sie sagen, weil sie selber ja nicht zu schießen brauchen. John, du bist ein alter Freund, wir vertrauen dir. Aber könntest du dich nicht irren? Was ist, wenn der Don doch noch alte Freunde hat? Du weißt, wie er operiert. Gnadenlos. Wir müßten büßen, nicht nur mit dem Leben. Ehe wir sterben, werden wir schon ein paar Stunden in der Hölle zubringen müssen. Und unsere Familien wird er auch nicht ungeschoren davonkommen lassen. Denke an deinen Sohn. Wenn er einmal tot und begraben ist, hat die NBA keine Verwendung mehr für ihn. Vielleicht sollten wir wissen, wer hinter diesem Auftrag steckt.«

Heskow lehnte sich zu ihnen vor, seine helle Haut war scharlachfarben gerötet. »Das kann ich euch nicht sagen. Ihr wißt das. Ich bin nur der Makler. Und all diesen anderen Scheiß habe ich bedacht«, sagte er. »Glaubt ihr, daß ich blöde bin? Wer weiß nicht, wer der Don ist? Aber jetzt ist er hilflos. Das ist mir von höchster Stelle versichert worden. Die Polizei

wird nur Dienst nach Vorschrift machen. Das FBI kann es sich nicht leisten, eine Untersuchung zu beginnen. Und die Oberhäupter der Mafia werden sich nicht einmischen. Die Sache ist idiotensicher.«

»Ich hätte mir nie träumen lassen, daß eines Tages Don Aprile auf meiner Abschußliste stehen würde«, meinte Franky. Der Auftrag sprach seine Eitelkeit an. Einen in der Welt so gefürchteten und hochgeachteten Mann zu töten.

Stace bemerkte warnend: »Franky, das ist kein Basketballspiel. Wir schütteln dem Gegner nicht die Hand und gehen vom Spielfeld, wenn wir verloren haben.«

»Stace, es geht um eine glatte Million. Und John hat uns noch nie in die Irre geführt. Gehen wir mit ihm.«

Stace fühlte, wie in ihnen beiden die Erregung wuchs. Ach, zur Hölle. Er und Franky würden schon auf sich aufpassen können. Schließlich ging es wirklich um eine glatte Million. Und Stace war für deren Reize keineswegs unempfindlich. Man hätte sogar sagen können, daß er geschäftstüchtiger war als sein Bruder.

»Okay«, sagte er. »Wir machen mit. Aber Gott sei unseren Seelen gnädig, wenn du dich geirrt hast.« Er war einmal Meßdiener gewesen.

»Und was ist, wenn das FBI den Don überwacht? Müssen wir nicht darauf achten?« fragte Franky.

»Nein«, sagte John Heskow. »Als alle seine alten Freunde eingesperrt wurden, hat sich der Don wie ein Herr aus dem Geschäft zurückgezogen. Das FBI hat das zu schätzen gewußt. Sie lassen ihn in Frieden. Ich verbürge mich dafür. Und jetzt erzähle ich euch den Rest.«

Er brauchte eine halbe Stunde, ihnen den Mordplan in allen Einzelheiten zu entwickeln. Die Zwillinge hörten aufmerksam zu.

Endlich fragte Stace: »Wann?«

»Sonntag morgen«, sagte John Heskow. »Die ersten beiden Tage bleibt ihr hier. Danach fliegt ihr mit dem Privatjet von Newark.«

»Wir brauchen einen sehr guten Fahrer«, meinte Stace. »Der Extraklasse.«

»Ich fahre«, sagte Heskow. Und dann fast entschuldigend: »Es ist ein sehr großer Zahltag.«

Während des verbleibenden Wochenendes hütete Heskow die Sturzo-Brüder, kochte ihnen Mahlzeiten, machte ihnen die Besorgungen. Er war nicht sonderlich leicht zu beeindrucken, aber die Sturzos ließen ihm gelegentlich doch das Herz frösteln. Sie waren wie Nattern, die Köpfe ständig auf der Hut, doch dabei waren sie liebenswürdig und halfen ihm sogar, die Blumen in den Gewächshäusern zu versorgen.

Die Brüder spielten Basketball vor dem Abendessen, und Heskow sah fasziniert, daß ihre Körper wie Schlangen aneinander vorbeiglitten. Franky war schneller und ein tödlicher Schütze. Stace war nicht so gut, aber schlauer. Franky hätte es in die NBA geschafft, dachte Heskow. Aber hier wurde ja nicht Basketball gespielt. Bei einer echten Krise war man mit

Stace besser dran. Stace war der Mann, der sich als erster Schütze empfahl.

ZWEITES KAPITEL

Der große Blitzkrieg gegen die New Yorker Mafia-Familien in den neunziger Jahren ließ aus deren Reihen nur zwei Männer überleben. Don Raymonde Aprile, der größte und gefürchtetste, blieb unberührt. Der andere Überlebende, Don Timmona Portella, der ihm an Macht fast gleichkam, doch als Mann weit hinter ihm zurückstand, hatte sein Entkommen anscheinend nur dem Glück zuzuschreiben.

Aber die Zukunft war klar. Angesichts der 1970 so undemokratisch verfaßten RICO-Gesetze, des Feuereifers der FBI-Teams, die jetzt versuchten, die Macht der Mafia zu brechen, und in Anbetracht des schwindenden Glaubens an die Tugend der omertà bei den Soldaten der amerikanischen Mafia, wußte Don Raymonde, daß es für ihn Zeit war, in aller Würde von der Bühne abzutreten.

Der Don hatte seine Familie dreißig Jahre lang regiert und war nun Legende. Er war in Sizilien aufgewachsen und war frei von den falschen Ideen und der prahlerischen Arroganz der schon in Amerika geborenen Mafiahäuptlinge. Er war vielmehr ein Oberhaupt nach dem Muster jener Sizilianer des 19. Jahrhunderts, die Städte und Dörfer beherrscht hatten mit ihrem persönlichen Charisma, ihrem Ehrgefühl und ihrem gnadenlosen und unanfechtbaren Urteil über jeden, den sie der Feindschaft verdächtigten. Er hatte auch bewiesen, daß er über das strategische Genie jener alten Helden verfügte.

Jetzt, mit zweiundsechzig, konnte er sagen, daß er sein Leben geordnet hatte. Er hatte seine Feinde beseitigt und seinen Pflichten als Freund und Vater genügt. Er konnte sich nun guten Gewissens seines Alters erfreuen, sich aus den Disharmonien seiner Welt zurückziehen und sich darauf beschränken, die seinen Jahren angemessene Rolle eines angesehenen Bankers und einer Größe der Gesellschaft zu spielen.

Seine drei Kinder waren sicher in erfolgreichen und ehrbaren Karrieren untergebracht. Sein ältester Sohn Valerius war nun siebenunddreißig und verheiratet, hatte Kinder und war Oberst in der Armee der Vereinigten Staaten und Lehrer an der Kadettenanstalt und Heeresakademie West Point. Diese Laufbahn wurde ihm wegen seiner Schüchternheit als Kind ausgesucht. Der Don hatte ihn seinerzeit nach West Point geschickt, um durch die dortige Erziehung diesen charakterlichen Mangel auszugleichen.

Sein zweiter Sohn Marcantonio war, zweifellos auf Grund eines Geheimnisses in der Zusammenstellung seiner Gene, schon im noch jugendlichen Alter von fünfunddreißig Jahren Direktor eines nationalen Fernsehsenders. Als Junge war er launisch gewesen und hatte in einer Phantasiewelt gelebt, weshalb der Don befürchtet hatte, daß er bei jeder

ernsthaften Unternehmung scheitern würde. Aber jetzt wurde er häufig in den Zeitungen als kreativer Visionär bezeichnet, was dem Don natürlich schmeichelte, wenn es ihn auch nicht überzeugte. Er war schließlich der Vater des Jungen. Und wer kannte ihn besser?

Seine Tochter Nicole war als kleines Kind Nikkie genannt worden, hatte aber im Alter von sechs Jahren darauf bestanden, mit ihrem vollen Namen angeredet zu werden. Sie war ihm von seinen Kindern das liebste. Jetzt war sie neunundzwanzig Jahre alt und praktizierte als Anwältin, Feministin und Pflichtverteidigerin jener armen und elenden Verbrecher, die sich aus eigenen Mitteln keine angemessene Verteidigung leisten können. Ihre besondere Stärke war die Rettung von Mördern vor dem elektrischen Stuhl, Gattenmörderinnen vor dem Gefängnis und von rückfälligen Vergewaltigern vor der Sicherheitsverwahrung. Sie war entschiedene Gegnerin der Todesstrafe, glaubte an die mögliche Rehabilitation jedweden Verbrechers und war gegen die wirtschaftliche Struktur der Vereinigten Staaten entschieden kritisch eingestellt. Sie glaubte, daß ein Land, das so reich war wie die USA, sich um die Armen kümmern müsse, egal, was deren Fehler auch sein mochten. Trotz alledem war sie auf ihrem Spezialgebiet des Gesellschaftsrechts eine sehr geschickte und hartnäckige Verhandlungsführerin, eine beeindruckende Frau, die sich durchsetzen konnte. Doch der Don war in keinem Punkte ihrer Meinung.

Auch Astorre gehörte zur Familie und stand, obwohl er nur ein Neffe war, dem Don äußerst nahe. Er war ausgesprochen lebhaft und charmant, und die anderen Kinder des Dons waren es gewöhnt, ihn als Bruder anzusehen - schließlich war er ja als Zweijähriger schon in die Familie gekommen und hatte bis zum Alter von sechzehn Jahren mit ihnen zusammengelebt. Zwar war er vor elf Jahren nach Sizilien geschickt worden, aber als sich der Don aus seinen Geschäften zurückgezogen hatte, hatte er Astorre zurückkommen lassen.

Der Don hatte seinen Rückzug ins Privatleben sorgfältig geplant. Er verteilte sein Reich in der Absicht, potentielle Feinde zu besänftigen, suchte aber auch treue Freunde zu belohnen, in dem Wissen, daß Dankbarkeit von allen Tugenden die am wenigsten dauerhafte ist und daß Geschenke immer wieder erneuert werden müssen.

Dem Don war zumal daran gelegen, Timmona Portella ruhigzustellen. Portella war gefährlich wegen seiner Exzentrizität und Mordlust, der er mitunter ohne jeden Anlaß nachgab.

Wie Timmona Portella dem Blitzkrieg des FBI in den Neunzigern entgangen war, galt allgemein als völliges Rätsel. Denn er war ein in Amerika geborener Don ohne Feinheit, ein unvorsichtiger und maßloser Mann von cholerischem Temperament. Er war äußerst massig, mit einem riesigen Bauch, und kleidete sich wie ein picciotto aus Palermo, ein junger unerfahrener Killer: bunt und ganz in Seide. Seine Macht beruhte auf seiner Kontrolle des Rauschgiftgeschäfts. Er war ein großer Schürzenjäger, aber, im Alter von nunmehr fünfzig Jahren, noch nicht

einmal verheiratet gewesen. Wahre Zuneigung bewies er nur seinem jüngeren Bruder Bruno, der geistig etwas zurückgeblieben zu sein schien, aber die Neigung des Älteren zur Brutalität teilte.

Don Aprile hatte Portella nie getraut und selten Geschäfte mit ihm gemacht. Der Mann war gefährlich wegen seiner Schwächen, ein Mann, den man versuchen mußte zu neutralisieren.

Jetzt bestellte er also Timmona Portella zu einem Treffen. Der Mann kam mit seinem Bruder Bruno.

Aprile begrüßte die beiden wie gewöhnlich betont höflich, kam aber schnell zur Sache.

»Mein lieber Timmona«, sagte er. »Ich ziehe mich von allen meinen Geschäften zurück, außer von meinen Banken. Infolgedessen werden jetzt Sie in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, und Sie müssen vorsichtig sein. Wenn Sie jemals Rat brauchen sollten, zögern Sie nicht, sich an mich zu wenden. Denn ganz ohne Mittel werde ich auch nach meinem Rückzug nicht sein.«

Bruno, eine Replik seines Bruders in kleinerem Format, wußte um das große Ansehen, das der Don genoß, und lächelte zufrieden, weil der große Mann seinem älteren Bruder so offenkundig seine Hochachtung bewies. Aber Timmona verstand den Don viel besser: Er wußte, daß er gewarnt worden war.

Er nickte dem Don achtungsvoll zu. »Sie haben von uns allen immer das beste Urteil bewiesen«, sagte er. »Und ich habe volles Verständnis für Ihr Vorgehen. Rechnen Sie auf meine Freundschaft.«

»Sehr gut, sehr gut«, meinte der Don. »Und jetzt möchte ich Ihnen diese Warnung als Gefallen mitgeben: Dieser Mann vom FBI, Cilke, ist sehr verschlagen. Trauen Sie ihm nie. Er ist berauscht von seinem Erfolg, und Sie werden sein nächstes Ziel sein.«

»Aber Sie und ich sind ihm schon entkommen«, sagte Timmona. »Obwohl er alle unsere Freunde zur Strecke gebracht hat. Ich fürchte ihn nicht, aber ich danke Ihnen.«

Sie tranken darauf noch ein Glas zusammen, und dann gingen die Portella-Brüder. Im Wagen sagte Bruno: »Was für ein großer Mann.«

»Ja«, sagte Timmona. »Er war ein großer Mann.«

Der Don war mit dem Verlauf der Unterhaltung sehr zufrieden. Er hatte die Besorgnis in Timmonas Augen gesehen und war sicher, daß er von ihm nichts mehr zu befürchten hatte.

Don Aprile arrangierte auch ein geheimes Treffen mit Kurt Cilke, dem Chef des FBI in New York City. Cilke war zu seiner Überraschung ein Mann, dem er eine gewisse Bewunderung nicht versagen konnte. Er hatte die Mehrzahl der Mafiabosse der Ostküste ins Gefängnis geschickt und die Macht der Mafia dort fast gebrochen.

Don Raymonde Aprile war ihm entschlüpft, weil dem Don die Identität des geheimen Informanten des FBI bekannt war, des Spitzels, der Cilkes Erfolge ermöglicht hatte. Aber der Don bewunderte Cilke vor allem, weil er

immer fair zu spielen schien, niemals krumme Touren gemacht und die Kinder des Don aus dem Spiel gelassen hatte. So meinte nun der Don, ihn anständigerweise warnen zu müssen.

Das Treffen fand im Hause des Dons in Montauk statt. Cilke sollte allein kommen, womit er gegen die Bestimmungen seiner eigenen Behörde verstoßen würde. Der Direktor des FBI persönlich hatte das gebilligt, aber darauf bestanden, daß Cilke eine spezielle Aufnahmevorrichtung benutzte, ein Implantat, das ihm unter die Rippen in den Körper geschoben wurde, aber absolut unsichtbar blieb.

Sie trafen sich an einem goldenen Oktoberabend auf der Veranda des Landsitzes, den der Don in Montauk auf Long Island besaß. Es war Cilke bisher nie gelungen, mit einer Abhöranlage in dieses Haus einzudringen, und ein Richter hatte sich gegen ständige Überwachung durch Agenten ausgesprochen.

Cilke wurde von den Leuten des Dons nicht durchsucht, was ihn überraschte. Offensichtlich plante Don Raymonde Aprile nicht, ihm irgendein illegales Anerbieten zu machen.

Wie immer war Cilke erstaunt und sogar ein bißchen entrüstet über den Eindruck, den der Don auf ihn machte. Obwohl er wußte, daß der Mann Hunderte von Morden angeordnet und unzählige Gesetze gebrochen hatte, konnte Cilke ihn nicht hassen. Und doch hielt er solche Männer für böse und haßte sie rein theoretisch, weil ihr Wirken die Zivilisation zerstörte.

Don Aprile trug einen dunklen Anzug, eine dunkle Krawatte, ein weißes Hemd. Sein Gesichtsausdruck war ernst, doch verständnisvoll, und die Züge bezeugten die Sanftmut eines die Tugend liebenden Mannes. Wie konnte jemand, der ein so humanes Gesicht hatte, so gnadenlos handeln? fragte sich Cilke.

Der Don bot dem FBI-Mann nicht die Hand, offenbar um Cilke die Peinlichkeit zu ersparen, einem Mafioso die Hand schütteln zu müssen. Er bat ihn statt dessen, Platz zu nehmen, und neigte grüßend den Kopf.

»Ich habe beschlossen, mich selbst und meine Familie unter Ihren Schutz - das heißt, unter den Schutz der Gesellschaft - zu stellen«, sagte er.

Cilke war erstaunt. Was, zum Teufel, wollte der alte Mann damit sagen?

»Während der letzten zwanzig Jahre haben Sie sich zu meinem Feind gemacht. Aber immer habe ich dabei mit Dankbarkeit die Fairneß Ihres Vorgehens zu schätzen gewußt. Sie haben nie versucht, Beweismittel gegen mich zu fälschen oder Zeugen zum Meineid anzustiften. Dennoch haben Sie die Mehrzahl meiner Freunde ins Gefängnis gebracht und sich alle Mühe gegeben, mir das gleiche Schicksal zu bereiten.«

Cilke lächelte. »Das tue ich noch immer.«

Der Don nickte zustimmend. »Ich habe alles Zweifelhafte abgestoßen und nur ein paar Banken behalten. Das Bankgeschäft kann ja wohl als respektabel gelten. Ich habe mich unter den Schutz Ihrer Gesellschaft

gestellt. Im Gegenzug bin ich bereit, meine Pflicht dieser Gesellschaft gegenüber zu tun. Sie können mir das erheblich erleichtern, wenn Sie aufhören, mich zu verfolgen. Außerdem besteht auch kein Anlaß mehr.«

Cilke zuckte die Achseln. »Das Büro trifft die Entscheidungen. Und schließlich bin ich schon so lange hinter Ihnen her, daß nicht einzusehen ist, warum ich gerade jetzt aufhören sollte. Ich könnte Glück haben.«

Das Gesicht des Dons wurde noch ernster und zeigte nun sogar einen Ausdruck von Erschöpfung. »Ich kann Ihnen etwas zum Tausch anbieten. Ihre großen Erfolge während der letzten Jahre haben meine Entscheidung beeinflußt. Ich kenne aber Ihren wichtigsten Informanten. Ich weiß, wer er ist. Und ich habe das niemandem verraten.«

Cilke zögerte ein paar Sekunden, ehe er gleichmütig sagte: »Ich habe keinen solchen Informanten. Und im übrigen trifft auch in dieser Angelegenheit meine Behörde die Entscheidungen, nicht ich habe diesbezüglich zu bestimmen. Sie haben also meine Zeit verschwendet.«

»Nein, nein«, sagte der Don. »Ich will keinen Vorteil, nur ein Arrangement. Gestatten Sie mir, und sei es nur um meines Alters willen, Ihnen zu sagen, was ich erfahren habe in meinem Leben: Üben Sie Macht nicht aus, nur weil es Ihnen leichtfällt. Und lassen Sie sich von Siegesgewißheit nicht hinreißen, wenn Ihr Verstand Ihnen sagt, daß es zu einer Tragödie kommen könnte. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Sie jetzt als einen Freund betrachte, nicht als Feind, und bedenken Sie, was Sie zu gewinnen oder zu verlieren haben, wenn Sie dieses Anerbieten zurückweisen.«

»Und wenn Sie wirklich in den Ruhestand getreten sind, was habe ich dann noch von Ihrer Freundschaft?« fragte Cilke lächelnd.

»Sie werden meinen guten Willen haben«, sagte der Don. »Und der gute Wille selbst des kleinsten Mannes ist etwas wert.«

Später spielte Cilke das Band Bill Boxtton vor, seinem Stellvertreter. »Was, zum Teufel, hat all das zu bedeuten?«

fragte Bill.

»Das ist etwas, das du noch lernen mußt«, erklärte ihm Cilke. »Er hat mir zu verstehen gegeben, daß er nicht vollkommen wehrlos ist, daß er ein Auge auf mich hat.«

»Was für ein Quatsch«, sagte Boxtton. »Die können doch einem Bundesagenten nichts!«

»Das stimmt«, sagte Cilke. »Trotzdem bleibe ich ihm ja auch auf den Fersen, ob im Ruhestand oder nicht. Trotzdem bin ich mißtrauisch. Denn absolut sicher sein können wir nicht...«

Da er die Geschichte der angesehensten Familien Amerikas studiert hatte, die im Zeitalter der Eisenbahnbauten ohne jede Rücksicht auf das Gesetz oder ethische Skrupel ungeheure Vermögen angesammelt hatten, wurde Don Aprile auf seine alten Tage genau wie sie zum Wohltäter. Wie jene großen Männer hatte auch er immer noch ein Imperium - er besaß zehn Privatbanken in den größten Städten der Welt -, und so baute er den

Armen ein Krankenhaus. Auch förderte er die Künste. Er stiftete einen Lehrstuhl für das Studium der Renaissance an der Columbia Universität.

Yale und Harvard wiesen allerdings eine Spende von zwanzig Millionen Dollar für den Bau eines Studentenwohnheims zurück, das er nach Christoph Kolumbus benannt wissen wollte; doch der Entdecker Amerikas war derzeit in intellektuellen Kreisen in Mißkredit geraten. Yale erklärte sich zwar bereit, das Geld zu nehmen, wenn das Wohnheim den ungerecht zum Tode verurteilten Anarchisten Sacco und Vanzetti gewidmet werden könnte, aber der Don hatte für Sacco und Vanzetti nichts übrig. Er verachtete Märtyrer.

Ein geringerer Mann wäre beleidigt gewesen und hätte einen Groll gegen die undankbaren Universitäten gehegt. Aber Raymonde Aprile kannte keine Ressentiments. Das zurückgewiesene Geld gab er der katholischen Kirche und ließ dafür seiner nunmehr schon seit fünfundzwanzig Jahren im Himmel weilenden Frau tägliche Messen lesen.

Eine Million Dollar stiftete er dem Wohltätigkeitsverein der New Yorker Polizei, und eine weitere Million stiftete er für den Schutz illegaler Einwanderer. Während der seit seinem Rückzug ins Privatleben inzwischen vergangenen drei Jahre hatte er die Welt mit Wohltaten überhäuft. Er unterstützte jedes Anliegen außer einem: Zu der Kampagne seiner Tochter Nicole gegen die Todesstrafe leistete er keinen Beitrag.

Es ist erstaunlich, wie drei Jahre voller Wohltaten und finanzieller Großzügigkeit einen im Laufe von dreißig Jahren erworbenen Ruf der Gnadenlosigkeit fast auslöschten können. Aber große Männer kaufen auch die eigene Selbstachtung, die Vergebung hinsichtlich des Verrats von Freunden und der Ausführung vernichtender Urteile. Und diese allgemein menschliche Schwäche hatte auch der Don.

Denn Don Raymonde Aprile war ein Mann, der den strengen Regeln seiner eigenen besonderen Moral entsprechend gelebt hatte. Sie hatte ihm dreißig Jahre die Achtung seiner Mitmenschen verschafft, aber auch eine außerordentliche Furcht, die zur Grundlage seiner Macht wurde. Diese Moral entsprang nicht angeborener Grausamkeit oder dem psychopathischen Begehren, Schmerzen zuzufügen, sondern der unerschütterlichen Überzeugung, daß Menschen nicht gehorchen wollten. Selbst Luzifer, der oberste der Engel, hatte Gott den Gehorsam verweigert und war deshalb aus dem Himmel verstoßen worden.

Demnach blieb einem ehrgeizigen Mann, der um die Macht kämpfte, nichts anderes übrig. Natürlich konnte man die Leute auch davon überzeugen, daß der Gehorsam in ihrem eigenen besten Interesse lag. Das war nur vernünftig. Aber wenn solche Mittel versagten und die Widersetzlichkeit auf gutlichem Wege nicht aus der Welt zu schaffen war, blieb nur die Todesstrafe. Es verbot sich etwa, Strafen anzudrohen, die dem Bestraften noch Vergeltung ermöglichten. Nein, der Ungehorsam mußte einfach von der Bildfläche verschwinden, und zwar für immer.

Verrat war das schlimmste Vergehen. Die Familie des Verräters mußte

dafür büßen, sein Freundeskreis, seine ganze Welt der Zerstörung anheimfallen. Denn es gibt viele tapfere stolze Männer, die um eines erhofften Gewinns willen gern das eigene Leben einsetzen würden; aber niemand setzt ohne weiteres die Sicherheit seiner Lieben aufs Spiel.

Und so hatte Don Aprile ungeheuren Schrecken verbreitet. Er verließ sich auf seine Großzügigkeit bei der Verteilung weltlicher Güter, um die nicht so wichtige Liebe seiner Mitmenschen zu gewinnen.

Es muß aber gesagt werden, daß er auch gnadenlos zu sich selbst war. Trotz seiner ungeheuren Macht konnte er doch den Tod seiner jungen Frau, die ihm drei Kinder geboren hatte, nicht verhindern. Sie starb einen langsamen und schrecklichen Krebstod. Während der sechs Monate, die er ihrem Sterben zusah, gelangte er zu der Überzeugung, daß sie für all die von ihm begangenen Todsünden bestraft wurde, und erlegte sich seine eigene Buße auf: Er würde nie wieder eine andere Frau heiraten. Er beschloß, seine Kinder gesetzestreu erziehen zu lassen und zu verhindern, daß sie in seiner so von Haß und Gefahren erfüllten Welt aufwüchsen. Er beschloß, ihnen zu helfen, ihren Weg zu finden, aber dafür zu sorgen, daß sie niemals in seine Geschäfte verwickelt wurden. Mit großer Traurigkeit erkannte er, daß er wahre Vaterschaft nie kennenlernen würde.

So hatte der Don seine drei Kinder - Nicole, Valerius und Marcantonio - auf besondere private Internate geschickt. Nie hatte er sie an seinem persönlichen Privatleben Anteil nehmen lassen. Sie kamen an den Feiertagen und in den Ferien nach Hause, und bei diesen Gelegenheiten begegnete er ihnen als liebevoller, wenn auch etwas distanzierter Vater. Aber seine Welt blieb ihnen verschlossen.

Und obwohl ihnen sein Ruf kein Geheimnis war, liebten ihn seine Kinder. Über diesen ihnen bekannten Ruf sprachen sie übrigens auch untereinander nie. Es handelte sich dabei um eines jener Familiengeheimnisse, die keine Geheimnisse sind.

Niemand hätte den Don sentimental oder gefühlvoll nennen können. Er hatte sehr wenige persönliche Freunde und ging gesellschaftlichen Veranstaltungen am liebsten aus dem Weg. Nur einmal, vor vielen Jahren, hatte er sich durch Mitleid leiten lassen, was selbst seine Kollegen in Amerika erstaunt hatte.

Als Don Aprile mit dem kleinen Astorre aus Sizilien zurückgekehrt war, lag seine geliebte Frau auf dem Sterbebett, und seine eigenen drei Kinder waren völlig verzweifelt. Da er das ihm anvertraute Kind unter diesen Umständen nicht bei sich behalten wollte, weil er glaubte, ihm zu schaden, beschloß der Don, es einem seiner engsten Vertrauten in Pflege zu geben, einem gewissen Frank Viola. Bei dieser Wahl bewies der Don aber keine sehr glückliche Hand, denn genau damals hatte Frank Viola den Ehrgeiz, dem Don in seiner Stellung nachzufolgen.

Doch kurz nach dem Tode der Frau des Dons wurde Astorre Viola in die Familie Don Raymondes aufgenommen. Sein vorgegeblicher Vater hatte

merkwürdigerweise im Kofferraum seines Wagens Selbstmord begangen, und seine Mutter starb an einer Gehirnblutung. Daraufhin nahm der Don den Jungen zu sich und gab sich als dessen Onkel zu erkennen.

Als Astorre alt genug war, Nachforschungen über seine Eltern anzustellen, erklärte ihm Don Raymonde, daß er früh verwaist sei. Aber Astorre war ein neugieriger und hartnäckiger Junge, und so erzählte ihm der Don, um allen weiteren Fragen einen Riegel vorzuschieben, daß seine Eltern arme Bauern gewesen seien, die ihn nicht hätten ernähren können und die irgendwo in Sizilien in einem kleinen Dorf verstorben seien. Der Don wußte, daß diese Erklärung den Jungen nicht vollkommen zufriedenstellte, und hatte wegen des Betrugs, dessen er sich damit schuldig machte, doch ein schlechtes Gewissen. Aber er wußte, daß es wichtig war, dem Kind erst einmal seine Mafiaherkunft zu verheimlichen, nicht nur um Astorres Sicherheit willen, sondern auch um die seiner leiblichen Kinder.

Don Raymonde war ein weitblickender Mann, und so wußte er, daß sein Erfolg nicht ewig dauern würde. Die Welt war zu verräterisch. Von Anfang an plante er deshalb, die Seiten zu wechseln, die Sicherheit der ordentlichen Gesellschaft zu suchen. Nicht daß ihm diese Absicht in der Jugend schon bewußt gewesen wäre, aber große Männer wissen instinktiv, was die Zukunft von ihnen fordern wird. Und in diesem Fall hatte er wahrlich aus Mitleid gehandelt. Denn bei dem erst zweijährigen Astorre Viola war noch nicht zu erkennen gewesen, welche Rolle er in der Familie spielen würde. Der Don verstand, daß die Glorie Amerikas den großen Familien zu verdanken war und daß die beste Klasse der Gesellschaft von Männern begründet wurde, die zunächst große Verbrechen gegen diese Gesellschaft begangen hatten. Solche Männer hatten in ihrem Streben nach großen Vermögen nebenbei auch Amerika aufgebaut, während ihre Verbrechen vergessen in den Staub gesunken waren. Wie anders hätte man denn verfahren sollen? Hätte man etwa die Prärie den Indianern lassen sollen, für die schon die Vorstellung eines dreistöckigen Gebäudes zu hoch war? Hätte man Kalifornien den Mexikanern lassen sollen, die keine technischen Fähigkeiten hatten und die niemals jene gigantischen Wasserleitungen konzipiert hätten, die nun Millionen von Menschen gestatteten, auf diesem Land ein wohlhabendes Leben zu führen? Amerika hatte das Genie, aus der ganzen Welt Millionen von arbeitsamen Armen anzulocken und sie zu motivieren, sich beim Bau von Eisenbahnen, Staudämmen und Wolkenkratzern abzuschuften. Ach, und die Freiheitsstatue war doch ein brillanter Reklamecoup gewesen. Und war nicht letztlich alles gut ausgegangen? Na klar, Tragödien hatte es auch gegeben, aber die gehörten nun mal zum Leben. War nicht Amerika das üppigste Füllhorn, das die Menschheit je gekannt hatte? War nicht ein gewisses Maß von Unrecht bei der Verteilung der Schätze, die es barg, ein kleiner Preis für die Fülle seiner Gaben? Schon immer hatten einzelne für den Fortschritt der Zivilisation und die Verbesserung der Gesellschaft

Opfer bringen müssen.

Aber es gibt noch eine andere Definition des großen Mannes, die besagte, daß er unter dieser Bürde nicht leiden müssen. Auf irgendeine Weise, verbrecherisch, unmoralisch oder einfach gerissen, wird er es schaffen, auf dem Wellenkamm des menschlichen Fortschritts zu reiten, ohne seinerseits Opfer zu bringen.

Don Raymonde Aprile war ein großer Mann auch in dieser Hinsicht. Er schuf sich seine Macht durch seine Intelligenz und seine vollkommene Gnadenlosigkeit. Er wurde gefürchtet und wurde zur Legende. Und als seine Kinder erwachsen waren, weigerten sie sich, die schrecklichen Geschichten, die von ihm erzählt wurden, zu glauben.

Etwa die Legende vom Beginn seiner Herrschaft über die Familie. Der Don kontrollierte eine Baufirma, die von einem Untergebenen geleitet wurde, einem gewissen Tommy Liotti, den der Don schon in jungen Jahren zum reichen Mann gemacht hatte, indem er ihm städtische Bauaufträge zugeschanzt hatte. Liotti war ein gutaussehender Mann, geistreich und charmant. Der Don hatte seine Gesellschaft immer genossen. Er hatte nur einen Fehler. Er trank zuviel.

Er heiratete die beste Freundin von Raymondes Frau, Liza, eine altmodische Schönheit mit scharfer Zunge, die es für ihre Pflicht hielt, die unangemessene Selbstverliebtheit ihres Gatten zu mäßigen. Das hatte mitunter bedauerliche Zwischenfälle zur Folge. Tommy ließ sich die Ermahnungen seiner Frau geduldig gefallen, solange er nüchtern war, aber sobald er betrunken war, rutschte ihm nicht selten die Hand aus, und Liza biß sich auf die Zunge.

Bedauerlich in diesem Zusammenhang war auch, daß der Ehemann außerordentlich kräftig war, dank seiner harten Arbeit auf Baustellen während seiner Jugend. Er trug immer kurzärmelige Hemden, die seine massigen Unterarme und den spannkraftigen Bizeps gut zur Geltung brachten.

Leider wurden im Laufe von zwei Jahren Zwischenfälle der angedeuteten Art zwischen den Eheleuten immer häufiger und auch ernster. Eines Nachts brach Tommy seiner Frau das Nasenbein und schlug ihr ein paar Zähne aus, was einen teuren chirurgischen Eingriff erforderlich machte. Die Frau wagte es nicht, Don Apriles Gattin um Schutz zu bitten, weil sie ahnte, daß sie ein solches Ersuchen zur Witwe machen würde. Und sie liebte den charmanten Tommy Liotti immer noch.

Don Aprile war eigentlich nicht geneigt, sich in die ehelichen Auseinandersetzungen seiner Untergebenen einzumischen. Solche Streitigkeiten waren nie befriedigend zu erledigen. Wenn der Mann die Frau getötet hätte, hätte er die Sache auf sich beruhen lassen. Aber in der Tatsache, daß er seine Frau prügelte, sah er eine Gefahr für die Geschäftsbeziehung, die ihn mit Tommy verband. Eine aufgebrachte Frau mochte sich zu gewissen Aussagen hinreißen lassen, Informationen preisgeben, die sie besser hätte für sich behalten sollen. Etwa die, daß ihr

Mann große Summen Bargeld zu Hause aufbewahrte, die er benötigte, um im Bedarfsfall städtische Beamte schmieren zu können.

Also ließ Don Aprile den Mann zu sich kommen. Mit äußerster Höflichkeit gab er ihm zu verstehen, daß er sich nur in sein Privatleben einmischte, weil Störungen ihrer Geschäftsbeziehung zu befürchten waren. Er riet Tommy, seine Frau entweder umzubringen oder sich von ihr scheiden zu lassen, wenn er nicht garantieren könnte, sie nie wieder zu mißhandeln. Tommy versicherte ihm, daß es nie wieder vorkommen würde, aber der Don war mißtrauisch. Er hatte ein gewisses Funkeln im Auge des Mannes bemerkt, das Funkeln des freien Willens. Er betrachtete das als eines der großen Geheimnisse des Lebens, daß ein Mann genau das tun wird, was er will, koste es, was es wolle. Große Männer haben sich, egal wie teuer sie das auch zu stehen kam, mit den Engeln verbündet; böse Männer haben ihre niedersten Gelüste befriedigt und um dieser Befriedigung willen das Höllenfeuer nicht gescheut.

Und so ging es dann auch mit Tommy Liotti. Es dauerte fast ein Jahr, und da der Mann sich während dieses ganzen Jahres beherrschte, wurde Lizas Zunge nur schärfer. Dann geschah es. Trotz der vom Don erhaltenen Warnung, trotz seiner Liebe für seine Kinder und auch seine Frau verprügelte Tommy sie schwer. Sie mußte mit mehreren gebrochenen Rippen und einem Lungenriß ins Krankenhaus gebracht werden.

Der Ehemann und Schuldige war reich und hatte politische Beziehungen, und mit einer erklecklichen Summe bestach er einen der korrupten Richter des Dons. Dann überredete er seine Frau, zu ihm zurückzukehren.

Don Aprile beobachtete all das mit einer gewissen Verärgerung und nahm sich widerwillig der Sache an. Zunächst kümmerte er sich um die praktischen Aspekte. Er verschaffte sich eine Kopie von Tommys Testament und erfuhr, daß dieser, wie es sich für einen guten Familienvater gehört, seinen Besitz seiner Frau und seinen Kindern vermacht hatte. Liza würde also eine reiche Witwe sein.

Dann gab er einem Team von Spezialisten seine Anweisungen. Noch in der gleichen Woche erhielt der Richter eine große lange Schachtel, in der die massigen Unterarme des Ehemanns lagen, verpackt wie ein Paar teure lange Seidenhandschuhe. An einem Handgelenk die teure Rolex, die ihm der Don zum Zeichen seiner Wertschätzung vor einigen Jahren geschenkt hatte. Der Rest der Leiche schwamm am folgenden Tag unter der Verrazano-Brücke.

Eine andere dieser Geschichten war entsetzlich wegen ihrer Zweideutigkeit, sie klang wie eine kindische Gespenstergeschichte. Während die drei Kinder des Dons die höhere Schule besuchten, spürte sie ein begabter Journalist auf, der sich mit geistreichen Enthüllungen über die Schwächen berühmter Leute einen Namen gemacht hatte. Er verwickelte sie in ein harmloses Gespräch. Danach machte sich der

Schreiber unverhohlen über die Unschuld der Kinder lustig, ihre modischen Kleider, ihren Idealismus für eine bessere Welt. Als Hintergrund skizzierte er, was von der Welt ihres Vaters erzählt wurde, wobei er auch nicht versäumte, darauf hinzuweisen, daß Don Aprile, was immer man ihm auch nachsagte, bisher noch von keinem Gericht verurteilt worden war.

Der Artikel wurde berühmt und zirkulierte schon vor der Veröffentlichung in den Redaktionen. Es war ein Erfolg, von dem jeder Autor träumt: Jeder liebte den Artikel.

Der Journalist war ein großer Naturfreund und verbrachte alljährlich einige Zeit mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in einem Blockhaus in den Wäldern im Norden des Staates New York, wo man jagte und fischte und das einfache Leben genoß.

An einem langen Thanksgiving-Wochenende brach in der zehn Meilen von der nächsten Ortschaft entfernten Hütte Feuer aus. Erst zwei Stunden später war die Feuerwehr zur Stelle.

Inzwischen waren von dem Haus nur noch rauchende Scheite übrig, und verkohlte Knochen waren alles, was von dem Journalisten und seiner Familie geblieben war. Natürlich forderte die Öffentlichkeit lauthals eine gründliche Untersuchung des Falls, die dann auch stattfand. Doch Hinweise auf ein Verbrechen fanden sich nicht. Man nahm an, daß die Familie im Rauch erstickt war und den Flammen nicht mehr entkommen konnte.

Dann geschah etwas Merkwürdiges. Sechs Monate nach der Tragödie kamen Gerüchte auf. Das FBI und die Polizei erhielten anonyme Hinweise, die dann auch in die Presse lanciert wurden. Gerüchte und Hinweise wollten wissen, daß es sich bei dem Brand um einen Racheakt des verrufenen Don Aprile gehandelt hatte. Die Presse machte sich stark für eine erneute Eröffnung der Untersuchung, die aber wieder nichts Belastendes ergab. Trotzdem war klar, daß diese Geschichte auf das Konto der Unerbittlichkeit des Dons ging.

Aber das war die Meinung der Leute. Die Behörden waren davon überzeugt, daß den Don in diesem Fall keine Schuld traf. Jeder wußte doch, daß Journalisten Racheakte nicht zu befürchten hatten. Andernfalls hätte man ja Tausende von ihnen umbringen müssen, und hätte sich das gelohnt? Der Don war zu intelligent, so ein Risiko einzugehen. Trotzdem verbreitete sich diese Geschichte. Beim FBI gab es sogar Teams, die glaubten, daß der Don selbst diese Gerüchte nährte, um seine Legende zu festigen.

Doch die Gnadenlosigkeit des Dons war nur eine seiner Seiten. Nicht weniger bemerkenswert war auch seine Großzügigkeit. Wenn man ihm treu diente, wurde man reich und konnte in Zeiten der Bedrängnis mit seinem ausgezeichneten Beistand rechnen. Seine Belohnungen waren enorm, seine Strafen endgültig. Das war seine Legende.

Nach seinem Treffen mit Portella und Cilke hatte Don Aprile sich um

eine Reihe von Einzelheiten zu kümmern. Unter anderem setzte er die Maschinerie in Bewegung, die nach zehn Jahren des sizilianischen Exils Astorre Viola in die amerikanische Heimat zurückbringen würde. Er brauchte Astorre, den er auf just diesen Augenblick auch schon vorbereitet hatte. Astorre war der Liebling des Dons, er liebte ihn sogar noch mehr als seine leiblichen Kinder. Schon als Kind war Astorre stets der Anführer seiner Gruppe gewesen, frühreif im Umgang mit anderen. Er liebte den Don und fürchtete ihn nicht, wie dessen leibliche Kinder das manchmal taten. Und obwohl Valerius und Marcantonio schon zwanzig und achtzehn Jahre alt waren, als er erst seinen zehnten Geburtstag feierte, gelang es ihm schon in diesem Alter, seine Unabhängigkeit zu behaupten. Als Valerius, der einen gewissen Geschmack an militärischem Drill gefunden hatte, versuchte, seinen kleinen Bruder zu »schleifen«, widersetzte dieser sich tapfer dem Versuch, ihn zu disziplinieren. Marcantonio ging viel liebevoller mit ihm um und kaufte ihm sein erstes Banjo, um ihn zu ermutigen, sich im Gesang zu üben. Astorre akzeptierte das als eine Gefälligkeit unter Erwachsenen.

Anordnungen ließ er sich nur von Nicole gefallen. Und obwohl sie zwei Jahre älter war, behandelte sie ihn als Kavalier, wie er das schon als kleiner Junge forderte. Sie ließ ihn Besorgungen machen und lauschte andächtig den italienischen Balladen, die er ihr vorsang. Und natürlich versetzte sie ihm Klappe, wenn er versuchte, sie zu küssen. Denn eine Schwäche für die Schönheit der Frauen hatte Astorre schon als kleiner Junge.

Und Nicole war schön. Sie hatte große dunkle Augen und ein sinnliches Lächeln. Jede Emotion, die sie empfand, spiegelte sich in ihren Zügen. Sie forderte jeden heraus, der es wagte, auch nur anzudeuten, daß sie als weibliches Wesen nicht ebenso wichtig war wie irgendein Mann ihrer Umgebung. Es erbitterte sie, daß sie körperlich nicht so stark war wie ihre Brüder und Astorre, daß sie ihren Willen nicht mit roher Kraft durchsetzen konnte, sondern ihre Widersacher nur durch ihre Schönheit bezaubern konnte. Infolgedessen war sie vollkommen furchtlos. Sie forderte jeden heraus, selbst ihren Vater, und das trotz seines schrecklichen Rufs.

Nach dem Tod seiner Frau und ehe seine Kinder groß waren, gewöhnte der Don es sich an, alljährlich einen Monat des Sommers in Sizilien zu verbringen. Er liebte das Leben auf dem Dorf, aus dem er stammte und in dem er einen schönen Besitz hatte, das ehemalige Landhaus eines Grafen, die Villa Grazia.

Nach einigen Jahren stellte er eine Haushälterin an, eine Witwe namens Caterina. Sie war eine schöne Frau von starkem Charakter, die es verstand, ein Gut zu verwalten und sich Respekt im Dorf zu verschaffen. Sie wurde seine Geliebte. All das hielt er vor seiner Familie und seinen Freunden geheim, obwohl er inzwischen vierzig Jahre alt und in seiner Welt ein König war.

Astorre Viola war erst zehn Jahre alt, als er Don Raymonde zum ersten

Mal nach Sizilien begleitete. Der Don war dorthin gerufen worden, um in einem ernsten Streit zwischen der cosca der Corleonesi und der cosca der Clericuzios zu vermitteln. Und er freute sich darauf, einen Monat der Ruhe in der Villa Grazia zu verbringen.

Der zehnjährige Astorre war bezaubernd, unleugbar. Er war fröhlich, und das hübsche runde Gesicht mit der olivfarbenen Haut strahlte Liebe aus. Ständig sang er gutgelaunt vor sich hin. Und wenn er nicht sang, plauderte er. Dabei hatte er allerdings das feurige Temperament eines geborenen Rebellen, und die anderen Jungen seines Alters fürchteten ihn.

Der Don nahm ihn mit nach Sizilien. Er war die angenehmste Gesellschaft für einen Mann in mittleren Jahren. Diese Überzeugung Don Aprile's wirft ein interessantes Licht auf beide und erlaubt Rückschlüsse auf die Erziehung, die er seinen leiblichen Kindern angedeihen ließ.

Sobald der Don seine geschäftlichen Angelegenheiten geregelt und den Streit geschlichtet hatte, tauchte er ein in das dörfliche Leben seiner Kinderjahre. Er genoß die Zitronen und Orangen, die dort von den Bäumen geerntet wurden, und aß die in Salzlake eingelegten Oliven aus dem Faß. Und er machte lange Wanderungen mit Astorre unter der grellen sizilianischen Sonne, die von den steinernen Häusern und den zahllosen Felsen mit einer unglaublichen Hitze reflektiert wurde. Dabei erzählte er dem Jungen lange Geschichten über die Volkshelden Siziliens, die den Mohren, den Franzosen, den Spaniern, ja selbst dem Papst Widerstand geleistet hatten. Insbesondere erzählte er ihm von den Taten eines Helden der jüngsten Vergangenheit, des großen Don Zeno.

Von der Terrasse der Villa Grazia beobachteten sie Tausende von Sternschnuppen, die allnächtlich kreuz und quer über den tiefblauen Himmel schossen, und die Blitze über den Bergen in unmittelbarer Entfernung. Astorre lernte den sizilianischen Dialekt im Handumdrehen und aß die schwarzen Oliven aus dem Faß wie Bonbons.

Binnen weniger Tage brachte er es zum Anführer der Dorfjugend. Das wunderte den Don, denn die sizilianischen Kinder waren äußerst stolz und fürchteten niemand. Viele von diesen zehnjährigen kleinen Engeln waren zudem schon mit der Handhabung der lupara vertraut, der allgegenwärtigen sizilianischen Schrotflinte.

Don Aprile, Astorre und Caterina verbrachten lange Sommerabende bei Tisch in dem üppig wuchernden Garten, den die Zitronen- und Apfelsinenbäume mit ihrem Duft erfüllten. Manchmal leisteten ihnen Jugendfreunde des Dons aus dem Dorf dabei Gesellschaft. Astorre half dann Caterina beim Servieren.

Caterina und der Don ließen sich ihr vertrautes Verhältnis niemals in der Öffentlichkeit anmerken. Doch im Dorf wußte man Bescheid, und so wagte kein Mann, Caterina herausfordernde Komplimente zu machen, und sie wurde allgemein mit der der Hausfrau schuldigen Achtung behandelt. Nie in seinem Leben hatte der Don sich wohler gefühlt.

Doch drei Tage vor dem Termin, den er sich für seine Rückkehr in die

USA gesetzt hatte, geschah das Unvorstellbare. Während eines Spaziergangs in den Straßen des Dorfs wurde der Don entführt.

Der örtliche Mafioso in der benachbarten Provinz Cinesi, die zu den entlegensten und unterentwickeltesten der Insel gehörte, war ein wilder, furchtloser Bandit namens Fissolini. In seiner Provinz herrschte er mit absoluter Autorität, doch hatte er zu den übrigen coscas der Mafia Siziliens so gut wie keine Beziehungen. Von der ungeheuren Macht des Dons hatte er keine Ahnung und glaubte jedenfalls nicht, daß sie sich bis in seine abgeschiedene Welt erstrecken könnte. Soweit er wußte, machte er sich nur eines Übergriffs auf das Territorium einer benachbarten cosca schuldig, und der Gewinn, den ihm die Entführung des Amerikaners versprach, schien das damit einhergehende Risiko reichlich zu lohnen. Also beschloß er, ein schönes Lösegeld für den Don zu erpressen.

Die cosca ist die Grundeinheit jener Organisation, die man gemeinhin als die Mafia kennt, und besteht gewöhnlich aus Blutsverwandten. Gesetzestreue Bürger wie Ärzte und Anwälte schließen sich einer cosca an, weil sie sich von dieser Zugehörigkeit effektiven Schutz ihrer Interessen erhoffen können. Jede cosca ist zwar selbständig, kann sich aber mit einer stärkeren, einflußreicheren cosca verbünden. Das Geflecht dieser Bündnisse bildet die Gesamtorganisation, die man Mafia nennt. Da es sich bei dieser jedoch nicht um eine hierarchisch organisierte Struktur handelt, hat die Mafia kein allmächtiges Oberhaupt.

Eine cosca spezialisiert sich im allgemeinen auf ein bestimmtes Geschäft in ihrer heimischen Provinz. So gibt es eine cosca, die den Preis des Wassers kontrolliert und alles daransetzt, den Bau von Staudämmen durch die Staatsregierung zu verhindern und damit das Fallen des Preises für Wasser. Eine andere cosca kontrolliert den Markt für Landwirtschaftsprodukte und Nahrungsmittel. Die mächtigsten waren die cosca der Clericuzios in Palermo, die das Baugewerbe in ganz Sizilien unter Kontrolle hatte, und die cosca der Corleonesi in Corleone, die nicht nur den Transport von Drogen in alle Welt organisierte, sondern auch die Politiker in Rom am Bändel hatte. Neben diesen gab es aber auch mickerige coscas, die Steuern von romantischen Jünglingen erhoben, die vor den Baikonen ihrer Angebeteten Ständchen brachten. Alle coscas zügelten das Verbrechen. Sie duldeten nicht, daß arbeitsscheue Lumpenhunde unschuldige Bürger beraubten, die regelmäßig ihre Abgaben an die cosca abführten. Messerhelden, die Brieftaschen raubten und Frauen vergewaltigten, wurden drakonisch mit dem Tode bestraft. Übrigens wurde auch Ehebruch innerhalb der cosca streng geahndet. Es war allgemein bekannt, daß sowohl für Männer als auch für Frauen auf Ehebruch die Todesstrafe stand.

Fissolinis cosca machte nicht eben glänzende Geschäfte. Sie erhob Steuern auf den Verkauf von Heiligenbildern, versicherte das Vieh der Bauern in ihrer Provinz und organisierte die Entführungen unachtsamer reicher Männer. Und so geschah es, daß Don Aprile und der kleine

Astorre bei einem Spaziergang auf der Dorfstraße auf Anweisung des ignoranten Fissolini in zwei ausgemusterte amerikanische Armeelastwagen verfrachtet und entführt wurden.

Die zehn Männer in bäuerlicher Tracht waren mit Gewehren bewaffnet. Sie packten Don Aprile und warfen ihn auf den ersten Lastwagen. Astorre, der den Don nicht verlassen wollte, sprang sofort ebenfalls auf die offene Ladefläche des Wagens. Die Banditen versuchten, ihn herunterzuwerfen, aber er klammerte sich so fest an das hölzerne Geländer, daß sie ihn schließlich dort lassen mußten. Die Lastwagen fuhren etwa eine Stunde bis an den Fuß der Berge bei Montelepre. Dort stieg man auf Pferde und Maulesel um und ritt die Felsterrassen hinauf in den tiefblauen Himmel Siziliens. Während der ganzen Reise beobachtete der Knabe alles aus seinen großen grünen Augen, sagte aber kein Wort.

Kurz vor Sonnenuntergang wurde eine tiefe Höhle erreicht. Dort gab es ein Nacht Mahl von geröstetem Lammfleisch, frischem Brot und Wein. In einem handgeschnitzten Schrein aus dunklem Holz stand eine große Statue der heiligen Jungfrau. Trotz seiner Wildheit war Fissolini ein frommer Mann. Er war auch mit einer natürlichen bäuerlichen Höflichkeit begabt und stellte sich dem Don und dem Jungen vor. Daß er der Häuptling der Räuberbande war, stand außer Zweifel. Er war klein und vierschrotig, kraftvoll gebaut wie ein Gorilla. Außer seinem Gewehr trug er zwei Pistolen am Gürtel. Sein Gesicht war wie aus einer sizilianischen Felswand gehauen, doch beobachtete man in seinen Augen ein fröhliches Funkeln. Er genoß das Leben und seine kleinen Scherze, und insbesondere freute es ihn, daß er nun einen reichen Amerikaner in seiner Gewalt hatte, der sein Gewicht in Gold wert war. Dabei war er aber ohne jede Bosheit.

»Exzellenz«, sagte er zu dem Don. »Machen Sie sich wegen des Knaben keine Sorgen. Er wird morgen früh unsere Lösegeldforderung in die Stadt bringen.«

Astorre aß mit Appetit. Er hatte nie etwas Besseres gegessen als dieses geröstete Lamm. Doch schließlich ließ er sich mit fröhlicher Tapferkeit hören: »Ich bleibe bei meinem Onkel Raymonde.«

Fissolini lachte. »Gutes Essen macht Mut. Um Eurer Exzellenz meine Hochachtung zu beweisen, habe ich dieses Mahl selbst zubereitet. Ich habe dabei die besonderen Gewürze meiner Mutter verwendet.«

»Ich bleibe bei meinem Onkel«, sagte Astorre, und seine Stimme klang klar und trotzig.

Don Aprile sagte nachdrücklich, aber freundlich: »Es ist ein wunderschöner Abend gewesen, das Essen, die Gebirgsluft, Ihre Gesellschaft. Und ich freue mich schon auf den frischen Tau morgen früh. Dann aber rate ich Ihnen dringend, mich in mein Dorf zurückzubringen.«

Fissolini verbeugte sich respektvoll vor ihm. »Ich weiß, daß Sie reich sind. Aber sind Sie so mächtig? Ich werde nur hunderttausend amerikanische Dollar für Ihre Freiheit verlangen.«

»Das beleidigt mich«, sagte der Don. »Sie werden meinem Ruf schaden. Verdoppeln Sie die Forderung. Und verlangen Sie weitere fünfzigtausend für den Jungen. Sie werden das Geld erhalten. Aber dann wird Ihr weiteres Leben ein ewiges Elend sein.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich bin wirklich überrascht, daß Sie derart unüberlegt handeln konnten.«

Fissolini seufzte. »Sie müssen verstehen, Euer Exzellenz, daß ich ein armer Mann bin. Natürlich kann ich mir in meiner Provinz nehmen, was ich will, aber Sizilien ist ein so verfluchtes Land, daß selbst die Reichen zu arm sind, Leute wie mich zu unterhalten. Sie müssen verstehen, daß Sie für mich die Chance bedeuten, zu einem Vermögen zu gelangen.«

»Dann hätten Sie zu mir kommen und mir Ihre Dienste anbieten sollen«, sagte der Don. »Für begabte Männer habe ich immer Verwendung.«

»Das sagen Sie jetzt, weil Sie schwach und hilflos sind«, sagte Fissolini. »Die Schwachen sind immer großzügig. Aber ich werde Ihren Rat annehmen und das Doppelte fordern. Wenn ich mich deswegen auch ein bißchen schuldig fühle. Kein Menschenleben ist soviel wert. Und den Jungen werde ich umsonst gehen lassen. Ich habe eine Schwäche für Kinder. Ich habe vier eigene, die ich ernähren muß.«

Don Aprile sah Astorre an. »Wirst du gehen?«

»Nein«, sagte Astorre und senkte den Kopf. »Ich will bei dir bleiben.«

»Lassen Sie ihn also bleiben«, sagte der Don dem Banditen.

Fissolini schüttelte den Kopf. »Er wird in die Stadt gehen. Ich muß auf meinen Ruf achten. Als Kindesentführer will ich nicht ins Gerede kommen. Denn schließlich und endlich, Exzellenz, obwohl ich die größte Hochachtung vor Ihnen habe, werde ich mich doch genötigt sehen, Sie Stück für Stück in die Stadt zurückzuschicken, wenn man sich dort etwa weigern sollte, meine Forderungen zu erfüllen. Wenn das Geld natürlich bezahlt wird, verspreche ich Ihnen bei der Ehre Pietro Fissolinis, daß Ihnen kein Schnurrbarthaar gekrümmt werden soll.«

»Das Lösegeld wird bezahlt werden«, sagte der Don ruhig. »Und jetzt wollen wir die Sache von der besten Seite nehmen. Neffe, sing diesen Herren eins von deinen Liedern vor.«

Astorre sang also den zehn oder mehr Banditen vor, die bezaubert waren und ihm Komplimente machten und ihm liebevoll das Haar zausten. Tatsächlich war es ein magischer Augenblick für alle, als die süße Stimme des Kindes die Berge mit Liebesliedern erfüllte.

Dann wurden aus der Höhle Decken und Schlafsäcke gebracht.

»Exzellenz, was wünschen Sie morgen zum Frühstück? Etwas Fisch vielleicht, frisch aus dem Wasser? Und dann zum Mittagessen Spaghetti und Kalbfleisch? Wir stehen zu Diensten«, ließ Fissolini verlauten.

»Danke sehr«, sagte der Don, »sehr freundlich. Aber ein bißchen Käse und etwas Obst würden mir genügen.«

»Schlafen Sie wohl«, sagte Fissolini. Die unglückliche Miene des Jungen rührte ihn, und er tätschelte dessen Kopf. »Morgen kannst du schon wieder in deinem eigenen Bett schlafen.«

Astorre schloß die Augen und schlief dort, am Boden neben dem Don, sofort ein. Der Don nahm ihn in die Arme. »Bleib neben mir«, sagte er.

Astorre schlief so fest, daß die aufgehende glutrote Sonne schon hoch über seinem Kopf stand, als der Lärm ihn weckte. Er erhob sich und sah, daß nun fünfzig bewaffnete Männer die Mulde vor der Höhle füllten. Don Aprile saß sanft, ruhig und würdevoll auf einem Felsensims und trank Kaffee aus einem Becher.

Don Aprile sah Astorre und winkte ihm zu. »Astorre, willst du Kaffee?« Er wies mit dem Finger auf den Mann vor ihm. »Das ist mein guter Freund Octavius Bianco. Er hat uns gerettet.«

Astorre sah einen riesigen, gut mit Fett gepolsterten Mann im Anzug. Er schien unbewaffnet zu sein, sah aber trotzdem sehr viel angsteinflößender aus als Fissolini. Er hatte einen weißen Lockenkopf und große rosa Augen und strahlte Macht aus. Diese Macht schien er aber zu verschleiern, als er nun mit leiser, rauher Stimme sprach.

»Don Aprile, ich muß um Verzeihung dafür bitten, daß ich so spät kam und daß Sie am Boden schlafen mußten wie ein Bauer. Aber ich bin sofort, nachdem ich die Nachricht erhielt, aufgebrochen. Ich wußte schon immer, daß Fissolini ein Dummkopf ist, aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut.«

Nun hörte man Hammerschläge, und ein paar Männer gingen aus Astorres Gesichtsfeld. Er sah zwei Jungen, die ein Kreuz zusammennagelten. Dann sah er am anderen Rande der Mulde Fissolini und seine zehn Banditen am Boden liegen, eng zusammengefasst und an Bäumen festgebunden.

Bianco fragte: »Don Aprile, welchen von diesen Schweinehunden wollen Sie zuerst aburteilen?«

»Fissolini«, sagte der Don. »Er ist der Anführer.«

Bianco schleppte den wie eine Mumie gefesselten Fissolini herbei. Gemeinsam mit einem seiner Soldaten stellte er ihn auf die Füße und zwang ihn stehenzubleiben. Dann sagte Bianco: »Fissolini, wie konnten Sie so blöde sein? Wußten Sie nicht, daß der Don unter meinem Schutz stand? Haben Sie geglaubt, nur einfach eine Flasche Öl zu entleihen? Oder etwas Essig? Habe ich jemals die Grenzen Ihrer Provinz verletzt? Aber Sie sind von jeher impulsiv und verwegen gewesen, und ich habe schon immer gewußt, daß Sie sich eines Tages ins Unglück stürzen würden. Nun, da Sie wie Jesus am Kreuze werden hängen müssen, bitten Sie zuvor Don Aprile und diesen kleinen Jungen um Entschuldigung. Und ich werde Gnade vor Recht ergehen lassen und Sie erschießen, ehe wir Sie ans Kreuz nageln.«

»Also«, sagte der Don zu Fissolini, »erklären Sie den Grund für Ihre Respektlosigkeit.«

Fissolini stand stolz und aufrecht in seinen Fesseln. »An Respekt für Ihre Person habe ich es nicht fehlen lassen, Exzellenz. Ich wußte nur nicht, wie wichtig und teuer Sie ihren Freunden sind. Dieser Narr Bianco

hätte mich schließlich besser unterrichten können. Exzellenz, mir ist aber bewußt, daß ich einen Fehler gemacht habe und dafür zahlen muß.« Er hielt einen Augenblick inne und rief dann Bianco zornig und verächtlich zu: »Verboten Sie diesen Leuten das Gehämmer. Es macht mich taub. Und Sie können mich nicht zu Tode ängstigen, bevor Sie mich töten.«

Fissolini hielt wieder inne und sagte zum Don: »Bestrafen Sie mich, aber schonen Sie meine Leute. Sie gehorchen nur meinem Befehl. Sie haben Familien. Wenn Sie sie töten, werden Sie ein ganzes Dorf zerstören.«

Don Aprile bemerkte sarkastisch: »Sie sind verantwortliche Männer. Ich würde sie beleidigen, wenn ich sie nicht Ihr Schicksal teilen ließe.«

In diesem Augenblick begriff auch der kleine Astorre, daß von Leben und Tod die Rede war. Er flüsterte: »Onkel, tu ihm nichts.« Der Don schien ihn nicht zu hören.

»Weiter«, sagte er zu Fissolini.

Fissolini warf ihm einen fragenden Blick zu, in dem Stolz, aber auch Mißtrauen lag. »Ich werde nicht um mein eigenes Leben betteln. Aber diese zehn Männer sind nahe Verwandte. Wenn Sie sie töten, zerstören Sie auch deren Frauen und Kinder. Drei von ihnen sind Schwiegersöhne von mir. Sie vertrauten mir blindlings. Sie verließen sich auf meine Einschätzung der Lage. Wenn Sie ihnen das Leben schenken, werden sie Ihnen noch vor meinem Tode lebenslängliche Treue schwören. Und dieser Schwur würde halten. Das ist etwas wert, zehn treue Freunde zu haben. Ich höre, daß Sie ein großer Mann sind, aber ein wirklich großer Mann können Sie nicht sein, wenn Sie nicht im Einzelfall Gnade erweisen können.« Er lächelte Astorre zu.

Für Don Raymonde Aprile war hier ein ihm schon wohlbekannter Punkt erreicht. Und er wußte, wie er sich auch diesmal entscheiden würde. Er hielt nichts von Dankbarkeit, und er glaubte, daß nichts den freien Willen eines Mannes beeinflussen konnte, außer der Tod. So betrachtete er Fissolini ausdruckslos und schüttelte den Kopf. Bianco trat vor.

Astorre ging auf seinen Onkel zu und schaute ihm gerade in die Augen. Er hatte alles verstanden. Er streckte die Hand aus, um Fissolini zu schützen.

»Er hat uns nichts getan«, sagte Astorre. »Er wollte nur Geld von uns.«

Der Don lächelte und sagte: »Und, war das etwa nichts?«

Astorre sagte: »Aber es war ein guter Grund. Er brauchte das Geld, um seine Familie zu ernähren. Und ich mag ihn. Bitte, Onkel.«

Der Don lächelte ihn an und sagte: »Bravo.« Dann schweig er lange und beachtete Astorre nicht, der ihn an der Hand zog. Zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte er sich versucht, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

Biancos Leute hatten kleine starke Zigarren entzündet, deren Rauch in der Morgenbrise wehte. Einer der Männer näherte sich dem Don, zog aus einer Tasche seiner Jagdjacke eine solche Zigarre und bot sie dem Don an. Mit der Klarsicht eines Kindes erkannte Astorre, daß seinem Onkel auf diese Weise nicht nur Höflichkeit erwiesen, sondern auch Respekt demon-

striert wurde. Der Don nahm die Zigarre, und der Mann entzündete sie ihm, die Flamme mit den Händen schützend.

Der Don nahm langsam und überlegt einige Züge aus seiner Zigarre und sagte dann: »Ich werde Sie nicht mit einem Gnadenakt beleidigen. Aber ich schlage Ihnen ein Geschäft vor. Ich gebe zu, daß Sie nicht boshaft gehandelt und mich und den Jungen mit aller schuldigen Achtung behandelt haben. Ich schlage Ihnen also das folgende Geschäft vor. Sie bleiben am Leben. Auch Ihre Leute bleiben am Leben. Aber während Ihres restlichen Lebens sind Sie mir verpflichtet.«

Astorre fühlte ungeheure Erleichterung, und er lächelte Fissolini an. Er sah, wie Fissolini niederkniete und dem Don die Hand küßte. Astorre bemerkte, daß die umherstehenden Männer aufgeregt an ihren Zigarren zogen und daß sogar Bianco, dieser Berg von einem Mann, vor Wohlgefallen erbebt.

Fissolini murmelte: »Gott segne Sie, Exzellenz.«

Der Don legte seine Zigarre auf einem Felsen ab. »Ich nehme Ihren Segenswunsch an, aber Sie müssen Ihre neue Lage verstehen. Bianco ist gekommen, mich zu befreien, zukünftig wäre das in einer solchen Lage auch Ihre Pflicht. Ich zahle ihm eine Summe Geldes jährlich, und auch Sie werden von nun an ein solches Gehalt erhalten. Aber bei der geringsten Untreue, die Sie sich künftig zuschulden kommen lassen, werden Sie und Ihre Umgebung vernichtet werden. Sie, Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihre Neffen und Ihre Schwiegersöhne würden diese Untreue nicht überleben.«

Fissolini erhob sich, umarmte den Don und brach in Tränen aus.

Und so wurden der Don und sein Neffe fest miteinander verbunden. Der Don liebte den Knaben, weil er ihn bewogen hatte, seinen Entführern Gnade zu erweisen, und Astorre liebte den Onkel, weil er auf ihn gehört und Fissolini und seinen Leuten das Leben geschenkt hatte. Diese Verbundenheit sollte für den Rest ihres Lebens andauern.

Am letzten Abend in der Villa Grazia trank Don Aprile Espresso im Garten, und Astorre aß Oliven aus dem Faß. Astorre war sehr nachdenklich und nicht so gesprächig wie gewöhnlich.

»Tut es dir leid, Sizilien zu verlassen?« fragte der Don.

»Ich wünschte, ich könnte immer hierbleiben«, sagte Astorre. Er steckte die Kerne der Oliven in die Taschen.

»Na wir werden jedenfalls jeden Sommer hierherkommen«, sagte der Don.

Astorre sah ihn wie ein weiser alter Freund mit sorgenvoller Miene an.

»Ist Caterina deine Freundin?« fragte er.

Der Don lachte. »Sie ist eine gute Freundin, ja«, bestätigte er.

Astorre dachte darüber nach. »Wissen meine Vettern von ihr?« fragte er.

»Nein, meine Kinder wissen nichts von ihr«, meinte der Don. Der Junge amüsierte ihn, und gespannt wartete er auf seinen nächsten Einfall.

Astorre war jetzt sehr ernst. »Wissen meine Vettern, daß du so mächtige Freunde wie Bianco hast, die alles machen, was du ihnen sagst?«

»Nein«, sagte der Don.

»Ich werde ihnen nichts verraten«, meinte Astorre. »Nicht einmal von der Entführung.«

Stolz schwellte die Brust des Dons. Guter Junge. Das bewies, daß ihm die omertà im Blut lag.

Später in der Nacht ging Astorre in die entlegenste Ecke des Gartens und grub dort mit bloßen Händen ein Loch. In dieses Loch legte er die Olivenkerne, die er in die Tasche gesteckt hatte. Er sah zum dunklen sizilianischen Himmel hinauf und stellte sich vor, wie er dereinst als alter Mann wie sein Onkel an einem ähnlichen Abend hier im Garten sitzen und dem Wachstum seiner Ölbäume zusehen würde.

Danach war, wie jedenfalls der Don glaubte, alles Schicksal. Er und Astorre fuhren jeden Sommer nach Sizilien, bis Astorre sechzehn war. Im Geiste des Dons begann eine Vorstellung vom zukünftigen Werdegang des Knaben Gestalt anzunehmen.

Seine Tochter Nicole war es dann, die die kritische Situation herbeiführte, die ihn nötigte, diesen Werdegang anders zu gestalten. Im Alter von achtzehn Jahren verliebte sie sich in den sechzehnjährigen Jungen, und ihr feuriges Temperament verbot ihr, aus dieser Zuneigung ein Geheimnis zu machen. Der empfängliche Junge wurde total überwältigt. Und bald waren sie mit dem ganzen Feuereifer ihrer jungen Jahre intim miteinander.

Der Don konnte das natürlich nicht zulassen, doch war er ein General, der seine Taktik dem Terrain anpassen konnte. Er ließ sich nie anmerken, daß er von der Affäre wußte.

Eines Abends rief er Astorre in sein Arbeitszimmer und eröffnete ihm, daß er ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach England zu schicken beabsichtigte, wo er bei einem gewissen Mr. Pryor die Grundlagen des Bankgeschäfts erlernen sollte. Er gab für diese Entscheidung keine detaillierte Begründung, wußte er doch, daß der Junge schon verstehen würde, daß er weggeschickt wurde, damit sein Liebesverhältnis mit Nicole ein Ende nähme. Er hatte aber nicht mit dem feurigen Temperament seiner Tochter gerechnet, die an der Tür gelauscht hatte. Sie stürmte zornig und in ihrer Entrüstung bildschön ins Zimmer.

»Du wirst ihn nicht wegschicken«, schrie sie ihren Vater an. »Sonst werden wir zusammen durchbrennen.«

Der Don lächelte sie an und sagte begütigend: »Ihr müßt beide erst mal euren Schulabschluß machen.«

Nicole wandte sich an Astorre, der vor Verlegenheit errötete. »Astorre, du wirst doch nicht gehen?« sagte sie. »Darauf kann ich mich doch wohl verlassen?«

Astorre antwortete nicht, und Nicole brach in Tränen aus.

Die Szene war geeignet, jedes väterliche Herz zu ruhen aber der Don amüsierte sich dabei. Seine Tochter war glänzend, echt mafios, von altem Schrot und Korn, ein Prachtstück in jeder Hinsicht. Zwar weigerte sie sich

während der folgenden Wochen, mit ihrem Vater zu sprechen, und schloß sich in ihr Zimmer ein, doch ihr Vater wußte, daß sie nicht ewig an gebrochenem Herzen leiden würde.

Das typische Dilemma des jungen Mannes amüsierte ihn sogar noch mehr. Zweifellos liebte Astorre Nicole. Und fraglos verhalf sie ihm mit ihrer Leidenschaft und Hingabe zu dem Gefühl, der wichtigste Mensch auf Erden zu sein. Wie hätte es anders sein sollen? Andererseits wußte der Don sehr wohl, daß Astorre nur allzu dankbar war für den Eingriff einer höheren Gewalt, die ihm nun gestattete, seinen Marsch zu den Gipfeln des Lebens ungebunden und ungehindert fortzusetzen. Der Don lächelte. Der Junge hatte die richtigen Instinkte, und es war Zeit, sich um seine Ausbildung zu kümmern.

So fühlte sich denn nun, drei Jahre, nachdem er sich von der Mehrzahl seiner Geschäfte zurückgezogen hatte, Don Raymonde Aprile in Sicherheit und genoß die Zufriedenheit eines Mannes, der in seinem Leben die richtigen Entscheidungen getroffen hat. Tatsächlich fühlte er sich seines Friedens so sicher, daß er ein engeres Verhältnis zu seinen Kindern entwickelte und endlich begann, die Früchte der Vaterschaft zu genießen. Bis zu einem gewissen Grade.

Weil Valerius den größten Teil der vergangenen zwanzig Jahre in ausländischen Garnisonen der Armee verbracht hatte, war sein Verhältnis zum Vater naturgemäß distanziert. Jetzt, da er in West Point stationiert war, sahen Vater und Sohn einander häufiger und begannen, auch offener miteinander zu reden. Trotzdem war es schwierig.

Mit Marcantonio war das anders. Der Don und sein zweiter Sohn hatten von jeher mehr Verständnis füreinander gehabt. Marcantonio erklärte dem Vater seine Arbeit für das Fernsehen, seine Verpflichtung den Zuschauern gegenüber, seinen Wunsch, die Welt zu verbessern. Der Don fand Geschichten von solchen Menschen wie Märchen. Sie faszinierten ihn.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten stritten sich Marcantonio und sein Vater manchmal freundschaftlich miteinander, zur Unterhaltung und Belustigung der anderen. Einmal sagte der Don zu Marcantonio: »Menschen, die so gut oder so böse sind wie die Gestalten in diesen Dramen fürs Fernsehen, sind mir im wirklichen Leben nie begegnet.«

»Aber unser Publikum glaubt, daß die Menschen so sind. Wir müssen ihnen die Menschen geben, an die es glaubt«, erwiderte Marcantonio.

Bei einem Familientreffen hatte Valerius versucht, die Gründe zu erläutern, die für den Golfkrieg sprachen: Es waren nicht nur bedeutende wirtschaftliche Interessen und Menschenrechte verteidigt worden, sondern nebenher hatte auch Marcantonios Fernsehsender anständig daran verdient. Für all das hatte der Don aber nur ein Achselzucken gehabt. Solche Nebenwege des Machtstrebens interessierten ihn nicht.

»Sag mir«, fragte er Valerius, »wie gewinnen Völker Kriege? Was ist der wirklich entscheidende Faktor?«

Valerius dachte nach. »Da ist zunächst die gut ausgebildete Armee,

geführt von brillanten Generalen. Dann gibt es große Schlachten, von denen manche gewonnen werden manche verloren. Als ich beim militärischen Nachrichtendienst arbeitete, wo wir alles analysierten, gelangten wir zu dem Schluß, daß das Land gewinnt, das am meisten Stahl produziert. So einfach ist das.«

Der Don nickte, endlich zufriedengestellt.

Das wärmste und vertrauteste Verhältnis hatte er mit seiner Tochter Nicole. Er war stolz auf ihre Leistungen, ihre Schönheit, ihre leidenschaftliche Natur und ihre Intelligenz. Und schließlich war sie trotz ihrer Jugend, erst zweiunddreißigjährig, schon eine mächtige Rechtsanwältin mit ausgezeichneten politischen Verbindungen. Man rühmte ihre Furchtlosigkeit und sagte ihr eine große Zukunft voraus.

Insgeheim hatte der Don ihre berufliche Karriere gefördert. Ihre Anwaltskanzlei stand tief in seiner Schuld. Aber ihre Brüder mißtrauten ihr aus zwei Gründen: Sie war geschieden und nahm sich häufig des Gemeinwohls an. Trotz seiner Bewunderung konnte der Don aber Nicoles Tätigkeit nicht wirklich ernst nehmen. Schließlich war sie doch eine Frau. Und eine Frau, die in bezug auf Männer einen beunruhigenden Geschmack hatte.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten stritten sie sich ständig wie zwei große Katzen, die derb miteinander spielten, wobei gelegentlich auch etwas Blut floß. Es gab einen Streitpunkt zwischen ihnen, bei dem der Don mitunter sein väterliches Wohlwollen hintansetzte. Nicole glaubte an die Heiligkeit des menschlichen Lebens und daß deshalb die Todesstrafe menschenunwürdig sei. So hatte sie eine Kampagne zur Abschaffung der Todesstrafe organisiert, die sie auch leitete.

»Warum?« fragte der Don.

Und darauf antwortete ihm seine Tochter mit einem Zornesausbruch. Denn sie war überzeugt, daß die Todesstrafe letztendlich jede Menschlichkeit vernichten würde.

Sollte das Töten unter gewissen Umständen erlaubt werden, konnte es auch unter beliebigen anderen Umständen erlaubt werden. Der Evolution der Menschheit konnte das Iota ihres Erachtens unter keinen Umständen dienen. Diese Überzeugung war denn auch die Ursache eines ständigen Streits zwischen Nicole und ihrem Bruder Valerius. Denn Töten war schließlich das Geschäft des Militärs. Gründe dafür ließ sie nicht gelten. Toten war töten, und das genehmigte Töten würde die Menschheit schließlich zur Menschenfresserei oder Schlimmerem zurückbringen.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit nahm Nicole sich vor den Gerichten im ganzen Land der Sache verurteilter Mörder an, und obwohl der Don das für reinen Unsinn hielt, brachte er bei einem gemeinsamen Abendessen der Familie einen Trinkspruch auf seine Tochter aus. Sie hatte soeben als Pflichtverteidigerin einen der verrufensten Verbrecher des Jahrzehnts vor der Todesstrafe bewahrt. Der Mann hatte seinen besten Freund getötet und dann dessen junge Witwe zum Analverkehr

gezwungen. Bei seiner Flucht hatte er zwei Tankstellenwärter beraubt und ermordet. Dann hatte er ein zehnjähriges Mädchen vergewaltigt und ermordet. Festgenommen hatte man ihn endlich, als er versucht hatte, zwei Polizisten in ihrem Streifenwagen zu töten. Nicole hatte auf Geisteskrankheit des Täters plädiert und erreicht, daß statt der Todesstrafe lebenslängliche Sicherheitsverwahrung verhängt wurde.

Beim nächsten gemeinsamen Essen der ganzen Familie war ein weiterer Triumph Nicoles zu feiern. Sie hatte kürzlich in einem Verfahren mit großem persönlichen Risiko einen heiklen Rechtsgrundsatz bemüht. Die Anwaltskammer hatte sie unethischer Praxis beschuldigt. Sie war aber freigesprochen worden. Sie hatte gewonnen. Kein Wunder, daß sie bester Laune war.

Der Don, ebenfalls in sonniger Laune, zeigte ein bei ihm sonst ungewöhnliches Interesse an den Einzelheiten des Falls. Er gratulierte der Tochter zu ihrem Triumph, behauptete aber, nicht zu wissen, worum es bei dem fraglichen Fall gegangen sei. Nicole mußte ihm die Umstände erklären.

Die Sache war folgende: Sie hatte einen Mann von dreißig Jahren verteidigt, der ein zwölfjähriges Mädchen vergewaltigt und getötet, dann deren Leiche verborgen hatte. Die Indizienbeweise sprachen gegen den Mann, aber ohne das corpus delicti würden Richter und Jury sich scheuen, die Todesstrafe zu verhängen. Die Eltern des Opfers ließen überall verzweifelt nach der Leiche suchen.

Der Mörder vertraute seiner Anwältin Nicole an, wo er die Leiche verscharrt hatte, und ermächtigte sie zu einem Handel. Er wollte offenbaren, wo er die Leiche versteckt hatte, wenn man ihm verspräche, ihn nicht zum Tode, sondern nur zu einer lebenslänglichen Haftstrafe zu verurteilen. Als dann jedoch Nicole dem Staatsanwalt dieses Anerbieten ihres Mandanten übermittelte, wurde ihr selbst mit einer Anklage gedroht, wenn sie nicht unverzüglich das Versteck der Leiche offenbarte. Sie weigerte sich und verwies darauf, daß ihres Erachtens das Vertrauensverhältnis zwischen dem Anwalt und seinem Mandanten durch das Gesetz geschützt sei. Ein namhafter Richter gab ihr recht.

Nachdem er sich mit den Eltern des Opfers beraten hatte, ging endlich der Staatsanwalt auf den ihm angetragenen Handel ein.

Der Mörder gestand daraufhin, daß er den Leichnam zerstückelt und in einer Kiste mit Eis in einem Sumpfgebiet in New Jersey vergraben hatte. Dort wurden die sterblichen Überreste des kleinen Mädchens dann auch wirklich gefunden, und der Mörder wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Die Anwaltskammer eröffnete jedoch ein Verfahren wegen unethischer Verhandlungsführung gegen Nicole. Und das hatte sie heute gewonnen.

Der Don trank allen zu und fragte dann seine Tochter: »Bist du sicher, daß du dich bei dieser ganzen Sache ehrenhaft verhalten hast?«

Nicoles Überschwang schwand. »Es ging mir ums Prinzip. Der Staat

darf nicht das Recht erhalten, das Vertrauensverhältnis zwischen dem Anwalt und seinem Mandanten zu verletzen, aus welchem Grunde auch immer. Jeder Präzedenzfall würde die bedauerlichsten Konsequenzen nach sich ziehen.«

»Und hast du gar nichts für die Mutter und den Vater des Opfers empfunden?« fragte der Don.

»Natürlich habe ich das«, sagte Nicole verärgert. »Aber sollte ich mich deshalb über ein wesentliches Prinzip unserer Rechtsordnung hinwegsetzen? Ich habe deswegen gelitten, wirklich, weshalb sollte ich denn auch nicht? Aber den Prinzipien müssen eben ab und zu auch Opfer gebracht werden.«

»Und doch hat dir die Anwaltskammer den Prozeß gemacht«, sagte der Don.

»Um das Gesicht zu wahren«, sagte Nicole. »Der Prozeß war ein rein politisches Manöver. Gewöhnliche Leute, die mit dem komplexen Rechtssystem nicht vertraut sind, haben kein Verständnis für gewisse Prinzipien, mit denen es steht oder fällt. Deshalb gab es zunächst viel Lärm wegen dieser Sache. Bis zu der Verhandlung vor der Anwaltskammer. Schließlich mußte sich ein prominenter Richter an die Öffentlichkeit wenden mit der Erklärung, daß ich das von der Verfassung garantierte Recht hatte, die fragliche Auskunft zu verweigern.«

»Bravo«, sagte der Don jovial. »Das Rechtswesen steckt doch wirklich voller Überraschungen. Nur für Rechtsanwälte natürlich.«

Nicole wußte, daß er sich über sie lustig machte. Sie sagte scharf: »Ohne Rechtswesen kann keine Zivilisation existieren.«

»Das stimmt«, sagte der Don, wie um seine Tochter zu besänftigen. »Aber es scheint unfair, daß ein Mann, der ein schreckliches Verbrechen begangen hat, mit dem Leben davonkommen soll.«

»Das ist wahr«, sagte Nicole. »Aber solche Abmachungen sind in unserer Rechtsordnung vorgesehen. Es ist wahr, daß jeder Verbrecher mit einer leichteren Strafe davonkommt, als er verdient. Aber das ist vielleicht gar nicht so schlecht. Vergebung heilt. Und auf lange Sicht werden diejenigen, die Verbrechen gegen unsere Gesellschaft begehen, um so leichter rehabilitiert.«

So brachte denn der Don seinen Trinkspruch mit gutgelauntem Sarkasmus aus. Er wandte sich zu Nicole. »Aber, sag mal«, fragte er, »hast du den Mann eigentlich jemals wegen seiner Geisteskrankheit für unschuldig gehalten? Schließlich hat er doch aus freiem Willen gehandelt.«

Valerius sah Nicole mit kühlem, abwägendem Blick an. Er war ein hochgewachsener Mann mit kurzgeschnittenem, stachligem Schnurrbart, und sein ebenfalls militärisch kurzgeschnittenes Haar hatte sich schon ins Stahlgraue verfärbt. Als Offizier des militärischen Nachrichtendienstes hatte auch er schon oft Entscheidungen treffen müssen, bei denen moralische Gesichtspunkte unberücksichtigt blieben. Er erwartete die

Antwort seiner Schwester mit Spannung.

Marcantonio verstand seine Schwester und glaubte zu wissen, daß sie sich nach einem normalen Leben sehnte, mindestens teilweise, weil sie sich des Lebens schämte, das ihr Vater geführt hatte. Deshalb fürchtete er, daß sie etwas Unbesonnenes sagen könnte, etwas, das ihr Vater dann vielleicht unverzeihlich fände.

Astorre andererseits war von Nicole geblendet, von ihren blitzenden Augen, und er bewunderte die unglaubliche Energie, mit der sie sich gegen die Sticheleien ihres Vaters zur Wehr setzte. Er erinnerte sich natürlich der Liebesbeziehung, die ihn als halben Knaben mit dieser schönen und begehrenswerten Frau verbunden hatte, die ihm offenkundig noch immer sehr gewogen war. Aber natürlich war er in den seither vergangenen Jahren ein anderer geworden, er war nicht mehr der Jüngling, der Nicoles Geliebter gewesen war, das war klar. Er fragte sich, was ihre Brüder von der damaligen Affäre wußten. Und er fürchtete auch, daß deswegen ein Streit ausbrechen könnte, der die Familienbande sprengen und die Einheit der Familie erschüttern würde, die er doch liebte und die seine einzige Zuflucht war. Er hoffte, Nicole würde nicht zu weit gehen. Aber mit ihren Anschauungen sympathisierte er nicht. Während seiner zehn Jahre in Sizilien hatte er das Leben anders kennengelernt als Nicole in ihren hiesigen Kreisen. Aber es verblüffte ihn doch, daß die beiden Menschen, die ihm auf der ganzen weiten Welt am teuersten waren, so verschiedenen Anschauungen anhängen konnten. Und in dem Zusammenhang wurde ihm bewußt, daß er, selbst wenn es sich erweisen sollte, daß Nicole recht hatte, niemals imstande sein würde, mit ihr Partei gegen ihren Vater zu nehmen.

Nicole sah diesem jetzt kühn in die Augen. »Ich glaube nicht, daß er aus freiem Willen gehandelt hat«, sagte sie. »Er wurde durch die Umstände seines Lebens gezwungen - von seinen eigenen verzerrten Wahrnehmungen, von seinem genetischen Erbgut, von seiner biochemischen Verfassung, von der Ignoranz der Medizin: Er war geisteskrank. Also halte ich ihn natürlich für unschuldig.«

Der Don dachte einen Augenblick darüber nach. Dann fragte er: »Sag mal, wenn der Mann dir anvertraut hätte, daß all seine Entschuldigungen falsch sind, hättest du trotzdem versucht, ihm das Leben zu retten?«

»Ja« sagte Nicole. »Jedes einzelne Menschenleben ist heilig. Der Staat hat nicht das Recht zu töten.«

Der Don lächelte sie spöttisch an. »Das ist dein italienisches Blut. Wußtest du, daß es im modernen Italien die Todesstrafe nie gegeben hat? Da sind schon eine Menge Menschenleben gerettet worden.« Seine Söhne und Astorre zuckten bei dieser sarkastischen Bemerkung zusammen, aber Nicole ließ sich nicht anfechten.

Sie erklärte ihrem Vater in strengem Ton: »Ein Staat, der unter Berufung auf seine Gesetze vorsätzlich mordet, ist barbarisch. Ich hätte doch gedacht, daß gerade du mir da zustimmen würdest.«

Es war eine Herausforderung unter Anspielung auf seinen Ruf. Dann lachte sie und bemerkte versöhnlich: »Wir haben eine Alternative. Der Verbrecher wird lebenslänglich in Haft genommen. Auf diese Weise kann er die Gesellschaft nicht mehr gefährden.«

Der Don sah sie kühl an. »Immer eins nach dem anderen«, sagte er. »Ich gestehe dem Staat das Recht zu, zu töten. Denn deine Vorstellung von lebenslänglicher Haft ist ein Witz. Zwanzig Jahre vergehen, und angenommen, neue Beweismittel werden gefunden, oder man geht davon aus, daß Rehabilitation stattgefunden hat und sich der Verbrecher einen neuen, eminent sozialverträglichen Charakter zugelegt hat: Dann läßt man den Mann laufen, und nach den Toten fragt keiner mehr. Denn die sind offensichtlich nicht wirklich wichtig... «

Nicole runzelte die Stirn. »Papa, ich habe nicht angedeutet, daß das Opfer des Verbrechens nicht wichtig ist. Aber wenn wir den Verbrecher töten, geben wir damit doch dem Opfer das verlorene Leben nicht zurück. Schließlich ist doch auch die Hinrichtung eines Verbrechers nur eine Art Mord. Und je länger wir es billigen, von Staats wegen zu töten, desto länger müssen wir es uns auch gefallen lassen, daß andere aus ihren eigenen krankhaften Motiven morden.«

Hierzu schwieg der Don und trank seinen Wein und sah nacheinander seine Söhne und Astorre an. Dann wandte er sich wieder an seine Tochter. »Ich werde dir sagen, wie es wirklich ist«, sagte er mit einer bei ihm seltenen Intensität. »Du sagst, das menschliche Leben ist heilig? Auf Grund welcher Beweise kannst du das behaupten? Wo in der Weltgeschichte findest du eine Bestätigung dafür? Die Kriege, die Millionen von Menschenleben gefordert haben, werden von allen Regierungen und Religionen gebilligt. Die Massaker von Tausenden von Gegnern in politischem Streit oder wegen wirtschaftlicher Interessen haben sich immer wiederholt. Und wie oft hat man die Chance, Geld zu verdienen, wichtiger genommen als die Heiligkeit des menschlichen Lebens? Und du selbst billigst ja das Töten, wenn du einen Freispruch für deine Mandanten erwirkst oder ihnen jedenfalls die Todesstrafe ersparst.«

Mit blitzenden Augen sagte Nicole: »Ich billige das Töten nicht. Ich entschuldige es nicht. Ich halte es für barbarisch. Ich habe mich nur geweigert, es von Staats wegen fortzusetzen.«

Jetzt sprach der Don leiser, aber eindringlicher, als legte er jetzt besonderen Wert darauf, gehört zu werden: »Bei alledem liegt das Opfer, das dir lieb und teuer ist, unter der Erde. Es ist auf alle Zeit von dieser Erde verbannt. Wir werden seine Stimme nie wieder hören, nie wieder sein Gesicht sehen, nie wieder werden wir ihn berühren können. Er ist verloren für uns und für die Welt.«

Alle hörten den Don schweigend an. Er nahm jetzt noch einen Schluck Wein. »Jetzt, meine Nicole, hör mir zu Dein Mandant, der Mörder, wird zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Er wird den Rest seines Lebens in einer Haftanstalt hinter Gittern verbringen. So sagst du. Aber jeden Morgen wird

er die aufgehende Sonne sehen, er wird heißes Essen schmecken, er wird Musik hören, und das Blut wird in seinen Adern rinnen und ihn für die Welt interessieren. Seine Lieben können ihn noch umarmen. Wie ich höre, kann er sogar Bücher studieren, das Tischlerhandwerk erlernen und dann einen Tisch und Stühle zimmern. Mit einem Wort, er lebt. Und das ist ungerecht.«

Nicole war unerschütterlich. »Papa, Tiere, die man zähmen will, füttert man nicht mit rohem Fleisch. Wir lassen sie gar nicht erst auf den Geschmack kommen. Je mehr wir töten, desto leichter wird es zu töten. Kannst du das nicht einsehen?« Als er ihr darauf keine Antwort gab, fragte sie: »Und wie kannst du entscheiden, was gerecht und was ungerecht ist? Wo ziehst du da die Grenze?« Die Frage war herausfordernd gemeint, aber schließlich war ihr doch anzuhören, daß sie nur um Verständnis bat für die vielen Jahre, die sie hatte an ihm zweifeln müssen.

Alle erwarteten einen Zornesausbruch des Dons wegen dieser Frechheit, aber plötzlich war er wieder guter Laune. »Ich habe zweifellos Augenblicke der Schwäche«, sagte er. »Aber niemals lasse ich zu, daß ein Kind seine Eltern beurteilt. Kinder sind nutzlos und leben nur, weil wir sie dulden. Und ich halte mich als Vater für über jeden Zweifel erhaben. Ich habe drei Kinder erzogen, die wichtig für die Gesellschaft sind, begabt, tüchtig und erfolgreich. Und nicht ganz machtlos gegen das Schicksal. Kann einer von euch mir einen Vorwurf machen?«

Bei dieser Frage verlor Nicole ihren Zorn. »Nein«, sagte sie. »Als Vater kann dir niemand einen Vorwurf machen. Aber du hast etwas ausgelassen. Die Unterdrückten sind diejenigen, die aufgehängt werden. Die Reichen entgehen gewöhnlich der strengsten Bestrafung.«

Der Don sah Nicole sehr ernst an. »Warum kämpfst du also nicht dafür, daß in Zukunft die Reichen mit den Armen hängen müssen? Wäre das nicht intelligenter?«

Astorre murmelte, fröhlich lächelnd: »Dann würden nur sehr wenige von uns übrig bleiben.« Und diese Bemerkung baute die Spannung am Tisch ab.

»Die größte Tugend der Menschheit ist die Barmherzigkeit«, sagte Nicole. »Eine aufgeklärte Gesellschaft läßt niemanden hinrichten und schränkt ihre Strafmaßnahmen überhaupt so weitgehend ein, wie das der gesunde Menschenverstand und die Gerechtigkeit erlauben.«

Erst an dieser Stelle verlor der Don seine übliche gute Laune. »Woher hast du denn diese Ideen?« fragte er. »Sie sind selbstgefällig und feige, ja, noch schlimmer, blasphemisch. Denn wer ist erbarmungsloser als Gott? Er vergibt nicht, er verwirft die Strafen nicht. Es gibt Himmel und Hölle, weil er es so verfügt hat. Und aus seiner Welt sind Kummer und Sorge nicht verbannt. Es ist seine allmächtige Pflicht, nicht mehr als die unumgänglich notwendige Barmherzigkeit zu beweisen. Wer also bist du, daß du dir eine so viel weiter reichende Barmherzigkeit zutraust? Aus dem Anspruch spricht eine unerträgliche Arroganz. Hältst du dich für so heilig,

daß du dir die Schöpfung einer besseren Welt zutraust? Erinnere dich, daß selbst die Heiligen im Himmel Gott ihre Gebete nur ins Ohr flüstern können, wozu sie sich das Recht aber durch ihr Martyrium verdient haben müssen. Nein. Wir haben die Pflicht unseren Mitmenschen zu verfolgen. Oder die großen Sünden, zu denen sie imstande wären. Wir würden anders ja die Welt dem Teufel überlassen.«

Das ließ Nicole erneut sprachlos vor Zorn werden, und Valerius und Marcantonio lächelten. Astorre senkte den Kopf wie im Gebet.

Schließlich sagte Nicole: »Papa, du bist einfach ein schockierender Moralist. Und mit Sicherheit kann man sich an dir kein Beispiel nehmen.«

Darauf folgte ein langes Schweigen am Tisch. Jeder hing Erinnerungen an die eigene besondere Beziehung zu dem Don nach. Nicole dachte, wie sie die Geschichten, die von ihrem Vater erzählt wurden, nie so recht geglaubt, aber doch immer gefürchtet hatte, daß sie wahr sein könnten. Marcantonio entsann sich eines Kollegen beim Fernsehen, der ihn eines Tages gefragt hatte, wie sein Vater eigentlich zu Hause sei und wie er seine Kinder behandle.

Marcantonio hatte natürlich gewußt, daß der Mann von der Unbarmherzigkeit seines Vaters gehört haben mußte, und nach einigem Nachdenken ganz ernsthaft erwidert: »Mein Vater ist sehr herzlich zu uns.«

Valerius dachte, daß sein Vater gewissen Generalen glich, unter denen er gedient hatte. Männer, die ihre Aufgaben erledigten, ohne die geringsten moralischen Skrupel, ohne an der Wohlbegründetheit ihrer Pflicht jemals zu zweifeln. Männer, die ihre Ziele mit der tödlichen Geschwindigkeit und Genauigkeit von Pfeilen angingen.

Für Astorre war das anders. Der Don hatte ihm stets Zuneigung und Vertrauen bewiesen. Er war aber auch der einzige am Tisch, der wußte, daß der Ruf des Dons begründet war. Er entsann sich, wie er vor drei Jahren aus dem Exil zurückgekehrt war. Der Don hatte ihm gewisse Instruktionen gegeben.

Der Don hatte zu ihm gesagt: »Ein Mann meines Alters kann sterben, weil er sich den Zeh an der Tür gestoßen hat oder an einem schwarzen Leberfleck auf dem Rücken oder an einer Unterbrechung seines Herzschlags. Es ist seltsam, daß ein Mann sich nicht zu jeder Sekunde seines Lebens seiner Sterblichkeit bewußt ist. Aber egal. Er hat ja vielleicht keine Feinde. Aber planen muß man trotzdem. Ich habe dich zum Erben der Mehrheit der Anteile an meinen Banken gemacht, du wirst sie also kontrollieren und das Einkommen mit meinen Kindern teilen. Aber gewisse Kreise wollen meine Banken aufkaufen. Eine dieser Gruppen wird vom peruanischen Generalkonsul geleitet. Die Bundesregierung ermittelt noch unter den RICO-Gesetzen gegen mich, um meine Banken beschlagnahmen zu können. Ein schönes Geschäft würden sie damit machen. Sie werden aber nichts finden. Deshalb möchte ich nicht, daß du jemals verkaufst. Sie werden mit der Zeit nur noch gewinnbringender und

mächtiger werden. Und mit der Zeit wird die Vergangenheit in Vergessenheit geraten.

Wenn etwas Unerwartetes geschieht, wende dich an Mr. Pryor und bitte ihn, dir als Rechnungsprüfer beizustehen. Du kennst ihn. Er ist außerordentlich fähig, und auch er hat Gewinn aus den Banken. Er schuldet mir Treue. Ich werde dich auch mit Benito Craxxi in Chicago bekanntmachen. Er kennt sich aus, und auch er profitiert von den Banken. Vertrauenswürdig ist er ebenfalls. Unterdessen werde ich dir ein Makkaronigeschäft übereignen, das du nur zu betreiben brauchst, damit es dir eine behagliche Existenz abwirft. Für all das erwarte ich, daß du für die Sicherheit und den Wohlstand meiner Kinder sorgst. Die Welt ist gefährlich, und ich habe sie leider nicht hinreichend darauf vorbereitet.«

Seitdem waren drei Jahre vergangen, und nun dachte Astorre über diese Worte nach. Jetzt schien es, daß seine Dienste nicht benötigt wurden. Die Welt des Dons war nicht zu erschüttern.

Aber Nicole hatte ihre Argumente noch nicht erschöpft. »Und was ist mit der Eigenschaft der Barmherzigkeit?« fragte sie den Vater. »Ich meine diese Tugend, die die Christen predigen.«

Der Don antwortete, ohne überlegen zu müssen: »Barmherzigkeit ist ein Laster, das Kräfte in Anspruch nimmt, die wir nicht haben. Wer Barmherzigkeit übt, fügt dem Opfer eine unverzeihliche Beleidigung zu. Und das ist nicht unsere Pflicht hier auf Erden.«

»So würdest du für dich selbst also keine Gnade wollen?« fragte Nicole.

»Niemals«, sagte der Don. »Ich strebe nicht danach und wünsche sie auch nicht. Wenn es sein muß, werde ich die Strafe für meine Sünden annehmen.«

Es war bei diesem Abendessen, daß Colonel Valerius Aprile die Familie einlud, der Firmung seines zwölfjährigen Sohnes beizuwohnen, die in zwei Monaten in New York City stattfinden sollte. Seine Frau hatte auf einer großen Feier in ihrer alten Familienkirche bestanden. Es entsprach dem neuerdings verwandelten Charakter des Dons, daß er diese Einladung annahm.

Und so versammelte sich die Familie Aprile an einem kalten Sonntagmittag im Dezember vor der St.-Patrick's-Kathedrale an der Fifth Avenue, die von der hellen Wintersonne ins beste Licht gesetzt wurde. Drinnen dann sahen Don Raymonde Aprile, Valerius und seine Frau, Marcantonio, der darauf brannte, möglichst schnell wegzukommen, und Nicole, die ganz in Schwarz sehr schön aussah, den Kardinal höchstpersönlich den Meßwein trinken und die Kommunion spenden, sowie den zeremoniellen Klaps auf die Wangen der Firmlinge geben.

Es war ein süßes und geheimnisvolles Vergnügen, die heranwachsenden Jungen und Mädchen in ihren weißen Gewändern mit den roten Seidenschärpen die Gänge der Kathedrale entlang ziehen zu sehen, wo steinerne Engel und steinerne Heilige über sie wachten. Die Firmung, die sie heute empfangen, sollte ja die Gewähr dafür sein, daß sie

fortan während ihres ganzen Lebens Gott dienen würden. Nicole hatte Tränen in den Augen, obwohl sie nicht ein Wort von dem glaubte, was der Kardinal sagte. Sie lachte insgeheim.

Draußen vor den Toren der Kathedrale zogen die Kinder die weißen Gewänder aus und zeigten ihre darunter verborgene Festtagskleidung. Die Mädchen in Spitzenkleidern, so zart wie Spinnweben, die Knaben in ihren dunklen Anzügen, blendend weißen Hemden und den roten Krawatten, die sie, wie es Brauch war, zur Abwehr des Teufels umgebunden hatten.

Don Aprile kam aus der Kirche, Astorre zur einen Seite, Marcantonio zur anderen. Die Kinder drängelten sich im Kreis. Valerius und seine Frau hielten stolz das weiße Gewand ihres Sohnes, während sie sich fotografieren ließen.

Don Aprile begann allein die Stufen herabzusteigen. Tief atmete er die frische kalte Luft ein. Es war ein glorreicher Tag, nie hatte er sich wacher und lebendiger gefühlt. Und als sein soeben gefirmter Enkel zu ihm kam, um ihn zu umarmen, klopfte er ihm zärtlich auf den Scheitel und legte ihm eine große Goldmünze in die Hand - das traditionelle Geschenk für ein Kind am Tag seiner Firmung. Dann griff er großzügig in die Jackentasche und zog eine Handvoll kleinerer Goldmünzen hervor, die er unter die anderen Jungen und Mädchen verteilte. Ihre Freudenjauchzer genoß er, wie er es überhaupt genoß, in der Stadt zu sein. Die hohen grauen steinernen Bauten waren ihm so lieb wie die Bäume. Er war ganz allein, nur Astorre folgte ihm in einigen Schritten Entfernung. Er sah die Treppen zum Bürgersteig hinab und zögerte dann einen Augenblick, als dort unten eine riesige schwarze Limousine am Bordstein hielt, als sei sie gekommen, um ihn abzuholen.

In Brightwaters war Heskow an jenem Sonntagmorgen früh aufgestanden und hatte Backwaren und die Zeitungen geholt. Er stellte den gestohlenen Wagen in der Garage ab, eine riesige schwarze Limousine, in der bereits die Waffen, die Masken und Munitionskisten verstaut waren. Er prüfte den Reifendruck, die Tankfüllung, das Öl und die Bremslichter. Alles in Ordnung. Er ging ins Haus zurück, um Franky und Stace Sturzo zu wecken, aber natürlich waren die beiden schon aufgestanden, und Stace hatte bereits Kaffee gemacht.

Sie frühstückten schweigend und lasen die Sonntagsausgaben der Zeitungen. Franky prüfte die Ergebnisse der Basketballspiele der Collegemannschaften.

Um zehn fragte Stace: »Ist der Wagen fertig?« und Heskow antwortete: »Alles klar.«

Sie stiegen ein und fuhren los, Franky saß vorn neben Heskow, Stace hinten. Die Fahrt in die Stadt würde eine Stunde dauern, sie hatten also noch eine Stunde Zeit. Aber schließlich kam alles darauf an, daß sie rechtzeitig zur Stelle waren.

Im Wagen prüfte Franky die Waffen. Stace probierte eine der Masken

an, kleine weiße Stoffschalen, die mit Bändern versehen waren, so daß man sie sich auch um den Hals hängen konnte, bis man sie brauchte.

Während der Fahrt in die Stadt hörten sie im Radio

Opernmusik. Heskow war ein ausgezeichnete Fahrer, er fuhr stets die gleiche Geschwindigkeit und hielt von den Wagen, die ihm vorausfuhren oder ihm folgten, stets ausreichenden Abstand. Stace grunzte zustimmend, was die Spannung ein wenig lockerte. Denn gespannt waren sie, wenn auch nicht kribbelig oder nervös. Sie wußten, daß sie ganze Arbeit leisten mußten. Und das hieß, daß jeder Schuß treffen mußte.

Heskow fädelt sich langsam durch die Stadt. Irgendwie schien er bei jeder Kreuzung vor der Ampel warten zu müssen, was seine Fahrt merklich dehnte. Schließlich bog er in die Fifth Avenue ein und parkte einen halben Häuserblock von der Kathedrale entfernt. Dann begannen die Glocken zu läuten. Heskow ließ den Motor wieder an. Die drei Männer sahen die Kinder aus der Kathedrale auf die Straße schwärmen. Das beunruhigte sie.

Stace murmelte: »Franky, der Kopfschuß.« Dann sahen sie den Don herauskommen und die Treppen zur Straße hinabsteigen. Er schien sie direkt anzusehen.

»Masken«, sagte Heskow. Er beschleunigte leicht, und Franky legte die Hand auf den Türgriff. In der linken Armbeuge hielt er die Uzi, bereit, auf den Bürgersteig hinauszuspringen.

Der Wagen beschleunigte und hielt, als der Don die letzte Stufe erreicht hatte. Stace sprang vom Rücksitz auf die Straße, der Wagen zwischen ihm und seinem Ziel. Mit einer schnellen Bewegung stützte er seine Waffe auf das Dach. Er schoß zweihändig. Nur zweimal.

Die erste Kugel traf den Don mitten in die Stirn. Die zweite Kugel zerriß ihm kurz darauf die Kehle. Das Blut spritzte auf den Bürgersteig, roter Regen im gelben Sonnenlicht.

Zur gleichen Zeit stand Franky drüben auf dem Bürgersteig und gab aus seiner Uzi einen langen Feuerstoß über die Köpfe der Menge ab.

Dann waren die beiden Männer wieder im Wagen, und Heskow sauste die Avenue hinunter. Minuten später fuhren sie durch den Tunnel, und wenige Zeit später waren sie schon auf dem Flugplatz, wo ein privater Jet sie an Bord nahm.

Beim ersten Schuß stieß Valerius seinen Sohn und seine Frau zu Boden und deckte sie dann mit seinem Körper. Auf diese Weise sah er nichts von dem, was geschah. Nicole, die ihren Vater erstaunt anstarrte, sah auch nichts. Marcantonio senkte ungläubig den Blick. Die Realität war so ganz anders als ihre Darstellung in seinen Fernsehspielen. Der Schuß in die Stirn hatte dem Don den Schädel gespalten wie eine Melone, blutiges Hirn war zu sehen. Der Schuß in die Kehle hatte ein Stück Fleisch herausgerissen, als hätte man der Kehle einen Hieb mit einer Fleischeraxt versetzt. Und ringsum am Boden lag eine riesige Pfütze Blut, mehr Blut, als man im Körper eines Menschen vermuten konnte.

Marcantonio sah die beiden Männer mit ihren Eierschalenmasken vor den Gesichtern; er sah auch die Waffen in ihren Händen, aber irgendwie kamen die ihm unwirklich vor. Einzelheiten über ihre Kleidung, über das Haar der Männer hätte er nicht angeben können. Der Schock lahmte ihn. Er hätte nicht mal sagen können, ob sie schwarz oder weiß waren, nackt oder bekleidet. Sie hätten ebensogut zwei Fuß wie auch zehn Fuß groß gewesen sein können, ihm wäre das nicht aufgefallen.

Aber Astorre Viola war gleich ganz bei der Sache gewesen, als er den schwarzen Wagen halten sah. Als der Don zu Boden stürzte, sah er Stace schießen, und es schien ihm, als hätte er die linke Hand am Abzug. Er sah Franky die Uzi abfeuern, und diesmal erkannte er unzweifelhaft einen Linkshänder in dem Schützen. Er erhaschte einen flüchtigen Blick auf den Fahrer, einen rundköpfigen Mann, der offensichtlich schwer war. Die beiden Schützen bewegten sich mit der Anmut gut trainierter Sportler. Als sich Astorre fallen ließ, versuchte er auch, den Don zu Boden zu ziehen, nur den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Und jetzt war er mit dem Blut des Dons besudelt.

Dann sah er die Kinder, die sich wie ein Wirbelwind des Schreckens um einen riesigen roten Fleck drehten und schrien. Und der Don lag auf der Treppe, als hätte ihm der Tod selbst das Knochengerüst auseinandergerissen. Und ihm graute vor den Folgen, die all das für ihn und seine Lieben haben würde.

Nicole stand über der Leiche. Dann knickten gegen ihren Willen ihre Knie ein, und sie kniete neben dem Don. Schweigend streckte sie die Hand aus und berührte die blutige Kehle ihres Vaters. Und dann weinte sie, als wollte sie nie mehr aufhören zu weinen.

DRITTES KAPITEL

Die Ermordung Don Raymonde Apriles überraschte die Kreise, in denen er gelebt hatte. Wer würde es wagen, einen solchen Mann zu töten - und welchen Zweck mochte er mit diesem Mord verfolgen? Der Don hatte sein Reich aufgeteilt, es gab also nichts mehr zu erbeuten. Auch Geschenke waren von einem Toten nicht mehr zu erwarten, und den Unglücklichen, denen das Gesetz oder das Schicksal in die Quere gekommen war, konnte er nun nicht mehr helfen.

Konnte es sich bei der Ermordung um einen lang aufgeschobenen Racheakt handeln? Würde sich etwa noch herausstellen, daß irgend jemand doch Gewinn vom Tode des Dons hatte? Natürlich konnte es sich um eine Frauengeschichte handeln, aber der Don war seit fast dreißig Jahren verwitwet, und niemals hatte man ihn seitdem mit einer Frau gesehen, und er galt auch nicht als Bewunderer weiblicher Schönheit. Die Kinder des Dons waren über jeden Verdacht erhaben. Ganz offensichtlich war die Tat auch von Profis ausgeführt worden, und es war bekannt, daß die Kinder keine Beziehungen zur Unterwelt hatten.

So war seine Ermordung nicht nur geheimnisvoll, sondern fast gotteslästerlich. Ein Mann, der soviel Furcht erregt hatte, ein Mann, dem weder das Gesetz noch die Schakale etwas hatten anhaben können, während er länger als dreißig Jahre über ein ausgedehntes verbrecherisches Reich geherrscht hatte. Wie konnte man es wagen einen solchen Mann zu töten? Und welche Ironie, daß er als er sich endlich entschlossen hatte, dem Pfad der Tugend zu folgen und sich unter den Schutz der Gesellschaft zu stellen, nach nur drei kurzen Jahren umgelegt worden war!

Noch seltsamer war, daß auf Dauer so wenig Aufhebens vom Tod des Dons gemacht wurde. Die Medien ließen die Geschichte bald fallen, die Polizei hielt sich bedeckt, und das FBI ließ wissen, daß es sich für derlei lokale Missetaten nicht zuständig fühle. Es schien, als sei der ganze Ruhm und alle Macht Don Apriles im Laufe der drei Jahre, seit er sich aus den Geschäften zurückgezogen hatte, ausgelöscht.

Die Unterwelt zeigte kein Interesse. Es wurde keine Vergeltung geübt. Alle Freunde und früheren Vasallen schienen den Don vergessen zu haben. Selbst die Kinder des Dons schienen die Sache hinter sich gebracht und das Schicksal ihres Vaters akzeptiert zu haben.

Niemand schien sich noch zu kümmern - niemand außer Kurt Cilke.

Kurt Cilke, der in New York leitende Agent des FBI, beschloß, sich um den Fall zu kümmern, obwohl der als örtliches Kapitalverbrechen eigentlich ganz in die Zuständigkeit der New Yorker Polizei fiel. Den Anfang machen wollte er mit einer Befragung der Familie des Ermordeten.

So besuchte er einen Monat nach der Beerdigung des Dons, begleitet von seinem Stellvertreter Bill Boxtton, zunächst Marcantonio Aprile. Mit Marcantonio mußte man behutsam umgehen. Er war Programmdirektor einer führenden Fernsehanstalt und hatte eine Menge Einfluß in Washington. Ein höflicher Anruf bei der Sekretärin hatte ihnen einen Termin verschafft.

Marcantonio Aprile empfing sie in seiner prächtig ausgestatteten Bürosuite. Er begrüßte sie zuvorkommend und bot ihnen Kaffee an. Dankend lehnten sie das Angebot ab. Er war ein hochgewachsener, gutaussehender Mann mit glatter olivfarbener Haut, vortrefflich gekleidet in dunklem Anzug, zu dem er eine ungewöhnliche rosa und rot gemusterte Krawatte trug, hergestellt von einer Firma, die auf die Herstellung von Krawatten für Anchormen und Hosts beim Fernsehen spezialisiert war.

Kurt Cilke begann: »Wir helfen bei der Untersuchung des Todes Ihres Vaters. Wissen Sie von irgend jemandem, der ihm übel gesonnen war?«

»Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, mein Vater hat uns alle auf Distanz gehalten, auch seine Enkel. Wir sind vollkommen fern von seinen Geschäften aufgewachsen.« Er machte eine entschuldigende Handbewegung.

Cilke gefiel diese Bewegung nicht. Er sagte: »Was, meinen Sie, könnte der Grund dafür gewesen sein?«

Marcantonio erwiderte ernsthaft: »Sie werden ja von seiner Vergangenheit wissen. Er wollte keines von seinen Kindern in seine Aktivitäten hineinziehen. Wir wurden auf gute Schulen und aufs College geschickt und sollten uns selbst unseren Platz in der Welt suchen. Er hat uns nie zu Hause zum Essen besucht. Er wohnte unseren Hochzeiten bei, das war schon alles. Als wir ihn dann verstanden, waren wir natürlich dankbar.«

»Sie sind in Ihre jetzige leitende Stellung überraschend schnell aufgestiegen. Ist er Ihnen dabei nicht ein wenig behilflich gewesen?« fragte Cilke.

Zum ersten Mal ließ Marcantonio es an der bisherigen Verbindlichkeit fehlen.

»Niemals. In meinem Beruf ist es keineswegs ungewöhnlich, daß junge Männer schnell an die Spitze gelangen. Mein Vater schickte mich auf die besten Schulen und bedachte mich monatlich mit einer sehr großzügig bemessenen Summe für meinen Unterhalt. Ich benützte dieses Geld zur Entwicklung von Filmen, und dabei habe ich offenbar eine gute Nase bewiesen.«

»Und das ist Ihrem Vater recht gewesen?« fragte Cilke. Er beobachtete seinen Gesprächspartner sorgfältig und versuchte, dessen Gesichtsausdruck zu lesen.

Marcantonio bemerkte trocken: »Ich glaube zwar nicht, daß er richtig verstanden hat, was ich da machte, aber letztlich doch wohl: ja.«

»Wissen Sie«, sagte Cilke. »Ich habe Ihren Vater zwanzig Jahre lang

gejagt und doch nie bekommen. Er war ein sehr kluger Mann.«

»Uns ist er auch immer entkommen«, stellte Marcantonio fest. »Meinem Bruder, meiner Schwester und mir.«

Cilke lachte darüber wie über einen Witz und sagte: »Und Sie fühlen sich nicht der Blutrache nach sizilianischer Art verpflichtet? Haben Sie in dieser Richtung wirklich noch keine Schritte unternommen?«

»Ganz bestimmt nicht«, meinte Marcantonio. »Mein Vater hat uns dazu erzogen, nicht in solchen Dimensionen zu denken. Ich hoffe aber, daß Sie den Mörder fassen.«

»Wie steht's mit seinem Testament?« fragte Cilke. »Er war sehr reich.«

»Danach müssen Sie meine Schwester Nicole fragen«, meinte Marcantonio. »Sie ist die Testamentsvollstreckerin.«

»Aber Sie werden doch die testamentarischen Verfügungen Ihres Vaters kennen, oder nicht?«

»Aber sicher«, meinte Marcantonio, und zum ersten Mal war der Ton seiner Stimme stählern.

Bill Boxton ergriff das Wort: »Und Sie können wirklich niemanden nennen, der Ihrem Vater hätte schaden können?«

»Nein«, antwortete Marcantonio. »Wenn ich da jemanden im Sinn hätte, würde ich es Ihnen sagen.«

»Okay«, sagte Cilke. »Ich lasse Ihnen meine Karte da. Für alle Fälle.«

Ehe Cilke mit den beiden anderen Kindern des Dons sprach, rief er den Chef der New Yorker Kriminalpolizei an. Da er diese Unterredung nicht für die Akten dokumentiert wissen wollte, lud er Paul Di Benedetto in eines der schicksten italienischen Restaurants an der East Side ein. Di Benedetto liebte solche Ausflüge in die Dolce Vita, wenn er selber nicht dafür zu zahlen brauchte.

Die beiden hatten im Laufe der Jahre schon oft zusammengearbeitet, und Cilke hatte die Gesellschaft Di Benedettos immer genossen. Auch diesmal hatte er mit Vergnügen beobachtet, wie es Paul geschmeckt hatte.

»Na denn«, meinte Di Benedetto. »Umsonst wird das Bundesamt mich wohl nicht so großzügig bewirtet haben. Was wollen Sie also?«

»Großartig war's doch aber, oder?« fragte Cilke.

Paul Di Benedetto zuckte die Achseln, was bei seiner Korpulenz aussah wie das Rollen einer Meereswoge. Dann lächelte er ein bißchen boshaft. Für einen solch toughen Kerl hatte Paul ein bezauberndes Lächeln. Dieses Lächeln gab ihm sofort das Aussehen einer liebenswerten Disney-Erfindung.

»Kurt«, sagte er. »Der Laden hier stimmt doch hinten und vorne nicht. Die Leute hier sind doch echte Außerirdische. Na klar, sie kriegen es schon hin, daß das Essen italienisch aussieht und daß es sogar italienisch riecht, aber daß es dann schmeckt wie Pampe vom Mars, können sie eben doch nicht ändern. Ich sage Ihnen, die Typen sind eben Außerirdische.«

Cilke lachte. »Hey, aber der Wein ist doch gut.«

»Mir hat er nach Arznei geschmeckt, kann aber auch sein, daß er ein originelles Mixgetränk aus Früchtetee und Sahnesea war.«

»Ihnen kann man es aber auch wirklich nie recht machen«, stellte Cilke fest.

»Stimmt überhaupt nicht«, sagte Di Benedetto. »Mir kann man es nur allzu leicht recht machen. Das ist ja das ganze Problem.«

Cilke seufzte: »Zweihundert Mäuse aus Staatsknete im Eimer.«

»Aber nicht doch«, meinte Paul. »Ich weiß die Freundlichkeit zu schätzen. Also, was ist?«

Cilke bestellte Espresso für beide. Dann sagte er: »Ich untersuche in der Mordsache Don Aprile. Zuständig für die Sache sind natürlich eigentlich Sie, Paul. Wir haben ihn jahrelang beobachtet und ihm nie was nachweisen können. Dann zieht er sich von den Geschäften zurück und lebt als guter Bürger. Er hat nichts, hinter dem jemand hätte her sein können. Weshalb also der Mord? Ein kolossales Risiko schließlich für alle Beteiligten.«

»Sehr profimäßig«, sagte Paul. »Tadellose Arbeit.«

»Also?« fragte Cilke.

»Total unverständlich«, sagte Di Benedetto. »Sie haben den größten Teil von diesen Mafiahauptlingen ausradiert, saubere Arbeit. Hut ab! Vielleicht haben Sie sogar den Don genötigt, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Danach hatten jedenfalls die bemoosten Häupter, die noch übrig sind, keine Veranlassung mehr, ihn umlegen zu lassen.«

»Was ist mit diesen Banken, die er noch hatte?« fragte Cilke.

Di Benedetto wedelte mit seiner Zigarre. »Das ist Ihre he Wir kümmern uns nur um den Kleinkram.«

»Was ist mit seiner Familie?« fragte Cilke. »Drogen, Frauengeschichten oder was auch immer...«

»Nichts dergleichen«, sagte Di Benedetto. »Alles vorbildliche Bürger mit großen Karrieren in ihren Berufen. Der Don hat es darauf angelegt. Er wollte, daß seine Kinder vollkommen rechtschaffen werden.« Er hielt inne, und man sah, daß er jetzt ganz bei der Sache war. »Es gab keine Mißgunst. Er hat sich, als er sich zurückzog, mit allen verständigt. Andererseits muß es ein Motiv geben. Irgend jemand muß dabei gewinnen. Danach suchen wir.«

»Und was ist mit seinem Testament?« fragte Cilke.

»Seine Tochter eröffnet morgen«, sagte Paul. »Ich habe gefragt. Sie hat mir gesagt, ich soll warten.«

»Und das haben Sie sich gefallen lassen?« fragte Cilke.

»Na klar«, meinte Paul. »Sie ist eine höchst erfolgreiche Anwältin, und ihre Firma hat politische Macht. Wie werde ich denn da Streit mit ihr suchen? Ich habe ihr aus der Hand gefressen.«

»Vielleicht habe ich mehr Glück«, sagte Cilke.

»Sollte mich nicht wundern.«

Kurt Cilke hatte die stellvertretende Leiterin der New Yorker Kriminalpolizei schon vor mehr als zehn Jahren kennengelernt. Sie hieß Aspinella Washington und war eine sechs Fuß große Afroamerikanerin mit kurzgeschorenem Haar und feingezeichneten Zügen. Sie war der Schrecken der Polizisten, denen sie vorstand, und der Gesetzesbrecher, denen sie nachstellte. Sie benahm sich Prinzipiell immer so beleidigend wie möglich, und sie mochte weder Cilke noch dessen Behörde besonders. Sie empfing Cilke in ihrem Büro mit der Bemerkung:

»Kurt, sind Sie hier, um wieder einem meiner schwarzen Brüder zu Reichtum zu verhelfen?«

Cilke lachte. »Nein, Aspinella«, sagte er. »Ich wollte diesmal nur um Auskunft bitten.«

»Echt?« fragte sie. »Umsonst? Und das, nachdem Sie die Stadt um fünf Millionen Dollar erleichtert haben?«

Sie trug eine Safarijacke und hellbraune Hosen. Unter dem Jackett sah man die Pistole in der Achselhöhle. An der rechten Hand trug sie einen Ring mit einem Diamanten, der aussah, als ob er Haut aufschlitzen könnte wie ein Rasiermesser.

Sie grollte Cilke noch immer, weil das FBI einen ihrer Beamten unzulässiger Gewalttätigkeit bei der Verhaftung eines Verdächtigen überführt hatte und dem Opfer daraufhin bei einer Klage eine riesige Entschädigung zugesprochen worden war. Zwei ihrer Beamten waren im gleichen Zusammenhang zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Das Opfer, das bei der Sache einen so guten Schnitt gemacht hatte, war ein Zuhälter und Rauschgifthändler, den Aspinella bei anderer Gelegenheit selbst schon mal schwer verprügelt hatte. Obwohl sie gerade den schwarzen Wählern zu Gefallen zur stellvertretenden Chefin der Kriminalpolizei gemacht worden war, hatten namentlich schwarze Missetäter, die es mit ihr zu tun bekamen, nichts zu lachen.

»Hören Sie auf, unschuldige Leute zu verprügeln, dann höre auch ich auf«, meinte Cilke.

»Ich habe noch nie jemandem eine Falle gestellt, der nicht schuldig war«, sagte Aspinella grinsend.

»Ich gehe der Mordsache Don Aprile nach«, sagte Cilke.

»Was geht Sie die an?« fragte Aspinella. »Das war doch nur eine örtliche Abrechnung unter Gangstern. Oder wollen Sie daraus auch wieder einen von Ihren Scheißbürgerrechtsverletzungsfällen machen?«

»Na ja, es könnte da eine Verbindung zu einer Währungssache oder zu einer Drogengeschichte geben«, sagte Cilke.

»Und woher wissen Sie das?« fragte Aspinella.

»Wir haben unsere Spitzel«, sagte Cilke.

Plötzlich hatte Aspinella einen ihrer Wutanfälle. »Ihr Scheiß-FBI-Typen schnorrt hier nach Infos, wollt aber selber keine rausrücken, was? Ihr seid nicht mal guten Polizisten gegenüber ehrlich. Ihr schwebt da herum und verhaftet Schwänze in weißen Westen. Mit der Drecksarbeit macht ihr

euch nie die Finger schmutzig. Wie die aussieht, wißt ihr nicht mal vom Hörensagen. Scheren Sie sich zum Teufel.«

Cilke war sehr zufrieden mit dem Ergebnis dieser Gespräche. Die verdeckte Botschaft seiner Gesprächspartner war hinreichend deutlich gewesen. Di Benedetto und Aspinella hielten sich beide bedeckt. Zur Zusammenarbeit mit dem FBI waren sie nicht bereit. Bestenfalls würden sie so tun, als seien sie es. Kurzum, sie waren bestochen worden.

Cilke hatte Gründe für diese Annahme. Er wußte, daß der Rauschgifthandel nur rentabel blieb, wenn Polizeibeamte bestochen wurden, und er hatte Informationen (zuverlässige, wie er glaubte, wenn sie auch vor Gericht nicht zu erhärten gewesen wären), denen zufolge Di Benedetto und Aspinella auf der Gehaltsliste der Drogenbarone standen.

Ehe Cilke die Tochter des Dons aufsuchte, versuchte er sein Glück mit dessen ältestem Sohn Valerius Aprile. Dafür mußten er und Boxtton nach West Point hinausfahren. Valerius war Oberst der United States Army und lehrte an der berühmten Militärakademie militärische Taktik. Cilke fragte sich, was zum Teufel das wohl sein mochte.

Valerius Aprile empfing sie in einem geräumigen Büro, aus dem man auf den Exerzierplatz hinaussah, wo die Kadetten gedrillt wurden. Er war nicht so verbindlich wie sein Bruder, doch nicht unhöflich. Cilke fragte ihn, ob ihm Feinde seines Vaters bekannt seien.

»Nein«, sagte er. »Ich war während der letzten zwanzig Jahre meist im Ausland stationiert. Familienfeierlichkeiten habe ich beigewohnt, soweit das möglich war. Meinem Vater war daran gelegen, daß ich recht bald zum General befördert wurde. Er wollte diesen Stern an meinem Kragen sehen. Selbst der Rang eines Brigadiers hätte ihn glücklich gemacht.«

»Er war also sehr patriotisch?« fragte Cilke.

»Er liebte sein Land«, sagte Valerius knapp.

»Hat er Ihre Aufnahme in die Kadettenanstalt gedeichselt?« fragte Cilke.

»Ich nehme es an«, sagte Valerius. »Aber zum General hat er mich nicht machen können. Vermutlich hatte er keinen Einfluß im Pentagon, oder ich bin einfach nicht gut genug gewesen. Aber zufrieden bin ich trotzdem. Ich habe meinen Platz hier.«

»Und sind Sie sicher, daß Sie uns keinen Hinweis auf eventuelle Feinde Ihres Vaters geben können?« fragte Cilke noch einmal.

»Nein, er hatte keine«, meinte Valerius. »Mein Vater hätte einen großartigen General abgegeben. Wenn er Gewalt anwendete, war es immer mit durchschlagender Kraft. Er hatte die Zahlen und das Material.«

»Es scheint Sie nicht sonderlich zu bekümmern, daß jemand Ihren Vater ermordet hat. Haben Sie keine Rachegeleüste?« fragte Cilke.

»Nicht mehr als für einen auf dem Schlachtfeld gefallenen Offizier«, sagte Valerius. »Aber natürlich interessiert mich Ihre Untersuchung. Niemand mag es, wenn sein Vater ermordet wird.«

»Wissen Sie irgend etwas über seinen letzten Willen?« fragte Cilke.

»Danach müssen Sie meine Schwester fragen«, sagte Valerius.

Am späten Nachmittag dieses Tages waren Kurt Cilke und Bill Boxtton im Büro von Nicole Aprile, wo ihnen ein ganz anderer Empfang zuteil wurde als in West Point. Nicole Aprilés Büro war nur durch drei Vorzimmer zu erreichen und nach Überprüfung durch eine Leibwächterin, die aussah, als würde es ihr keine Mühe machen, ihn und Bill Boxtton in zwei Sekunden auseinanderzunehmen. Man sah ihre Muskeln durch die Kleidung. Ihre Brüste waren flach gebunden, und über schwarzen Hosen und einem Pullover trug sie ein Leinenjackett.

Nicoles Begrüßung war nicht herzlich, obwohl sie sehr attraktiv war. Gekleidet war sie in ein tief violettes Haute-Couture-Kostüm, wozu sie große goldene Ohrringe trug. Ihr schwarzes Haar war lang und glänzend. Es umrahmte ihr Gesicht. Die großen sanftbraunen Augen widersprachen dem strengen Ausdruck des feinen Gesichts.

»Ich kann Ihnen zwanzig Minuten geben, meine Herren«, stellte sie fest.

Sie trug eine gekräuselte Bluse unter dem violetten Jackett, deren Manschetten fast ihre Hände bedeckten, als sie nun Cilkes Dienstausweis in Empfang nahm. Sie betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann: »Ihr Rang scheint mir ziemlich hoch zu sein für einen Mann, der mit solchen Routineerkundigungen beauftragt wird.«

Sie sprach in einem Ton, der Cilke vertraut war, einem Ton, den er noch nie gemocht hatte. In diesem Ton redeten die Bundesanwälte, wenn sie sich mit den Ermittlungsbeamten befaßten, denen sie vorstanden. Er war immer leicht tadelnd.

»Ihr Vater war ein sehr wichtiger Mann«, meinte Cilke.

»Ja, bis er in den Ruhestand trat und sich unter den Schutz des Gesetzes begab«, meinte Nicole bitter.

»Und das macht seine Ermordung um so geheimnisvoller«, sagte Cilke. »Wir hatten gehofft, daß Sie uns Hinweise geben könnten auf Leute, die ihm schaden wollten.«

»Na, so geheimnisvoll nun auch wieder nicht«, meinte Nicole. »Sie kennen sich in seinem Leben vermutlich viel besser aus als ich. Er hatte eine Unmenge Feinde. Sie selber waren ja einer davon.«

»Selbst unsere erbittertsten Kritiker würden wohl nicht versuchen, dem FBI einen Mordanschlag auf den Stufen einer Kathedrale anzuhängen«, bemerkte Cilke trocken. »Und ich war nicht sein Feind. Ich bin ein Vertreter des Gesetzes, wie Sie wissen. Und er hatte keine Feinde mehr, als er sich zurückzog. Er hatte sich überall losgekauft.« Er hielt einen Augenblick inne. »Ich finde es merkwürdig, daß weder Sie noch Ihre Brüder sehr daran interessiert sind, daß der Mann, der Ihren Vater ermordet hat, zur Rechenschaft gezogen wird.«

»Nun, einerseits sind wir eben keine Heuchler«, stellte Nicole fest. »Mein Vater war kein Heiliger. Er spielte das Spiel und zahlte den Preis.« Sie machte eine Pause. »Und andererseits behaupten Sie zu Unrecht, daß ich nicht interessiert bin. Tatsächlich beabsichtige ich, Einsicht in die FBI-Akte meines Vaters zu beantragen, die mir nach dem Gesetz über

Informationsfreiheit zusteht. Und ich will nur hoffen, daß Sie meinem Antrag keine Schwierigkeiten machen, denn in dem Fall würden wir Feinde werden.«

»Nehmen Sie ruhig Ihr gutes Recht wahr«, sagte Cilke. »Aber vielleicht können Sie mir behilflich sein mit einer Auskunft über den letzten Willen Ihres Vaters?«

»Ich habe das Testament nicht aufgesetzt«, bemerkte Nicole.

»Aber wie ich höre, sind Sie dessen Vollstreckerin«, sagte Cilke. »Sie werden die Bestimmungen inzwischen also kennen.«

»Das Testament wird morgen eröffnet«, sagte Nicole.

»Können Sie mir irgend etwas, das mir nützlich sein könnte, heute schon sagen?« fragte Cilke.

»Nur, daß ich nicht die Absicht habe, vorzeitig in den Ruhestand zu treten«, meinte Nicole.

»Aber warum wollen Sie mir heute noch nichts verraten?« fragte Cilke.

»Weil ich nicht muß«, sagte Nicole kühl.

»Ich habe Ihren Vater ziemlich gut gekannt«, sagte Cilke. »Er wäre vernünftig gewesen.«

Zum ersten Mal sah Nicole ihn mit Respekt an. »Das ist wahr«, meinte sie. »Okay, mein Vater hat vor seinem Tod eine Menge Geld verschenkt. Uns hat er nur seine Banken hinterlassen. Meine Brüder und ich bekommen neunundvierzig Prozent. Die übrigen einundfünfzig Prozent gehen an meinen Cousin Astorre Viola.«

»Können Sie mir irgend etwas über ihn sagen?« fragte Cilke.

»Astorre ist jünger als ich. Er hat nie im Geschäft meines Vaters gearbeitet, und wir alle lieben ihn, weil er ein so bezaubernder Spinner ist. Natürlich liebe ich ihn jetzt nicht mehr so sehr.«

Cilke forschte in seinem Gedächtnis. Er konnte sich an keine Akte über Astorre Viola erinnern. Trotzdem, geben mußte es eine.

»Könnten Sie mir seine Adresse und Telefonnummer geben?« fragte Cilke.

»Gewiß«, meinte Nicole. »Aber Sie verschwenden nur Ihre Zeit. Glauben Sie mir.«

»Ich muß alle Einzelheiten klären«, sagte Cilke entschuldigend.

»Und was interessiert überhaupt das FBI an der Sache?« fragte Nicole. »An einer örtlichen Mordsache?«

Cilke sagte kühl: »Die zehn Banken, die Ihr Vater besaß, sind internationale Banken. Es könnten also Währungsgeschäfte hinter der Sache stecken.«

»Ach, wirklich«, meinte Nicole. »Dann fordere ich seine Akte am besten gleich an. Schließlich gehört ein Teil von diesen Banken jetzt mir.« Sie warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Er wußte, er würde sie im Auge behalten müssen.

Am nächsten Tag besuchten Cilke und Boxtton den jungen Astorre Viola draußen in Westchester County. Auf dem bewaldeten Besitz standen ein

großes Haus und drei Scheunen. Sechs Pferde grasten auf der Weide. Auf dem Parkplatz vor dem Haus waren vier Limousinen und ein Lieferwagen geparkt. Cilke merkte sich von zweien der Wagen die Zulassungsnummer.

Eine etwa siebzigjährige Frau ließ ihn ein und führte ihn in ein üppig eingerichtetes Wohnzimmer, in dem ein Tonbandgerät herumstand. Fünf junge Männer standen hinter Notenständern, einer saß am Klavier; eine professionelle Combo, Saxophon, Baß, Gitarre und Schlagzeug.

Astorre selbst stand ihnen gegenüber am Mikrophon und sang mit rauher Stimme. Selbst Cilke wußte, daß es sich hier um die Sorte Musik handelte, die kein Publikum finden würde.

Astorre pausierte und sagte: »Können Sie vielleicht noch fünf Minuten warten, bis zum Ende der Aufnahme? Dann können meine Freunde gehen, und ich habe Zeit für Sie, solange Sie wollen.« Er sah sehr gut aus und trug ein goldenes Medaillon am Hals. »Sicher«, antwortete Cilke.

»Bringen Sie ihnen Kaffee«, sagte Astorre zu der Hausgestellten. Cilke gefiel das. Astorre bot ihnen nicht nur höflicherweise Kaffee an. Er bestellte ihn für sie.

Aber warten mußte er dann länger als fünf Minuten. Astorre nahm irgendein italienisches Volkslied auf, wobei er sich mit Akkorden auf dem Banjo begleitete und den Text in einem rauen Dialekt sang, den Cilke nicht verstand. Es machte irgendwie Spaß, ihm zuzuhören. Es war, als ob man der eigenen Stimme unter der Dusche zuhört. Schließlich waren sie allein, und Astorre wischte sich das Gesicht ab. »Das war doch so übel nicht«, bemerkte er lachend. »Oder?«

Cilke merkte, daß der Mann ihm auf den ersten Blick sympathisch war. Er mochte ungefähr dreißig sein, hatte aber noch eine ganz jugendhafte Vitalität und schien sich selber nicht übertrieben ernst zu nehmen. Er war hochgewachsen und gut gebaut, hatte die natürliche Grazie eines Boxers. Sein dunkles Gesicht hatte eine aparte Schönheit, seine unregelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge erinnerten an Porträts aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er schien nicht eitel zu sein, trug aber eine zwei Zoll breite goldene Kette um den Hals, mit einem Medaillon, das die Jungfrau Maria zeigte.

»Ganz großartig«, sagte Cilke. »Nehmen Sie eine Platte für den Markt auf?«

Astorre lächelte gutmütig: »Schön war's. Aber so gut bin ich nicht. Ich liebe diese Lieder, und so verschenke ich die Aufnahmen an Freunde.«

Cilke beschloß, gleich zur Sache zu kommen. »Ich habe nur eine Routinefrage: Wissen Sie von irgend jemandem, der Ihrem Onkel hätte schaden wollen?«

»Nein, von niemandem«, sagte Astorre, ohne eine Miene zu verziehen. Cilke hatte es satt, das zu hören. Schließlich hat doch jeder Feinde, jemand wie Raymonde Aprile aber ganz besonders.

»Sie erben die Kontrollmajorität der Anteile an seinen Banken«, sagte

Cilke. »War Ihr Verhältnis so eng?«

»Ich kann wirklich nicht sagen, daß ich das verstehe« sagte Astorre. »Als Kind war ich einer seiner Lieblinge. Dann hat er mir ein Geschäft ermöglicht, und dann scheint er mich irgendwie vergessen zu haben.«

»Was für ein Geschäft?«

»Ich importiere erstklassige Makkaroni aus Italien.«

Cilke sah ihn skeptisch an. »Makkaroni?«

Astorre lächelte, an diese Reaktion war er gewöhnt. Sein Geschäft machte wirklich nicht viel her. »Wissen Sie, daß Lee Iacocca niemals von Kraftfahrzeugen spricht, sondern immer von Autos? Genauso sprechen wir in meinem Geschäft niemals von Teigwaren oder Pasta, sondern sprechen immer von Makkaroni.«

»Und jetzt werden Sie auch noch Bankier werden müssen«, sagte Cilke.

»Ich probier's halt mal«, sagte Astorre.

Als sie gingen, fragte Cilke Boxtan: »Was meinen Sie?« Er mochte Boxtan sehr. Der Mann glaubte an seine Behörde, genau wie er: daß sie fair war und unbestechlich und sehr viel wirksamer arbeitete als jede andere Strafverfolgungsbehörde im Lande.

»Mir kam das alles ziemlich plausibel vor«, meinte Boxtan. »Aber klingen Geschichten, die uns erzählt werden, nicht immer plausibel?«

Ja, immer, dachte Cilke. Dann fiel ihm etwas ein. Das Medaillon, das Astorre an diesem breiten goldenen Halsband hängen hatte, hatte sich nie bewegt. Das letzte Gespräch war Cilke am wichtigsten. Er führte es mit Timmona Portella, dem herrschenden Boß der New Yorker Mafia, dem einzigen, außer dem Don selbst, der Cilkes Nachstellungen entgangen und noch auf freiem Fuß war.

Timmona Portella leitete seine Unternehmen aus einer großen Penthousewohnung auf dem Dach eines Gebäudes das er an der West Side besaß. Firmen, die unter seiner Kontrolle standen, teilten sich den Rest des Gebäudes. Die Sicherheitsmaßnahmen, die ihn von der bösen Welt abschirmten, waren so streng wie die in Fort Knox, und zwischen seinem Büro hier und seinem Besitz in New Jersey verkehrte er per Hubschrauber, für den es auf dem Dach einen Landeplatz gab. Seine Füße kamen selten mit dem Straßenpflaster von New York in Berührung.

Portella begrüßte Cilke und Boxtan in seinem Büro, das voll dick gepolsterter Sessel stand und durch dessen kugelsichere Glaswände man eine herrliche Aussicht auf die Wolkenkratzer Manhattans hatte. Er war ein großer Mann, makellos gekleidet in dunklem Anzug und blendend weißem Hemd.

Cilke schüttelte Portellas fleischige Hand und bewunderte die dunkle Krawatte an seinem dicken Hals.

»Kurt, wie kann ich Ihnen behilflich sein?« fragte Portella mit hoher Tenorstimme. Bill Boxtan schien er nicht zur Kenntnis zu nehmen.

»Ich gehe nur dieser Aprile-Sache nach«, sagte Cilke. »Ich dachte, Sie hätten vielleicht Informationen, die uns da weiterhelfen könnten.«

»Wirklich eine Schande, sein Tod«, meinte Portella. »Jeder liebte Raymonde Aprile. Es ist mir ein Rätsel, wer da dahinterstecken könnte. Während der letzten Jahre seines Lebens war Aprile so ein guter Mann. Er wurde ein Heiliger, ein wirklicher Heiliger. Er hat sein Geld weggegeben wie ein Rockefeller. Als Gott ihn fortnahm, war seine Seele rein.«

»Gott hat ihn nicht fortgenommen«, bemerkte Cilke trocken. »Die Leute haben extrem profimäßig gearbeitet. Es muß ein Motiv geben.« Portellas Auge zuckte, aber er sagte nichts, also fuhr Cilke fort: »Sie arbeiteten viele Jahre mit ihm zusammen. Sie müssen also irgendwas wissen. Was ist zum Beispiel mit diesem Neffen, der die Banken erbt?«

»Don Aprile und ich haben vor vielen Jahren Geschäfte zusammen gemacht«, sagte Portella. »Aber als Aprile in den Ruhestand ging, hätte er mich ohne weiteres töten lassen können. Die Tatsache, daß ich noch am Leben bin, beweist, daß wir keine Feinde waren. Über seinen Neffen weiß ich nur, daß er ein Künstler ist. Er singt bei Hochzeiten, bei kleinen Partys und sogar in ein paar kleinen Nachtclubs. Einer von diesen jungen Männern, die wir alten Leute gern haben. Und er verkauft gute Makkaroni aus Italien. Sie werden von allen meinen Restaurants bezogen.« Er hielt inne und seufzte. »Es ist immer ein Rätsel, wenn ein großer Mann getötet wird.«

»Ihnen ist klar, daß wir Ihre Hilfe zu würdigen wissen«, meinte Cilke.

»Natürlich«, sagte Portella. »Das FBI spielt immer fair. Ich weiß, meine Hilfe wird zu würdigen gewußt.«

Er bedachte Cilke und Boxton mit einem warmen Lächeln, das quadratische, fast vollkommene Zähne zeigte.

Auf dem Rückweg ins Büro sagte Boxton zu Cilke: »Ich habe die Akte von dem Typ gelesen. Er macht in Porno und in Drogen, und ein Mörder ist er auch. Wieso sind wir nie an ihn ran gekommen?«

»Er ist nicht so schlimm wie die meisten anderen«, sagte Cilke. »Und eines Tages werden wir auch ihn hochnehmen.«

Kurt Cilke beantragte die elektronische Überwachung der Wohnungen von Nicole Aprile und Astorre Viola. Ein zahmer Bundesrichter gab die nötige Anweisung. Nicht daß Cilke die beiden wirklich verdächtigt hätte. Er wollte sich nur vergewissern. Nicoles aufsässige Natur mochte sie auf Abwege geführt haben, und Astorre war zu gut, um wahr zu sein, was ihn automatisch verdächtig machte. Es stand außer Frage, Valerius abzuhören, da er auf West Point zu Hause war.

Cilke hatte inzwischen aus einem Polizeibericht erfahren, daß die Pferde auf Astorres Weide dessen Leidenschaft waren. Daß er selbst einen der Hengste jeden Morgen striegelte und dann auf ihm ausritt. Das wäre ja noch angegangen, aber, wie man Cilke verraten hatte, pflegte Astorre in voller englischer Tracht zu reiten, im roten Rock und eine schwarze Wildlederjagdmütze auf dem Haupt.

Es fiel ihm schwer zu glauben, daß drei Räuber es gewagt haben sollen,

ihn im Central Park zu überfallen. Er war ihnen anscheinend entkommen. Wie es den Räufern ergangen war, war dem Polizeibericht nicht zu entnehmen.

Vierzehn Tage später konnten Cilke und Boxton die Bänder abhören, die in Astorre Violas Haus installiert worden waren. Es waren die Stimmen von Nicole, Marcantonio, Valerius und Astorre. Beim Abhören der Bänder kamen sie Cilke menschlicher vor: Sie hatten ihre Masken abgenommen.

»Weshalb mußten sie ihn töten?« fragte Nicole. Ihre Stimme brach vor Schmerz. Da war jetzt nichts mehr von der Kälte zu spüren, die sie Cilke gegenüber gezeigt hatte.

Valerius sagte ruhig: »Es muß einen Grund gegeben haben.« Er schwieg und fuhr dann fort. Seine Stimme war im Gespräch mit seinen Geschwistern sanfter als in der Öffentlichkeit. »Ich hatte mit den Geschäften des alten Herrn nie etwas zu tun; ich muß mir deshalb meinetwegen keine Sorgen machen. Aber wie ist es mit euch?«

Marcantonio hörte sich verächtlich an. Offensichtlich mochte er seinen älteren Bruder nicht. »Val, der Alte hat dich nach West Point geschickt, weil du ein Schlappschwanz warst. Er wollte dich ein bißchen abhärten. Dann hat er dir bei deiner nachrichtendienstlichen Arbeit in Übersee geholfen. Deshalb bist du da, wo du bist. Er träumte davon, dich noch als kommandierenden General zu erleben. General Aprile, das hätte ihn glücklich gemacht. Wer weiß, welche Drähte er zu diesem Zweck gezogen hat?«

Nach einer langen Pause fuhr Marcantonio fort: »Natürlich hat er auch mir den Weg geebnet. Er hat meine Produktionsgesellschaft finanziert. Und die großen Talentagenturen haben mir ihre Stars zu besonders günstigen Bedingungen gegeben. Ich meine, wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir zwar nicht an seinem Leben teilhatten, er aber immer an unserem. Nicole, der alte Herr hat dir zehn Jahre Beitragszahlungen erspart, als er dir den Job in dieser Kanzlei besorgte. Und Astorre, was meinst du, wer auf den Regalen der Supermärkte Platz für deine Makkaroni gemacht hat?«

Vom Band klang seine Stimme viel energischer, leidenschaftlicher, als Cilke sie von seinem Gespräch mit ihm in seinem Büro in Erinnerung hatte.

Plötzlich wurde Nicole wütend. »Papa mag mir durch die Tür geholfen haben, aber für den Erfolg in meiner Karriere bin ganz allein ich verantwortlich. Ich habe um alles, was ich erreicht habe, mit den Haien in der Firma kämpfen müssen. Und wer anders als ich hat achtzig Stunden die Woche das Kleingedruckte gelesen?« Sie schwieg und sprach dann in kaltem Ton weiter, offenbar mit Astorre: »Und was ich wissen möchte, ist, warum ausgerechnet dir die Kontrolle der Anteile an den Banken gegeben hat? Was, zum Teufel, hast eigentlich du mit unseren Angelegenheiten zu tun?«

Astorre erwiderte verlegen: »Nicole, ich habe keine Ahnung. Ich habe

nicht darum gebeten. Ich habe ein Geschäft, und ich liebe das Reiten und das Singen. Übrigens kommst du bei dem Handel ja auch nicht so schlecht weg. Die ganze Arbeit muß ich machen, und die Gewinne werden zu gleichen Teilen zwischen uns aufgeteilt.«

»Aber du hast die Kontrolle, und dabei bist du nur ein Cousin«, sagte Nicole. Dann fügte sie in sarkastischem Ton hinzu: »Er muß deinen Gesang geliebt haben.«

Dann bemerkte Valerius: »Wirst du versuchen, die Banken persönlich zu leiten?«

Astorres Stimme war voll gespielten Schreckens: »Aber nein, nein. Nicole wird mir eine Reihe von Leuten für das Amt des CEO empfehlen, der sich damit befassen wird.«

Nicoles Stimme klang gekränkt, den Tränen nahe: »Ich verstehe noch immer nicht, warum Papa nicht mich ernannt hat. Ich meine, warum nicht?«

»Weil er nicht wollte, daß eines seiner Kinder mehr Macht hätte als die anderen«, bemerkte Marcantonio.

»Vielleicht wollte er euch alle nur außerhalb der Gefahrenzone halten«, meinte Astorre ruhig.

»Und wie findet ihr, daß da nun dieser FBI-Typ bei uns aufkreuzt, als wäre er unser bester Freund? Jahrelang hat er Papa gehetzt. Und jetzt bildet er sich ein, uns dazu überreden zu können, alle Familiengeheimnisse mit ihm zu teilen. Was für ein Widerling!« sagte Nicole.

Cilke fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Das hatte er nicht verdient.

Valerius sagte: »Er tut seine Pflicht, und der Job, den er hat, ist bestimmt nicht leicht. Er muß sehr intelligent sein. Er hat einen Haufen von den Freunden des alten Herrn ins Gefängnis geschickt. Und für lange Zeit.«

»Verräter, Spitzel!« sagte Nicole verächtlich. »Und diese RICO-Gesetze, die sehr selektiv geltend gemacht werden. Unter diesen Gesetzen könnte man die Hälfte unserer politischen Führungsfiguren ins Gefängnis schicken und die Mehrzahl der Fortune 500...«

Marcantonio sagte: »Nicole, du bist Anwältin, laß den Scheiß.«

Astorre sagte nachdenklich: »Woher kriegen die FBI-Agenten diese fetzigen Anzüge? Gibt es da vielleicht einen besonderen Schneider beim FBI?«

»Das ist nur die Art, wie sie ihre Anzüge tragen«, meinte Marcantonio. »Das ist das Geheimnis. Aber im Film kriegen wir einen Typen wie Cilke nie so richtig hin. Vollkommen aufrichtig, vollkommen ehrlich, in jeder Hinsicht ehrenhaft. Und doch so, daß man ihm nie traut.«

»Marc, vergiß mal deine faulen TV-Shows«, sagte Valerius. »Wir befinden uns in einer bedrohlichen Situation, und da gibt es zwei wichtige Probleme: Das Warum? Und das Wer? Warum wurde Papa ermordet?

Dann, wer kann es getan haben? Jeder sagt, er hatte keine Feinde und nichts, das irgend jemand haben wollte.«

»Ich habe schon einen Antrag auf Einsicht der Akte über Papa beim FBI gestellt. Vielleicht finden wir da einen Hinweis.«

»Wozu?« fragte Marcantonio. »Wir könnten nichts damit anfangen. Papa würde uns raten, die Finger davon zu lassen. Das ist eine Sache für die Behörden.«

Nicoles Stimme klang verächtlich: »Es kümmert uns also tatsächlich einen Scheiß, wer unseren Vater ermordet hat? Was ist mit dir, Astorre? Bist du auch dieser Meinung? «

Astorres Stimme war leise und vernünftig: »Was können wir machen? Ich habe euren Vater geliebt und bin dankbar, daß er mich in seinem Testament so großzügig bedacht hat. Warten wir ab, was passiert. Ich mag diesen Cilke eigentlich. Wenn da irgend etwas zu finden ist, wird er es finden. Wir alle haben gute Existenzen, warum sollten wir also riskieren, uns zu ruinieren?« Er schwieg und fuhr dann fort: »Seht mal, ich muß einen von meinen Makkaronielieferanten anrufen, und dann würde ich gern noch eine Platte im Studio aufnehmen, ich muß also los. Ihr könnt ja hierbleiben und noch alles durchsprechen...«

Darauf folgte ein langes Schweigen. Cilke sympathisierte natürlich mit Astorre und ärgerte sich über die anderen. Trotzdem war er zufrieden. Dies waren keine gefährlichen Leute und würden ihm keinen Ärger machen.

»Ich liebe Astorre«, sagte Nicole. »Er stand unserem Vater näher als irgend jemand von uns anderen. Aber er ist so verdammt leichtfertig. Marc, glaubst du, daß er es mit seinem Gesang jemals zu irgendwas bringen kann?«

Marcantonio lachte. »In meiner Branche kennt man Tausende von solchen Leuten. Er ist wie der Footballstar an einer kleinen Highschool. Nett, aber nichts Besonderes. Aber schließlich hat er ein gutgehendes Geschäft, das ihm auch Spaß macht. Also, warum sollen wir uns Sorgen um ihn machen?«

»Er hat die Kontrolle über unsere Banken, die viele Milliarden wert sind, und was ihn wirklich interessiert, ist Singen und Reiten«, sagte Nicole.

Valerius merkte trocken an: »Niemand kann ihm nachsagen, daß er sich nicht korrekt anzieht für seine Ausritte, aber wie er zu Pferde sitzt, das ist schon ein Jammer.«

»Wie konnte Papa das nur tun?« fragte Nicole.

»Dieses Makkaronigeschäft deichselt er offenbar hervorragend«, meinte Valerius.

»Wir müssen Astorre beschützen. Er ist zu nett, um Banken zu führen, und zu vertrauensselig, um mit Cilke fertig zu werden«, sagte Nicole.

Als das Band abgelaufen war, wandte Cilke sich an Boxtton. »Was meinen Sie«, fragte er.

»Oh, ich glaube wie Astorre, daß Sie ein prima Kerl sind«, sagte Boxtton.

Cilke lachte. »Nein, ich meine, kommen diese Leute als Verdächtige in der Mordsache in Frage?«

»Nein«, sagte Boxton. »Erstens sind sie seine Kinder, und zweitens fehlt ihnen der Sachverstand.«

»Schlau genug sind sie«, meinte Cilke. »Sie stellen die richtige Frage: Warum?«

»Na, unsere Frage ist das jedenfalls nicht«, sagte Boxton. »Schließlich ist das wirklich eine örtliche, keine Bundesangelegenheit. Oder sehen Sie irgendwo grenzüberschreitendes Interesse?«

»Internationale Banken«, sagte Cilke. »Aber es hat wirklich keinen Sinn mehr, Bundesmittel auf die Sache zu verschwenden, blasen Sie also den Lauschangriff auf diese Leute ab.«

Kurt Cilke mochte Hunde, weil sie sich nicht verschwören können. Feindselige Gefühle konnten sie nicht verbergen, sie waren nicht berechnend, schmiedeten keine Pläne und lagen nachts nicht wach und planten, andere Hunde zu berauben oder zu ermorden. Verrat war zu hoch für sie. Er hatte zwei deutsche Schäferhunde, die ihm sein Haus bewachten, und abends ging er in vollkommener Harmonie mit ihnen in den naheliegenden Wäldern spazieren. Als Kurt Cilke an diesem Abend nach Hause kam, war er recht zufrieden. In der gegenwärtigen Lage drohte keine Gefahr, jedenfalls nicht von der Familie des Dons. Es würde keine blutige Vendetta geben. Cilke lebte in New Jersey mit einer Frau, die er wirklich liebte, und einer zehnjährigen Tochter, die er anbetete. Das Haus wurde außer von den beiden Hunden auch von einem höchst raffinierten Alarmsystem geschützt, für das der Staat zahlte. Seine Frau hatte eine Schußwaffenausbildung verweigert, und Cilke verließ sich auf sein Inkognito. Seine Nachbarn hielten ihn für einen Anwalt (er war auch wirklich einer), seine Tochter ebenfalls. Cilke hielt seine Waffe und Munition immer zusammen mit seinem Dienstausweis unter Verschuß, wenn er daheim war.

Er fuhr nie im eigenen Wagen zum Bahnhof. Er wollte ihn sich nicht beschädigen lassen von irgendeinem Junkie, der das Radio klauen wollte. Er rief deshalb bei der Ankunft des Zuges immer per Handy seine Frau an, und sie kam, um ihn abzuholen. Die Fahrt dauerte nur fünf Minuten.

Seine Frau Georgette küßte ihn fröhlich auf den Mund, seine so grenzenlos lebendige Tochter rannte ihn mit ihrer Umarmung fast um. Die beiden Hunde versuchten dazwischenzugehen, ließen sich aber zurückhalten. Alle paßten bequem in den großen Buick.

Dieser Teil seines Lebens war Kurt Cilke besonders teuer. Seine Frau liebte ihn, er wußte das. Sie bewunderte seinen Charakter, wie er seine Arbeit ohne krumme Touren erledigte, in dem Bemühen, jedem, auch seinen Gegnern, gerecht zu werden. Er schätzte ihre Intelligenz und sprach deshalb auch über seine Arbeit mit ihr. Aber natürlich konnte er ihr nicht alles erzählen. Und sie hatte ja auch ihre eigene Arbeit, sie schrieb über berühmte Frauen der Geschichte, lehrte Ethik an einem College in

der Nachbarschaft und kämpfte für alle möglichen sozialen Belange.

Jetzt beobachtete Cilke seine Frau bei der Zubereitung des Abendessens. Ihre Schönheit bezauberte ihn noch immer. Jedesmal, wenn er sie sah, fühlte er sich gesegnet weil gerade diese Frau ihn wirklich liebte. Er beobachtete auch seine Tochter Vanessa, die den Tisch deckte und dabei ihre Mutter nachahmte, sogar versuchte, wie diese mit tänzerischer Anmut zu gehen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten fragte Cilke sich, warum seine Frau ihn liebte.

Georgette war eine Frau, die sich im Haushalt nicht helfen lassen wollte, und ihre Tochter hatte sie zu der gleichen Einstellung erzogen. Vanessa wusch schon als Sechsjährige ihre eigene Wasche, machte ihr Zimmer selbst sauber und half ihrer Mutter in der Küche. Sie war ein äußerst selbständiges Kind.

Später, nachdem sie Vanessa zu Bett gebracht hatten (Cilke vergewisserte sich, daß die Klingel funktionierte, mit der sie die Eltern notfalls rufen konnte), gingen sie in ihr eigenes Schlafzimmer. Und wie immer fühlte Cilke eine fast religiöse Ergriffenheit, als er seiner Frau beim Ausziehen zusah. Dann wurden ihre großen grauen Augen, die so intelligent waren, rauchig vor Liebe. Und nachher, als sie einschlief, hielt sie seine Hand, damit er sie durch ihre Träume führte.

Cilke war ihr begegnet, als er radikale Studentenvereinigungen untersuchte, die kleineren terroristischen Anschläge verdächtigt wurden. Sie war eine politische Aktivistin, die an einem kleinen College in New Jersey Geschichte lehrte. Seine Untersuchung ergab, daß sie zwar linksliberale Überzeugungen hatte, aber keine Beziehungen zu einer der radikalen Gruppen unterhielt - wie er dann auch in seinem Bericht schrieb.

Aber während der Untersuchung war ihm aufgefallen, daß sie ihm, dem FBI-Agenten, vollkommen vorurteilslos und ganz ohne Feindseligkeit begegnet war. Tatsächlich hatte sie eine gewisse Neugier an seiner Arbeit erkennen lassen und ihn gefragt, wie er damit zurechtkäme, und merkwürdigerweise hatte er ihr ehrlich geantwortet: Daß er sich für einen Hüter der Gesellschaft hielt, die ohne gewisse Regeln schließlich nicht bestehen könne. Er hatte, halb scherzend, hinzugefügt, daß er ein Schild wäre zwischen Leuten wie ihr und jenen anderen, die sie zum Erreichen ihrer eigenen Ziele zu verschlingen trachteten.

Ihre Verlobungszeit war kurz. Sie heirateten schnell, damit der gesunde Menschenverstand ihrer Liebe nicht in die Quere kommen könnte, denn beide erkannten, daß sie ziemlich gegensätzliche Charaktere waren. Sie teilte keine von seinen Überzeugungen. Von der Welt, in der er leben mußte, hatte sie keinen Schimmer. Die Hochachtung, die er dem »Büro« seiner Behörde entgegenbrachte, war ihr vollkommen fremd.

Aber sie hörte sich seine Klagen an, wenn er sich etwa über den Schmutz beschwerte, der neuerdings in den Medien auf das Haupt des Gründervaters seiner Behörde, J. Edgar Hoover, gehäuft wurde. »Jetzt malen sie ihn als verkappten Homosexuellen und sturen Reaktionär. In

Wirklichkeit war er ein treuer Staatsdiener, der es einfach nicht geschafft hat, ein linksliberales Bewußtsein zu entwickeln«, erklärte er ihr. »Das FBI wird jetzt mit der Gestapo und dem KGB verglichen. Aber wir haben niemals gefoltert oder Unschuldige reingelegt, wie zum Beispiel nachweislich die New Yorker Polizei. Wir haben niemals Beweise gefälscht. Die Kids im College wären ohne uns längst ihre Freiheit los. Die Rechten würden sie kaputtmachen, so blöde, wie die politisch sind.«

Sie lächelte über seine Leidenschaft, war gerührt davon.

»Von mir erwarte nicht, daß ich mich ändere«, sagte sie lächelnd. »Wenn das, was du sagst, wahr ist, haben wir ja keinen Streit.«

»Ich verlange nicht, daß du dich änderst«, sagte Cilke. »Und wenn das FBI für unsere Beziehung nicht tragbar ist, werde ich mir einen anderen Job suchen müssen.« Er brauchte ihr nicht zu sagen, daß er ihr damit ein kolossales Opfer bringen würde.

Aber wie viele Leute können sagen, daß sie vollkommen glücklich sind, daß sie wenigstens einem Menschen absolut vertrauen können? Er zog soviel Zufriedenheit aus seiner Beschützerrolle und der ihrem Geist und Körper gehaltenen Treue. Sie spürte seine Wachsamkeit für ihre Sicherheit und Unversehrtheit in jeder Sekunde.

Wenn Cilke zu Lehrgängen befohlen wurde, fehlte seine Frau ihm schrecklich. Andere Frauen konnten ihn nie in Versuchung führen, denn Untreue war ihm ein Greuel. Und es war stets eine fast mystische Erfahrung für ihn, wenn er schließlich zu ihr zurückkehrte, zu ihrem vertrauensvollen Lächeln, ihrem einladenden Körper.

Doch sein Glück wurde getrübt durch die Geschichten, die er auch vor ihr geheimhalten mußte, die ernsthaften Komplikationen bei seiner Arbeit, seine Vertrautheit mit einer Welt, die wie eine schwärende Wunde war und wo man die Menschen immer von der schlechtesten Seite kennenlernte. Ohne sie war das Leben einfach nicht lebenswert.

Und einmal, noch in der ersten Zeit, als er noch zitternd um sein Glück fürchtete, hatte er etwas gemacht, dessen er sich seitdem dauernd schämte. Er hatte überall in seinem eigenen Haus Wanzen angebracht, um seine Frau zu belauschen. Die Bänder hatte er dann im Keller abgehört. Er hatte sehr genau hingehört. Sie hatte die Prüfung bestanden: Sie war niemals böse, niemals kleinlich, niemals verräterisch. Ein ganzes Jahr lang hatte er seinen Lauschangriff laufen lassen, ehe er die Wanzen endlich abmontiert hatte.

Daß sie ihn liebte, trotz seiner Unvollkommenheit, trotz seines raubkatzenhaften Jagdinstinkts, der ihn trieb, Mitmenschen nachzustellen, schien Cilke ein echtes Wunder zu sein. Aber er hatte immer Angst, daß sie eines Tages hinter seine wahre Natur kommen könnte und ihn dann verabscheuen würde. Deshalb ging er seiner Arbeit mit äußerster Sorgfalt und Fairneß nach.

Georgette hatte niemals an ihm gezweifelt. Das hatte sie bewiesen. Sie waren bei dem Direktor zum Abendessen eingeladen worden mit zwanzig

anderen Gästen, eine halboffizielle Angelegenheit und eine große Ehre.

Im Laufe des Abends hatte der Direktor die Gelegenheit wahrgenommen, für einen Augenblick mit Cilke und seiner Frau allein zu sein. Der Direktor sagte zu Cilkes Frau: »Wie ich höre, beteiligen Sie sich an vielen linksliberalen Aktivitäten. Selbstverständlich ist das Ihr gutes Recht. Aber vielleicht ist Ihnen nicht ganz klar, daß Sie mit diesen Aktivitäten Kurts Karriere in der Behörde gefährden könnten?«

Georgette lächelte den Direktor an und sagte ernsthaft: »Ich weiß das, obwohl die Behörde damit vor allem in Gefahr ist, sich selbst zu schaden. Natürlich würde mein Mann, sollte es deswegen unüberwindliche Probleme geben, kündigen.«

Der Direktor wandte sich überrascht an Cilke. »Ist das wahr?« fragte er. »Würden Sie kündigen?«

Cilke zögerte nicht. »Ja, es ist wahr. Ich kann meine Papiere schon morgen einreichen, wenn Sie wollen.«

Der Direktor lachte. »O nein«, sagte er. »Leute wie Sie sind viel zu selten, als daß wir uns einen davon so leicht entgehen lassen könnten.«

Dann richtete er seinen stählernen, aristokratischen Blick auf Cilkes Frau. »Das Pantoffelheldentum ist vielleicht die letzte Zuflucht des ehrlichen Mannes«, sagte er.

Alle lachten über diesen gequälten Witz, um ihren guten Willen zu zeigen.

VIERTES KAPITEL

Nach dem Tod des Dons war Astorre fünf Monate lang damit beschäftigt, mit den in Ruhestand gegangenen ehemaligen Kollegen des Ermordeten zu konferieren und Maßnahmen zu ergreifen, um die Kinder des Dons vor Schaden zu schützen und die Umstände des Mordanschlags zu untersuchen. Vor allem hatte er ein Motiv für diesen verwegenen und unverschämten Anschlag zu finden. Wer mochte den Befehl gegeben haben, den großen Don Aprile zu töten? Er wußte, daß er sehr vorsichtig zu Werke gehen mußte.

Seine erste Begegnung mit Benito Craxxi hatte er in Chicago. Craxxi hatte sich zehn Jahre vor dem Don aus seinen illegalen Unternehmungen zurückgezogen. Er war einst der große Consigliere der National Mafia Commission gewesen und war mit allen Verflechtungen der Familienstrukturen der Mafia aufs engste vertraut. Er hatte den Machtverfall der großen Familien als erster wahrgenommen und deren Niedergang kommen sehen. Und hatte sich klugerweise von den Geschäften zurückgezogen, um fortan nur noch an der Börse zu spekulieren, wo er seitdem zu seinem Vergnügen entdeckt hatte, daß man dort viel Geld stehlen konnte, ohne das Einschreiten der Strafverfolgungsbehörden befürchten zu müssen. Der Don hatte Astorre geraten, sich bei Schwierigkeiten zunächst an Craxxi zu wenden.

Craxxi war siebzig Jahre alt und lebte mit zwei Leibwächtern, einem Chauffeur und einer jungen Italienerin die ihm als Köchin, Haushälterin und - wie es hieß - auch als sexuelle Gespielin diente. Er war bei bester Gesundheit, denn er hatte immer mäßig gelebt, vernünftig gegessen und nur ab und zu getrunken. Zum Frühstück eine Schale Früchte und Käse, zum Lunch ein Omelett oder Gemüsesuppe, zum Dinner ein einfaches Rinder- oder Lammkotelett und einen großen Salat aus Zwiebeln, Tomaten und grünem Salat. Er rauchte nur eine Zigarre am Tag, direkt nach dem Dinner, zusammen mit dem Kaffee und dem Anisette, den er nach dem Essen immer trank. Er gab sein Geld großzügig aus, aber mit Bedacht. Er ließ auch Vorsicht walten, wenn er jemandem einen Rat gab. Denn ein Mann, der den falschen Rat gibt, wird gehaßt wie ein Feind.

Aber Astorre gegenüber war Benito Craxxi vor allem großzügig, denn er war einer von den vielen Männern, die sehr in der Schuld Don Apriles standen. Der Don hatte den Rückzug Craxxis aus den Geschäften gedeckt, und Rückzüge sind nicht nur im Krieg äußerst gefährlich.

Es war ein Frühstückstreffen. Es gab Schalen mit verschiedenen Früchten: schimmernde gelbe Birnen, rote Äpfel, eine Schale Erdbeeren, die fast so groß wie Zitronen waren, weiße Trauben und dunkelrote Kirschen. Das große Stück Käse auf dem Holzbrett sah aus wie ein

silbriger Felsbrocken. Die Haushälterin servierte ihnen Kaffee und Anisette und verschwand.

»So, mein junger Herr«, sagte Craxxi, »Sie sind also der von Don Aprile bestimmte Hüter.«

»Ja«, sagte Astorre.

»Ich weiß, daß er Sie für die Aufgabe erzogen hat«, sagte Craxxi. »Mein alter Freund hat immer an die Zukunft gedacht. Wir haben darüber gesprochen. Ich weiß, daß Sie qualifiziert sind. Bleibt nur die Frage: Wollen Sie?« Astorre lächelte verbindlich, seine Haltung war offen.

»Der Don hat mir das Leben gerettet und mir alles gegeben, was ich habe«, sagte er. »Ich bin, was er aus mir gemacht hat. Und ich habe gelobt, die Familie zu beschützen. Wenn Nicole nicht Partnerin der Kanzlei wird, wenn Marcantonios Fernsehsender pleite geht, wenn Valerius irgend etwas passiert, werden ihnen die Banken bleiben. Ich habe bisher ein glückliches Leben geführt. Ich bedauere natürlich den Grund, warum ich mich nun dieser Aufgabe annehmen muß. Aber ich habe dem Don mein Wort gegeben, und das muß ich halten. Wenn nicht, was soll ich mir in Zukunft selber noch glauben?«

Augenblicke seiner Kindheit leuchteten in seiner Erinnerung auf, Augenblicke großer Freude, für die er Dankbarkeit empfand. Er sah sich und den Onkel in Sizilien durch die weite gebirgige Landschaft wandern, hörte die Geschichten, die der Don ihm erzählte. Er träumte damals von einer anderen Zeit, in der der Gerechtigkeit gedient, in der Treue hoch geschätzt und große Taten von guten und mächtigen Männern vollbracht wurden. Und in diesem Augenblick fehlten ihm der Don und Sizilien sehr.

»Gut«, sagte Benito Craxxi, unterbrach Astorres Träumerei und brachte ihn in die Gegenwart zurück. »Du bist am Ort des Geschehens gewesen. Bitte beschreibe mir alles.«

Astorre entsprach seinem Wunsch.

»Und du weißt mit Sicherheit, daß beide Schützen Linkshänder waren?«

»Mindestens einer und wahrscheinlich auch der andere«, sagte Astorre.

Craxxi nickte langsam und schien Gedanken nachzuhängen. Eine lange Zeit schien vergangen zu sein, als er endlich Astorre direkt ansah und sagte: »Ich glaube, ich weiß, wer die Schützen waren. Aber wir dürfen nichts überstürzen. Wichtiger ist es zu erfahren, wer sie engagiert hat und warum. Du mußt sehr vorsichtig sein. Der am ehesten Verdächtige scheint mir Timmona Portella zu sein. Aber aus welchem Grund hätte der sich auf eine solche Sache eingelassen und wem zu Gefallen? Timmona hat zwar schon immer überstürzt und voreilig gehandelt aber selbst ihm muß klar gewesen sein, daß er mit der Ermordung von Don Aprile allerhand riskiert. Selbst Portella fürchtete den Don, auch im Ruhestand noch.

Was die Schützen angeht, so denke ich, daß es sich um zwei Brüder handelt, die in Los Angeles zu Hause sind und als die qualifiziertesten Spezialisten für solche Aufträge im ganzen Land gelten. Sie reden nie. Selbst daß sie Zwillinge sind, ist nur wenigen Leuten bekannt. Sie sind

mutig, geborene Kämpfer, Leute, die den Reiz der Gefahr zu schätzen wissen - ganz abgesehen von der Prämie, die ganz bestimmt auch nicht zu verachten war. Man hat ihnen überdies vermutlich gewisse Zusicherungen gemacht. Zum Beispiel, daß die Behörden der Sache nicht mit sonderlichem Eifer nachgehen würden. Ich finde es seltsam, daß bei der Firmung in der Kathedrale keine Beamten der New Yorker Polizei oder der Bundesbehörden anwesend waren. Schließlich wurde Don Aprile auch im Ruhestand noch vom FBI überwacht.

Natürlich sind das bisher alles nur Mutmaßungen. Du mußt diesen nachgehen und versuchen, Bestätigung dafür zu finden. Wenn du aber findest, daß ich recht hatte, mußt du mit aller Macht zuschlagen.«

»Noch eine Sache«, sagte Astorre. »Sind die Kinder des Dons in Gefahr?«

Craxxi zuckte die Achseln. Er war dabei, sorgfältig eine goldene Birne zu schälen. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Aber sei nicht zu stolz, sie um Hilfe zu bitten. Denn du selbst bist unzweifelhaft in Gefahr. Und einen letzten Rat will ich dir noch geben: Hole deinen Mr. Pryor aus London und vertraue ihm die Leitung deiner Banken an. Er ist für diese Aufgabe hervorragend qualifiziert.«

»Und Bianco in Sizilien?« fragte Astorre.

»Laß ihn dort«, sagte Craxxi. »Wenn wir etwas weiter sind, sehen wir uns wieder.«

Craxxi goß Anisette in Astorres Kaffee. »Seltsam«, seufzte Astorre, »daß ich einmal für den Don, den großen Don Aprile würde einspringen müssen, hätte ich mir niemals träumen lassen.«

»Ja, ja, so ist es«, sagte Craxxi. »Grausam und hart springt das Leben mit der Jugend um.«

Valerius hatte zwanzig Jahre lang in der Welt des militärischen Nachrichtendienstes gelebt, und die war nicht fiktiv wie die der Seifenoper, die sein Bruder Marcantonio produzierte. Er war offensichtlich gefaßt auf alles, was Astorre ihm erzählte, und reagierte ohne große Überraschung darauf.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte Astorre. »Womöglich mußt du einige von deinen strengen Verhaltensmaßregeln brechen.«

Valerius meinte trocken: »Endlich zeigst du dich im wahren Licht. Ich habe mich gefragt, wie lange es damit noch dauern würde.«

»Ich weiß nicht, was das heißen soll«, sagte Astorre. Die Reaktion überraschte ihn ein bißchen. »Ich glaube, an der Verschwörung zur Ermordung deines Vaters waren das NYPD und das FBI beteiligt. Du hältst das vielleicht für eine Ausgeburt meiner überhitzten Phantasie, aber tatsächlich ist es das, was ich zu hören bekomme.«

»Unmöglich ist das nicht«, sagte Valerius. »Aber bei meinem Job hier habe ich keinen Zugang zu geheimen Dokumenten.«

»Aber du mußt doch Freunde haben«, sagte Astorre »bei den Nachrichtendiensten. Du könntest ihnen gewisse Fragen stellen.«

»Das ist gar nicht nötig«, sagte Valerius lächelnd. »Die schwatzen doch wie Elstern. Hast du denn schon eine Vorstellung von dem, was du wissen willst?«

»Alles über die Mörder deines Vaters«, sagte Astorre.

Valerius lehnte sich in seinen Sessel zurück und sog an seiner Zigarre (seinem einzigen Laster). »Mach mir nichts vor, Astorre«, sagte er. »Ich will dir mal was sagen. Ich habe die Sache auch analysiert. Es könnte sich um eine Abrechnung unter Gangstern handeln. Dann war zu berücksichtigen, daß du die Kontrolle über die Banken bekommen hast. Der alte Herr hat nichts dem Zufall überlassen. Also bin ich zu der Annahme gelangt, daß der Don dich zum Weichensteller der Familie bestimmt hat. Was folgt daraus? Daß du auf deine Aufgaben vorbereitet worden bist und seitdem auf den Augenblick gewartet hast, in dem du sie würdest übernehmen müssen. In deinem Lebenslauf klafft eine Lücke von elf Jahren, und deine Tarnung ist zu schön, um wahr zu sein. Ein Amateursänger, ein Sportreiter? Und diese goldene Kette, die du immer um den Hals trägst, ist verdächtig.« Er schwieg, holte tief Atem und fügte dann noch hinzu: »Wie findest du meine Analyse?«

»Sehr gut«, sagte Astorre. »Ich hoffe, du hast sie für dich behalten.«

»Natürlich«, sagte Valerius. »Aber wenn ich recht habe, bist du ein gefährlicher Mann, und ich muß damit rechnen, daß du zu extremen Maßnahmen greifen wirst. Aber laß dir einen guten Rat geben. Deine Tarnung ist dünn, und es wird nicht mehr lange dauern, bis sie dich nicht mehr verbirgt. Was deine Bitte um Hilfe angeht, bin ich mit meinem gegenwärtigen Leben sehr zufrieden und gegen alles eingenommen, wofür du offenbar stehst. Für den Augenblick ist meine Antwort also: Nein, ich werde nicht helfen. Wenn ich meine Meinung ändere, werde ich von mir hören lassen.«

Eine Frau holte Astorre im Vorzimmer ab und führte ihn zu Nicole. Nicole umarmte und küßte ihn. Sie hatte ihn noch immer sehr gern; ihre Jugendliebe hatte keine schmerzenden Narben bei ihr hinterlassen.

»Ich muß im Vertrauen mit dir reden«, sagte Astorre.

Nicole wandte sich der Frau zu, die auch ihre Leibwächterin war. »Helene, du kannst uns allein lassen. Von ihm habe ich nichts zu befürchten.«

Helene sah Astorre durchdringend an. Sie suchte ihn zu beeindrucken, und es gelang ihr. Wie Cilke bemerkte Astorre das vollkommene Selbstvertrauen bei dieser Frau. Ein Selbstvertrauen, das Leute, die eine verborgene Waffe bei sich hatten, nicht selten kundtaten, ähnlich wie Pokerspieler mit einem As im Hinterhalt. Er suchte mit den Augen die Stelle, wo die Waffe versteckt sein mochte. Die engen Hosen und das Jackett brachte ihre beeindruckende Figur zur Geltung. Die Kleidung hätte eine Waffe nicht verborgen. Dann bemerkte er einen Schlitz am Ende des Hosenbeins. Sie trug also ein Futteral am Knöchel, keine sehr geeignete Stelle, um eine Kanone in Bereitschaft zu halten. Er lächelte sie an, als sie

aus dem Zimmer ging, und bot dabei seinen ganzen Charme auf. Sie erwiderte seinen Blick ausdruckslos.

»Wer hat sie angeworben?« fragte Astorre.

»Mein Vater«, sagte Nicole. »Sie ist sehr tüchtig. Es ist sehenswert, wie sie mit Leuten umspringt, die sich mausig machen wollen.«

»Glaube ich gern«, sagte Astorre. »Hast du übrigens inzwischen die Akte des alten Herrn beim FBI loseisen können?«

»Ja«, sagte Nicole. »Und es ist die gräßlichste Liste von Beschuldigungen, die ich je gelesen habe. Ich kann es einfach nicht glauben, und natürlich haben sie ja auch keine einzige davon je beweisen können.«

Astorre wußte, daß der Don von ihm erwartete, die Wahrheit zu leugnen. »Kannst du mir die Akte mal für ein paar Tage besorgen?« fragte er.

Nicole bedachte ihn mit einem ausdruckslosen Anwaltsblick. »Ich glaube nicht, daß du sie jetzt schon sehen solltest. Ich will eine Analyse des Materials schreiben, betonen, was wichtig ist, dann kannst du sie haben. Tatsächlich ist nichts drin, was dir helfen würde. Vielleicht sollten meine Brüder und du dieses Machwerk wirklich überhaupt nicht zu sehen kriegen.«

Astorre sah sie gedankenvoll an und lächelte. »Ist es wirklich so schlimm?«

»Laß mich's erst mal studieren«, sagte Nicole. »Die Brüder vom FBI sind solche Scheißköpfe.«

Astorre sagte: »Ganz wie du meinst. Aber vergiß nicht, daß die Sache gefährlich ist. Nimm dich in acht.«

»Werde ich«, sagte Nicole. »Dafür habe ich schließlich Helene.«

»Und ich bin auch noch da, wenn du mich brauchst«, sagte Astorre. Er legte ihr bestätigend die Hand auf den Arm, und für einen Augenblick sah sie ihn so verlangend an, daß er sich für diesen Augenblick nicht sehr wohl in seiner Haut fühlte. »Anruf genügt...«

Nicole lächelte. »Gut zu wissen«, sagte sie. »Aber laß mal, auf mich wird auch ohne dich gut aufgepaßt.« Tatsächlich freute sie sich in diesem Augenblick schon auf den Abend, den sie mit einem unglaublich charmanten und attraktiven Diplomaten zu verbringen vorhatte.

Marcantonio Aprile hatte in seiner beeindruckenden Bürosuite mit den sechs TV-Monitoren ein Treffen mit dem Chef der mächtigsten Werbeagentur New Yorks, einem gewissen Richard Harrison. Harrison war eine aristokratische Erscheinung, makellos gekleidet, man hätte ihn für ein Model halten können, wäre sein ganzes Auftreten nicht von einer Dynamik geprägt gewesen, die eher an einen Fallschirmjäger denken ließ.

In Harrisons Schoß lag eine Schachtel voller Videobänder. Als wäre er in Marcantonios Büro zu Hause, ging er an eines der Fernsehgeräte und legte eins von den Videobändern ein.

»Sehen Sie sich das mal an«, sagte Harrison. »Das ist nicht für einen Klienten, aber erstaunlich finde ich es trotzdem.«

Das Videoband lief. Es war Reklame für eine amerikanische Pizza, die angepriesen wurde von keinem anderen als von Michail Gorbatschow, dem früheren Ministerpräsidenten der Sowjetunion. Gorbatschow spielte seine Rolle mit stiller Würde, man sah ihn seinen Enkeln die Pizza servieren, er selber sagte kein Wort dabei, aber die Menge jubelte.

Marcantonio lächelte Harrison an. »Ein Sieg für die freie Welt«, sagte er. »Na und?«

»Der frühere Führer der Sowjetunion macht den Clown in einer Reklame für eine amerikanische Pizza-Company. Ist das nicht erstaunlich? Und dem Vernehmen nach hat er nur eine halbe Million dafür gekriegt.«

»Okay«, sagte Marcantonio. »Aber warum?«

Harrison sagte: »Warum macht jemand etwas derartig Demütigendes? Weil er dringend Geld braucht.«

Und plötzlich dachte Marcantonio an seinen Vater Don Aprile.

Der Don hätte einen Mann, der ein großes Land regiert hatte, ohne an die finanzielle Absicherung seiner Familie zu denken, aus tiefster Seele verachtet. Don Aprile hätte so einen Mann für einen jämmerlichen Dummkopf gehalten.

»Eine hübsche Lektion zum besseren Verständnis der Geschichte und der menschlichen Psyche«, sagte Marcantonio. »Doch noch einmal: Na und?«

Harrison deutete auf die Schachtel mit den Videos. »Ich habe noch mehr davon und bin auf einigen Widerstand gefaßt. Diese anderen sind ein bißchen delikater und, sagen wir, heikler. Sie und ich sind schon lange miteinander im Geschäft. Ich möchte sichergehen, daß Sie diese Werbung über Ihren Sender laufen lassen. Das Übrige wird sich dann zwangsläufig ergeben.«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Marcantonio.

Harrison legte ein neues Band ein und erklärte: »Wir haben die Rechte erworben, verstorbene Berühmtheiten in unserer Werbung auftreten zu lassen. Es ist doch wirklich ein Jammer, daß die berühmten Toten keine Funktion mehr haben in unserer Gesellschaft. Wir wollen das ändern und ihnen wieder zu ihrem früheren Glanz verhelfen.«

Das Band begann zu laufen. Zunächst sah man in einer Folge von Aufnahmen Mutter Teresa, wie sie in Bombay die Armen und Kranken pflegte, einen Sterbenden zudeckte usw. Dann zeigte eine andere Aufnahme, wie sie den Nobelpreis in Empfang nahm, mit glänzenden Augen und einer höchst rührenden heiligen Demut. Dann sah man sie aus einem großen Kessel Suppe an die Armen auf einer Straße in Bombay austeilen. All das in Schwarzweiß.

Plötzlich leuchten Farben aus dem Bild. Ein reich gekleideter Mann tritt mit einer leeren Schüssel in der Hand an den Kessel. Der Mann sagt zu einer schönen Frau: »Kann ich auch was von der Suppe haben? Wie ich höre, ist sie wunderbar.«

Die junge Frau schenkt ihm ein strahlendes Lächeln und schöpft ihm

Suppe in seine Schale. Er trinkt daraus mit allen Anzeichen ekstatischen Genusses.

Dann wird überblendet, und es erscheint ein Supermarkt, in dem auf einem Regal Suppenbüchsen mit der Aufschrift »Kalkutta« zu sehen sind. Aus dem Off erklärt eine Stimme: »Kalkutta-Suppe, eine Lebensspenderin für Arm und Reich. Jeder kann sich diese zwanzig Sorten leckere Suppe leisten. Originalrezepte von Mutter Teresa.«

»Ich finde, das ist ziemlich geschmackvoll gemacht«, sagte Harrison.

Marcantonio hob die Augenbrauen.

Harrison legte ein weiteres Video ein. Prinzessin Diana, strahlend, in ihrem Hochzeitskleid. Dann Aufnahmen von ihr im Buckingham Palace. Dann sah man sie mit Prinz Charles tanzen, umgeben von ihrem königlichen Gefolge.

Da wieder die Stimme aus dem Off: »Jede Prinzessin verdient einen Prinzen. Aber diese Prinzessin hat ein Geheimnis.« Ein junges Model hält eine elegante Parfümflasche in die Höhe, das Etikett auf dem Kristall ist gut lesbar. Sie besprüht sich den Hals mit dem Parfüm. Die Stimme aus dem Off fährt fort: »Mit einem Hauch von >Prinzessin< können auch Sie Ihren Prinzen gefangennehmen - und brauchen Vaginalgerüche nicht zu befürchten.«

Marcantonio drückte einen Knopf auf seinem Schreibtisch, und der Bildschirm wurde schwarz.

Harrison sagte: »Warten Sie, ich habe mehr...«

Marcantonio schüttelte den Kopf. »Richard, Sie sind erstaunlich erfinderisch - und taktlos. Diese Werbung wird niemals über meinen Sender laufen.«

Harrison protestierte. »Aber ein Teil der Gewinne ist für karitative Zwecke bestimmt... und der gute Geschmack wird doch nirgends verletzt. Ich hatte gehofft daß Sie den Anfang machen würden. Schließlich sind wir gute Freunde.«

»Sind wir«, sagte Marcantonio. »Die Antwort bleibt trotzdem: Nein.«

Harrison schüttelte den Kopf und packte langsam seine Videos wieder in die Schachtel.

Lächelnd fragte ihn Marcantonio: »Übrigens, wie ist eigentlich die Gorbatschow-Werbung gelaufen?«

Harrison zuckte die Achseln. »Lausig. Der arme Teufel konnte nicht mal Pizza verkaufen.«

Marcantonio erledigte noch Verschiedenes und bereitete sich auf seine abendlichen Pflichten vor. Heute abend mußte er sich bei den Emmys zeigen. Sein Sender hatte drei große Tische für seine Direktoren und Stars und einige Nominierte. Seine Begleitung war Matilda Johnson, eine bekannte Nachrichtensprecherin.

Sein Büro war mit einer Schlafzimmersuite verbunden, zu der auch ein Bad und ein Wandschrank voller Kleidung gehörten. An Abenden, an denen er lange zu arbeiten hatte, übernachtete er oft im Büro.

Bei der Zeremonie an diesem Abend erwähnten einige der ausgezeichneten Künstler, daß er, Marcantonio, wesentlich zu ihrem Erfolg beigetragen habe. So etwas war natürlich immer angenehm. Aber während er applaudierte und Wangen küßte, dachte er an all die Preisverleihungen und die damit verbundenen Festivitäten, denen er im Laufe des Jahres beiwohnen mußte. Die Verleihungen der Oscars, der People's Choice Awards, der AFAuszeichnungen und anderen derartigen Ehrungen für alternde Stars Produzenten und Regisseure. Er kam sich vor wie ein Lehrer, der die Hausarbeiten von Grundschülern zu bewerten hatte. Und dann schämte er sich plötzlich seiner Bosheit: Diese Leute verdienten ihre Auszeichnungen, sie brauchten die Bewunderung nicht weniger als das Geld.

Amüsiert beobachtete er Leute an anderen Tischen, die sich nach der Zeremonie von ihren Plätzen erhoben und die Köpfe zusammensteckten. Das waren die Schauspieler die noch keine großen Namen hatten und Eindruck auf einflußreiche Leute wie ihn zu machen hofften. Da war die Herausgeberin einer bekannten Zeitschrift, umgeben von Schreibern, die ihr den Hof machten in der Hoffnung, einen Auftrag zu ergattern. Er bemerkte den müden Gesichtsausdruck der Frau, die Sorgfalt, mit der sie ihre kalte Herzlichkeit dosierte wie Penelope in Erwartung eines berühmteren Freiers.

Dann waren da die anchors, die Schlüsselfiguren der Magazinsendungen, Männer und Frauen mit Intelligenz, Charisma und Talent, die in dem Dilemma standen, gewissen Stars, die sie für ihre Sendungen wollten, aufwarten zu müssen, gleichzeitig aber anderen unmißverständlich zu verstehen geben mußten, daß sie noch nicht berühmt genug waren, um etwas von ihrer kostbaren Sendezeit abzukriegen.

Die Stars sprühten vor Hoffnung und Zuversicht. Sie waren nun schon erfolgreich genug, um von der Mattscheibe auf die Kinoleinwand zu wechseln, ein für alle Mal - wie sie glaubten.

Schließlich war Marcantonio erschöpft. Das ständige begeisterte Grinsen, das er zur Schau tragen mußte, der muntere Ton, den er mit Verlierern anschlagen mußte, die überschwengliche Freude, die im Gespräch mit Gewinnern angesagt war, all das erschöpfte ihn. »Kommst du nachher mit in meine Wohnung?« flüsterte Matilda ihm zu.

»Ich bin müde«, sagte Marcantonio. »Der Tag ist genauso hart gewesen wie der Abend.«

»Ist schon recht«, sagte sie mitfühlend. Beider Terminkalender waren ständig überlastet. »Ich bin die ganze Woche in der Stadt.«

Sie waren gute Freunde, weil sie nicht darauf angewiesen waren, einander auszunützen. Matilda war sich ihrer selbst sicher. Sie brauchte keinen Mentor oder Patron. Marcantonio beteiligte sich niemals an Verhandlungen über Nachrichtentalente, das war eine Angelegenheit für den Chief of Business Affairs. Ihre Lebensweise schloß den Gedanken an

eine eheliche Bindung vollkommen aus. Sie war ständig unterwegs. Er verbrachte täglich achtzehn Stunden im Büro. Aber sie waren Freunde, die mitunter die Nächte zusammen verbrachten. Sie machten Liebe, tauschten Branchenklatsch aus und traten bei gesellschaftlichen Anlässen gemeinsam auf. Und natürlich gingen beide von der Voraussetzung aus, daß ihre Beziehung gewissermaßen als eine in zweiter Linie zu werten sei. Die paar Male, die sich Matilda in einen neuen Mann verliebte, entfielen die Nächte mit Marcantonio. Da sich Marcantonio nie verliebte, war das für ihn kein Problem.

An diesem Abend litt er an einem gewissen Überdruß an der Welt, in der er lebte. Er war deshalb fast entzückt, als er entdeckte, daß in der Lobby seines Apartment-Buildings Astorre Viola auf ihn wartete.

»Mann, klasse, dich zu sehen«, sagte Marcantonio. »Wo bist du denn die ganze Zeit gewesen?«

»Schwer beschäftigt«, sagte Astorre. »Kann ich auf einen Drink mit nach oben kommen?«

»Na klar«, sagte Marcantonio. »Aber wieso diese Verschwörermethoden? Warum hast du nicht angerufen? Du hättest stundenlang vergeblich hier warten können, denn eigentlich hätte ich noch auf eine Party gehen sollen.«

»Kein Problem«, sagte Astorre. Er hatte seinen Cousin schon während des ganzen Abends im Auge gehabt.

In der Wohnung angekommen, machte Marcantonio die Drinks für beide.

Astorre schien ein bißchen verlegen zu sein. »Du kannst bei deinem Sender Projekte lancieren, nicht wahr?«

»Mache ich dauernd«, sagte Marcantonio.

»Ich habe eins für dich«, sagte Astorre. »Es handelt vom Tod deines Vaters.«

»Nein«, sagte Marcantonio. Dieses »Nein« war in der Branche berühmt und schnitt jede weitere Diskussion für gewöhnlich ab. Astorre allerdings schien es nicht einzuschüchtern.

»Sag nicht einfach nein zu mir«, sagte Astorre. »Ich versuche nicht, dir was aufzuschwatzen. Hier geht's um die Sicherheit deines Bruders und deiner Schwester. Und deine eigene.« Dann lächelte er von einem Ohr zum anderen. »Und um meine.«

»Also, erzähl mir«, sagte Marcantonio. Er sah seinen Vetter in einem erstaunlichen neuen Licht. Hatte dieser Bruder Leichtfuß vielleicht doch etwas auf dem Kasten?

»Ich will, daß du einen Dokumentarfilm über das FBI bringst«, sagte Astorre. »Insbesondere darüber, wie Kurt Cilke es schaffte, den größten Teil der Mafiefamilien zu zerstören. Ich meine, das sollte doch die Einschaltquoten in die Höhe schnellen lassen, meinst du nicht?«

Marcantonio nickte. »Und weshalb willst du das?« fragte er.

»Ich kann einfach nichts rauskriegen über Cilke«, sagte Astorre. »Schon der Versuch wäre viel zu gefährlich. Wenn du aber einen Dokumentarfilm

machst, wird es keine Regierungsbehörde wagen, dir auf die Füße zu treten. Du kannst in Erfahrung bringen, wo er wohnt seine Geschichte, wie er operiert und seine Stellung in der Machtstruktur des FBI. Ich brauche all diese Informationen.«

»Das FBI und Cilke würden dabei niemals mitmachen« sagte Marcantonio. »Das würde die Recherchen sehr erschweren.« Er hielt inne. »Es ist nicht mehr wie früher als Hoover noch Direktor war. Diese neuen Typen lassen sich nicht gern in die Karten schauen.«

»Du kannst es trotzdem hinkriegen«, sagte Astorre. »Ich brauche dich dazu. Du hast ein Heer von Produzenten und investigativen Reportern. Ich muß einfach alles über ihn wissen. Alles. Weil ich glaube, daß er vielleicht an einer Verschwörung gegen deinen Vater und unsere Familie beteiligt ist.«

»Das ist eine wirklich verrückte Theorie«, sagte Marcantonio.

»Klar«, sagte Astorre. »Vielleicht stimmt sie ja auch nicht. Aber ich weiß, daß es sich dabei nicht um eine einfache Unterweltabrechnung handelte. Und dieser Cilke ermittelt irgendwie komisch. Als wolle er Spuren nicht aufdecken, sondern verwischen.«

»Also, nehmen wir mal an, ich helfe dir bei der Informationsbeschaffung. Was gedenkst du aber dann mit den Informationen zu machen?«

Astorre breitete lächelnd die Arme aus. »Was kann ich machen, Marc? Ich will einfach Bescheid wissen. Vielleicht kann ich einen Handel abschließen, damit wenigstens unsere Familie in Frieden gelassen wird. Und es genügt mir, wenn ich deine Dokumentation sehen kann. Ich brauche keine Kopien. Werde dich also nicht kompromittieren.«

Marcantonio starrte ihn an. Er versuchte, den Mann, den er da kennenlernte, in Astorres freundlichem, offenem Gesicht zu erkennen. Er sagte nachdenklich: »Astorre, du machst mich neugierig. Der alte Herr hat dich ans Steuer gelassen. Warum? Du bist Makkaroniimporteur. Ich habe dich immer für einen charmanten Exzentriker gehalten mit deiner scharlachroten Reitjacke und deiner kleinen Musikkapelle. Aber der alte Herr hätte einem Mann, wie du einer zu sein scheinst, nie vertraut.«

»Ich singe nicht mehr«, sagte Astorre lächelnd. »Auch die Reiterei hält sich in Grenzen dieser Tage. Der Don hat immer ein gutes Auge gehabt, und er hat mir vertraut. Das solltest du auch tun.« Er schwieg einen Augenblick und sagte dann im Ton vollkommener Aufrichtigkeit: »Er hat mich gewählt, damit seine Kinder nicht in die Schußlinie geraten. Er hat mich gewählt und ausgebildet. Er liebte mich, aber wenn nötig, konnte man mich eben abschreiben. Das ist alles.«

»Hast du denn wenigstens die Möglichkeit, dich zu wehren?« fragte Marcantonio.

»O ja«, sagte Astorre, lehnte sich zurück und lächelte seinen Vetter an. Es war ein absichtlich finsternes Lächeln, so wie ein Fernsehschauspieler es aufsetzen würde, um dem Publikum klarzumachen, daß er einen Bösewicht spielte. Marcantonio mußte lachen.

»Und weiter brauche ich nichts zu machen? Ich werde in nichts weiter verwickelt?«

»Dafür bist du nicht geeignet«, meinte Astorre.

»Kann ich mir das ein paar Tage überlegen?« fragte Marcantonio.

»Nein«, sagte Astorre. »Wenn du nein sagst, werde ich ganz allein gegen sie antreten müssen.«

Marcantonio nickte. »Ich mag dich, Astorre, aber ich kann nicht. Das Risiko ist einfach zu groß.«

Das Treffen mit Kurt Cilke in Nicoles Büro erwies sich als überraschend für Astorre. Cilke brachte seinen Stellvertreter Bill Boxton mit und bestand auch auf der Anwesenheit Nicoles. Im übrigen war er sehr direkt.

»Meinen Informationen zufolge versucht Timmona Portella einen Milliardenfonds bei Ihren Banken unterzubringen. Ist das wahr?«

»Das ist eine vertrauliche Information. Weshalb sollten wir Sie Ihnen geben?« fragte Nicole.

»Ich weiß, daß er Ihnen das gleiche Angebot machte wie schon Ihrem Vater«, sagte Cilke. »Und ich weiß, daß Ihr Vater dieses Angebot abgelehnt hat.«

»Warum sollte all das von Interesse für das FBI sein?« fragte Nicole in dem Ton, der dem Gefragten nahelegt, sich ins Knie zu ficken.

Cilke weigerte sich, auf den Ton zu reagieren. »Wir glauben, daß er versucht, Drogeneinnahmen zu waschen«, sagte er zu Astorre. »Wir bitten Sie, mit Portella zusammenzuarbeiten, damit wir beobachten können, was er macht. Wir hätten gerne, daß Sie ein paar von unseren Bundesrechnungsprüfern in Ihrer Bank anstellen.« Er öffnete seine Aktentasche. »Ich habe da ein paar Papiere, die Sie unterschreiben sollten. Der Vertrag schützt uns beide.«

Nicole nahm ihm die Papiere aus der Hand und überflog die beiden Seiten sehr schnell.

»Unterschreibe nicht«, warnte sie Astorre. »Die Bankkunden haben Recht auf Datenschutz. Wenn sie Portella untersuchen wollen, müssen sie sich eine gerichtliche Ermächtigung dafür beschaffen.«

Astorre nahm die Papiere und las sie. Er lächelte Cilke an. »Ich vertraue Ihnen«, sagte er, unterschrieb die Papiere und reichte sie ihm.

»Was ist nun das Quid pro Quo?« fragte Nicole. »Was kriegen wir für unsere Zusammenarbeit mit dem FBI?«

»Das gute Gewissen, Ihre Pflicht zu tun wie gute Bürger«, sagte Cilke. »Ein Dankschreiben des Präsidenten und keine Buchprüfung, die sehr peinlich werden könnte wenn bei Ihren Banken nicht jede Kleinigkeit tipptopp in Ordnung ist.«

»Und wie steht's mit ein paar Informationen über die Ermordung meines Onkels?« fragte Astorre.

»Warum nicht? Schießen Sie los«, sagte Cilke.

»Warum war keine Polizei bei dem Firmungsgottesdienst?« fragte Astorre.

»Das war eine Entscheidung des Chefs der Kriminalpolizei Paul Di Benedetto«, sagte Cilke, »und seiner rechten Hand, einer Frau namens Aspinella Washington.«

»Und wieso waren auch keine Beobachter vom FBI dort?«

»Ich fürchte, daß ich selber dafür verantwortlich bin. Ich hielt es nicht für nötig.«

Astorre schüttelte den Kopf. »Ich glaube, daß ich doch nicht auf Ihren Vorschlag eingehen kann. Jedenfalls muß ich mir die Sache ein paar Wochen überlegen.«

Cilke sagte: »Sie haben die Papiere schon unterschrieben. Diese Informationen unterliegen nun strenger Geheimhaltung. Wenn Sie irgend etwas aus dieser Unterhaltung weitergeben, können Sie strafrechtlich verfolgt werden.«

»Warum sollte ich das tun?« fragte Astorre. »Ich will nur einfach im Bankgeschäft nichts mit Portella oder dem FBI zu tun haben.«

»Überlegen Sie es sich gut«, sagte Cilke.

Als die beiden FBI-Beamten gegangen waren, fuhr Nicole Astorre wütend an: »Wie konntest du es wagen, dich über mein Veto hinwegzusetzen und diese Papiere unterschreiben? Das war ausgesprochen dumm.«

Astorre funkelte sie an, es war das erste Mal, daß sie ihn zornig sah. »Er fühlt sich sicher mit diesem Stück Papier, das ich unterschrieben habe«, sagte Astorre. »Und genau das möchte ich: daß er sich sicher fühlt.«

FÜNFTES KAPITEL

Mariano Rubio war ein Mann, der seine Finger ungefähr in zwölf äußerst lukrativen Unternehmungen hatte. Er war Generalkonsul von Peru in New York, wo er den größten Teil seiner Zeit verbrachte. Er vertrat auch die kommerziellen Interessen vieler anderer südamerikanischer Staaten und die des kommunistischen China. Er war zudem eng befreundet mit Inzio Tulippa, dem Haupt des führenden Drogenkartells von Kolumbien.

Rubio war in seinem Privatleben nicht weniger erfolgreich als in seinen Geschäften. Er war ein fünfundvierzigjähriger Junggeselle und dabei ein achtbarer Schürzenjäger. Er hielt sich jeweils immer nur eine Geliebte, die er anständig versorgte, wenn er sie durch eine jüngere Schönheit ersetzte. Er war gutaussehend, ein angenehmer Plauderer und ein fabelhafter Tänzer. Er hatte einen großartigen Weinkeller und einen Dreisternekokoch.

Aber wie viele vom Glück gesegnete Männer trachtete Rubio, Fortuna noch zu zusätzlichen Gaben zu bewegen. Es machte ihm Spaß, sich mit gefährlichen Männern zu messen. Er liebte das Risiko, die Gefahr als Würze seines Lebens. So war er in die illegale Ausfuhr von Technologie nach Rotchina verwickelt. Er hatte Kommunikationslinien aufgebaut, die es den Drogenbaronen erlaubten, auf höchster Ebene ungestört miteinander zu beraten. Er warb auch im Auftrag südamerikanischer Interessen amerikanische Wissenschaftler ab. Er machte sogar Geschäfte mit Timmona Portella, der genauso gefährlich war wie Inzio Tulippa.

Wie alle Spieler, die das hohe Risiko lieben, glaubte freilich Rubio, für alle Fälle ein As in der Hinterhand zu haben. Die diplomatische Immunität bewahrte ihn vor der Aufmerksamkeit der Polizei. Er wußte allerdings, daß auch andere Gefahren drohen konnten, und darauf nahm er mit großer Vorsicht Rücksicht.

Sein Einkommen war enorm, und er gab das Geld mit vollen Händen aus. Er genoß die Macht, sich alles, das er nur irgend wollte, kaufen zu können, einschließlich der Liebe der Frauen. Es machte ihm Spaß, seine ehemaligen Geliebten als alte Freundinnen auszuhalten. Er war ein großzügiger Chef und wußte den guten Willen der Menschen, die von ihm abhängig waren, zu schätzen.

Jetzt war Rubio in seiner New Yorker Wohnung, die glücklicherweise ein Teil des peruanischen Konsulats war, und damit beschäftigt, sich für das geplante Dinner mit Nicole Aprile anzukleiden. Die Verabredung war, wie solche Verabredungen bei ihm gewöhnlich, teils von geschäftlichem Interesse, teils suchte er dabei sein Vergnügen. Er war Nicole in Washington bei einem Dinner begegnet, das von einem ihrer mächtigen Klienten gegeben wurde. Auf den ersten Blick hatte ihn ihre etwas

unregelmäßige Schönheit gereizt, das scharfgeschnittene Gesicht mit den intelligenten Augen und ihr kleiner lustverheißender Körper, allerdings auch das Wissen, daß sie die Tochter des großen Mafiabosses Don Raymonde Aprile war.

Rubio hatte sie bezaubert, aber den Kopf verloren hatte sie dabei nicht, und deshalb war Rubio stolz auf sie. Er bewunderte Frauen, bei denen das Gefühl die Intelligenz nicht außer Kraft setzte. Er würde ihren Respekt mit Taten zu gewinnen suchen müssen, Worte würden dazu nicht ausreichen, hatte er gedacht. Und er war gleich zur Tat geschritten und hatte sie gebeten, bei einem äußerst vielversprechenden Geschäft einen von seinen Klienten zu vertreten. Er hatte gehört, daß sie auch in großem Maße ehrenamtlich tätig war, sich für die Abschaffung der Todesstrafe einsetzte und deshalb sogar die Verteidigung notorischer Mörder übernommen hatte. Für ihn war sie das Ideal einer modernen Frau: schön, auf der Höhe einer beruflichen Laufbahn, dabei auch noch weiblichen Mitleids fähig. Wenn sie nicht gerade eine sexuelle Störung hatte, sollte sie eine sehr angenehme Gefährtin abgeben, für ein Jahr oder so.

All das hatte sich schon vor dem Tode Don Apriles zugetragen.

Inzwischen kam es ihm bei der bevorstehenden Begegnung mit ihr vor allem darauf an herauszufinden, ob Nicole und ihre Brüder ihre Banken Timmona und Inzio zur Verfügung stellen würden. Da andernfalls Astorre Viola liquidiert werden mußte.

Inzio Tulippa hatte lange genug gewartet. Seit der Beseitigung von Don Aprile war ein Jahr vergangen, und noch immer war es zu keiner Einigung mit den Erben seiner Banken gekommen. Das ganze hatte ihn schon eine Unmenge Geld gekostet. Er hatte Timmona Portella Millionen zur Bestechung der New Yorker Polizei und des FBI gegeben. Auch die Dienste der Brüder Sturzo hatten ihn Millionen gekostet - und dennoch war er dem Ziel seiner Pläne mit alledem nicht viel näher gekommen.

Tulippa entsprach nicht den herkömmlichen Vorstellungen: Er war zwar ein Rauschgiftbaron, wirkte aber wie ein vornehmer Mann. Er kam aus einer hochgeachteten und wohlhabenden Familie und hatte sogar in der Nationalmannschaft seines Heimatlandes Argentinien Polo gespielt. Jetzt lebte er in Costa Rica und besaß einen Diplomatenpaß dieser Republik, der ihn vor feindlichen Nachstellungen der Polizeibehörden anderer Staaten schützte. Er leitete die Verhandlungen zwischen den Drogenkartellen in Kolumbien, den Opiumproduzenten in der Türkei und den Raffinerien in Italien. Er arrangierte die Transporte und sorgte für die Bestechung aller beteiligten Beamten von den höchsten bis zu den niedrigsten. Er plante die Einfuhr riesiger Mengen von Rauschgift in die Vereinigten Staaten. Er war es auch, der amerikanische Atomwissenschaftler für lateinamerikanische Interessen anwarb und deren Forschungen finanzierte. Und er war ein in jeder Hinsicht besonnener und tüchtiger Geschäftsmann, der sich schon ein enormes Vermögen erwirtschaftet hatte.

Bei alledem war er aber auch ein Revolutionär. Er rechtfertigte den Rauschgifthandel mit heiligem Eifer. Die Drogen waren die Rettung des menschlichen Geistes, die Zuflucht der von Armut und Seelenleiden zur Verzweiflung Verurteilten. Sie waren Balsam für die an Liebeskummer Dahinsiechenden, für die verlorenen Seelen unserer geistlich verarmten Welt. Was sollte man schließlich machen, wenn man nicht länger an Gott glaubte, jeden Glauben an die Werte der Gesellschaft und an sich selbst verloren hatte? Sollte man sich umbringen? Die Drogen bewahrten den Menschen einen Freiraum voller Träume und Hoffnungen. Und töteten sie etwa so viele Menschen wie der Alkohol und die Zigaretten, wie Armut und Verzweiflung? Nein. Moralisch gesehen war sich Inzio seiner Haltung ganz sicher.

Er hatte einen Spitznamen, der weltweit bekannt war. Man nannte ihn den »Schutzimpfer«. Ausländische Staaten, deren Wirtschaftsbesitzer große Investitionen in Südamerika getätigt hatten, dort Ölfelder, Automobilfabriken oder landwirtschaftliche Großbetriebe besaßen, mußten notgedrungen leitende Angestellte zur Wahrnehmung ihrer Interessen nach Südamerika schicken. Das galt in besonderem Maße für die Vereinigten Staaten. Solche leitende Angestellte aus dem Ausland wurden nun mit Vorliebe entführt, denn auf diesem Wege waren Lösegelder in Millionendollarhöhe zu erzielen.

Inzio Tulippa nun leitete eine Firma, die diese leitenden Angestellten gegen Entführungen versicherte. Jedes Jahr besuchte er die USA, um die diesbezüglichen Verträge mit den Firmen neu auszuhandeln. Er verdiente dabei nicht nur Geld, denn auch die industriellen und wissenschaftlichen Ressourcen dieser Firmen waren von Interesse für ihn.

Aber er hatte eine noch gefährlichere Eigenart. So schätzte er zum Beispiel den internationalen Kampf gegen den Rauschgifthandel als eine ihm persönlich geltende ungerechte Verfolgung ein, und er war entschlossen, sein Reich zu beschützen. Dazu glaubte er, Nuklearwaffen zu benötigen - für alle Fälle. Er würde sie natürlich nur im alleräußersten Notfall einsetzen, aber sie wären doch jedenfalls sehr nützlich, um ihm bei Verhandlungen den Rücken zu stärken. Daß er solche Pläne hätte verfolgen können, wäre jedem lächerlich vorgekommen, außer dem zuständigen FBI-Agenten Kurt Cilke.

Einst hatte das FBI Kurt Cilke zu einem Lehrgang auf die Anti-Terror-Schule der Behörde geschickt. Daß er für diesen sechs Monate dauernden Lehrgang ausgewählt worden war, bewies das hohe Ansehen, in dem Cilke bei dem Direktor stand.

Während dieses Lehrgangs hatte er Zugang gehabt (ob unbeschränkten oder nicht, wußte er nicht) zu einer Reihe von streng geheimen Szenarien über die mögliche Anwendung von Nuklearwaffen durch Terroristen aus kleinen Ländern. Den Akten war zu entnehmen, welche Länder Nuklearwaffen hatten. Allgemein bekannt war daß Rußland, Frankreich und England über solche Waffen verfügten, wahrscheinlich auch Indien

und Pakistan. Man nahm an, daß Israel Atomwaffen einsetzen könnte wenn ein arabischer Block drohte, es zu überwältigen.

Die Vereinigten Staaten hatten zwei Lösungen des Problems ins Auge gefaßt. Zunächst wurde einmal angenommen, daß im Falle eines solchen Angriffs die USA Israel zu Hilfe kommen würde, ehe Israel auf seine Atomwaffen zurückgreifen müßte. Die zweite Lösung wäre dann gewesen, daß die Vereinigten Staaten (wenn Israel nicht geschützt werden konnte) die israelischen Atomwaffen durch einen Präventivschlag hätten zerstören müssen.

England und Frankreich galten als unproblematische Besitzer von Atomwaffen. Sie würden einen Atomkrieg nie riskieren. Indien schien keinen Ehrgeiz zu haben, und Pakistan könnte sofort ausradiert werden. China würde es nicht wagen. Dort fehlten die industriellen Kapazitäten - einstweilen noch.

Am bedrohlichsten waren deshalb kleine Länder wie der Irak, Iran und Libyen, deren Führer zur Tollkühnheit neigten, wie jedenfalls die Szenarien, mit denen Cilke während dieses Lehrgangs Bekanntschaft machte, voraussetzten. In diesen Fällen bot sich jeweils nur eine einzige Lösung an. Solche Länder mußten vernichtet werden.

Die größte, unmittelbar drohende Gefahr war aber, daß terroristische Organisationen, die insgeheim von irgendwelchen auswärtigen Mächten finanziert und unterstützt werden, eine Atombombe in die USA hineinschmuggelten und in einer der großen Städte der Vereinigten Staaten zündeten. Washington oder New York boten sich vorzüglich für einen solchen Anschlag an. Zur Abwehr war die Bildung einer Sondereinsatzgruppe vorgesehen, die auf Grund hervorragender nachrichtendienstlicher Tätigkeit in der Lage wäre, den Absichten der Terroristen zuvorzukommen und dann mit durchschlagenden Strafmaßnahmen gegen sie und ihre Sympathisanten vorzugehen. Die Tätigkeit dieser Einsatzgruppe verlangte nach Ausnahmegesetzen, die im Notfall die Rechte amerikanischer Bürger einschränkten. Die Szenaristen waren sich einig, daß solche Gesetze keine Mehrheit finden würden, ehe es nicht irgend jemandem gelänge, einen großen Teil einer amerikanischen Metropole in Schutt und Asche zu legen. Danach würden die erforderlichen Gesetze natürlich anstandslos angenommen werden. Aber bis dahin waren die Verteidiger Amerikas (wie es in einem Szenario hieß) »ganz darauf angewiesen, schneller zu ziehen«.

Auch die Möglichkeit des Einsatzes von Nuklearsprengsätzen zu kriminellen Zwecken war Gegenstand einiger Szenarien. Man schätzte diese Möglichkeit indessen als sehr gering ein, weil bei der erforderlichen technischen Kapazität, der Materialbeschaffung und dem großen Kreis von Beteiligten zuversichtlich damit gerechnet werden konnte, daß die Behörden Wind von den Plänen der Verbrecher bekamen. Der Ausführung dieser Pläne konnte vorgebeugt werden, indem sich zum Beispiel der Oberste Gerichtshof bequeme, die Vollstreckung eines nicht

vor Gericht ergangenen Todesurteils gegen den oder die Verantwortlichen zu billigen. Aber all das war Phantasie, hatte Kurt Cilke gedacht. Reine Spekulation. Das Land würde abwarten müssen, bis wirklich etwas passierte.

Aber jetzt, Jahre später, begriff Cilke, daß etwas passierte. Inzio Tulippa wollte seine eigene kleine Atombombe. Er lockte amerikanische Wissenschaftler nach Südamerika, baute ihnen Laboratorien und finanzierte ihre Forschungen. Und es war Tulippa, der sich um Zugang zu Don Apriles Banken bemühte, um dort eine Milliardendollarkriegskasse unterzubringen, die Mittel, die er zur Anschaffung von Gerät und Material brauchte. Soviel hatte Cilke inzwischen schon ermittelt. Was sollte er nun tun?

Natürlich würde er bei seinem nächsten Besuch im Hauptquartier des FBI in Washington das Problem mit dem Direktor erörtern. Aber er hatte seine Zweifel, ob sie eine Lösung finden würden. Und ein Mann wie Inzio Tulippa würde nie aufgeben.

Inzio Tulippa traf in den Vereinigten Staaten ein, um sich mit Timmona Portella zu treffen und sich weiter um den Erwerb von Don Apriles Banken zu bemühen. Gleichzeitig kam das Oberhaupt der sizilianischen cosca der Corleonesi, Michael Graziella, in New York an, um einen Plan zum weltweiten Vertrieb von Rauschgift mit Tulippa und Portella auszuarbeiten. Die Umstände ihrer Ankunft aber unterschieden sich sehr.

Inzio Tulippa landete in einem Privatjet, in dem ihn fünfzig von seinen Vasallen und Leibwächtern begleiteten. Die Leute trugen alle weiße Anzüge, blaue Hemden und rosa Krawatten. Auf den Köpfen breitkrepelige Panamahüte. Sie hätten Angehörige einer südamerikanischen Rumbakapelle sein können. Sie waren mit Pässen der Republik Costa Rica versehen; Tulippa natürlich mit einem Diplomatenpaß, der ihm diplomatische Immunität zusicherte.

Tulippa und seine Leute begaben sich in ein kleines Hotel, das dem Generalkonsul der peruanischen Botschaft gehörte. Tulippa trat natürlich nicht wie ein halbseidener Rauschgifthändler auf. Die amerikanischen Firmen, die ihre Direktoren bei ihm gegen Entführungen versicherten, taten, was in ihren Kräften stand, um ihm den Aufenthalt in den USA möglichst angenehm zu gestalten. Premierenkarten für die Broadway-Theater, für das Ballett im Lincoln Center, für die Metropolitan Opera waren einige der kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen sie sich bei ihm in angenehme Erinnerung zu bringen suchten. Er erschien während seines Aufenthalts in New York auch in Talk-Shows, wo er sich in seiner Rolle als Vorsitzender des südamerikanischen Landarbeiterverbandes produzierte und sich über die segensreiche Wirkung des Rauschgifts ausließ. In diesem Sinne äußerte er sich auch während eines Interviews mit Charlie Rose im PBS. Daß die USA auf der ganzen Welt gegen den Gebrauch von Kokain, Heroin und Marihuana kämpften, bezeichnete er rundheraus als eine unwürdige Form des Kolonialismus. Die südamerikanischen

Landarbeiter waren für ihren Lebensunterhalt auf den Anbau von Coca und Hanf angewiesen. Und welcher Vorwurf war einem Mann zu machen, der sich durch den Genuß von Rauschgift für ein paar Stunden von seinen quälenden Sorgen befreite? Es war unmenschlich, ihm diese Möglichkeit zu nehmen. Und wie stünde es denn mit Tabak und Alkohol, den legal verkäuflichen Rauschgiften? Diese seien doch viel gefährlicher.

Dazu applaudierten ihm seine fünfzig Gefolgsleute, die mit ihren Panamahüten auf dem Schoß im Studio saßen, natürlich mit Begeisterung. Als Charlie Rose nach den durch Rauschgifte verursachten Gesundheitsschäden fragte, nahm Tulippa die Herausforderung mit imponierender Gewissenhaftigkeit an. Seine Organisation, sagte er, stecke große Summen in die Forschung mit dem Ziel, die gesundheitsschädlichen Nebenwirkungen der Drogen zu minimieren. Die Ärzte, die diese Forschung leisteten, seien nur dem Wohlergehen der Menschheit und der Wissenschaft verpflichtet, nicht wie die American Medical Associations, die unvernünftigerweise gegen Drogen waren und in Furcht vor der United States Drug Enforcement Agency lebten. Die sogenannten Rauschgifte würden sich bald als ein großer Segen für die Menschheit erweisen, sagte er, und fünfzig gelbe Panamahüte flogen in die Höhe.

Unterdessen reiste das Oberhaupt der cosca der Corleonesi, Michael Graziella, in die Vereinigten Staaten ein. Er tat dies verhältnismäßig unauffällig. Nur zwei Leibwächter folgten seinen Spuren. Er war ein dünner, zäher Mann mit dem Kopf eines Fauns. Eine Messernarbe entstellte seinen Mund. Er ging am Stock, denn in seinen jungen Jahren, als er einer von Palermos picciotti gewesen war, hatte ihm eine Kugel ein Bein zerschmettert. Er galt als teuflisch listig, und man sagte ihm nach, daß er die Ermordung der beiden wichtigsten Richter, die zur Verfolgung der Mafia in Sizilien angetreten waren, gedeichselt hätte.

Graziella wohnte als Gast bei Portella. Seiner Sicherheit wegen machte er sich keine Sorgen, denn Portellas ganzes Rauschgiftgeschäft hing von ihm ab.

Ein wesentliches Anliegen der geplanten Gipfelkonferenz war die Entwicklung einer Strategie zur Übernahme der Aprile-Banken. Diese wurden dringend benötigt, um Milliarden von schwarzen Dollar aus dem Rauschgiftgeschäft zu waschen und Macht in der New Yorker Finanzwelt zu gewinnen.

Inzio Tulippa brauchte die Banken überdies, um seine private Nuklearindustrie zu finanzieren. Nützlich wäre für ihn die Kontrolle über ein paar Banken auch in seiner Rolle als Versicherer amerikanischer Executives gegen Entführungen.

Man traf sich im peruanischen Generalkonsulat, wo die Sicherheitsvorkehrungen den höchsten Ansprüchen genügten und man sich überdies diplomatischer Immunität erfreute. Der Generalkonsul war ein großzügiger Gastgeber. Da er der Beteiligung an allen ihren Einkünf-

ten sicher war und zudem ihre legitimen Interessen in den Vereinigten Staaten vertreten würde, war er voll guten Willens.

Wie sie da um einen kleinen ovalen Tisch versammelt waren, waren sie in jeder Hinsicht eine kuriose Gesellschaft.

Michael Graziella sah in seinem glänzenden schwarzen Anzug, dem weißen Hemd und mit der dünnen schwarzen Krawatte (er trug noch Trauer für seine vor sechs Monaten verstorbene Mutter) wie ein Bestattungsunternehmer aus. Er sprach Englisch mit leiser trauriger Stimme und einem dicken sizilianischen Akzent, war aber gut zu verstehen. Man konnte sich nur mit einiger Mühe vorstellen, daß dieser zurückhaltende, höfliche Mann für den Tod von gut hundert sizilianischen Polizeibeamten verantwortlich sein sollte.

Timmona Portella, der einzige der vier, der Englisch von Kindesbeinen an sprach, brüllte, als wären die anderen taub. Im gleichen Stil war er auch aufgeputzt. Er trug einen grauen Anzug und ein limonenfarbened Hemd mit einer glänzenden blauen Seidenkrawatte. Der perfekt geschnittene Anzug hätte seinen dicken Bauch kaschiert, nur hatte Timmona das Jackett aufgeknöpft, und man sah blaue Hosenträger.

Inzio Tulippa sah klassisch südamerikanisch aus mit losem weiten weißen Hemd, ein rotes Taschentuch um den Hals geschlungen. Seinen gelben Panamahut trug er respektvoll in der Hand. Er sprach Englisch mit singendem Akzent, und seine Stimme war bezaubernd wie die der Nachtigall. Seine scharfgeschnittenen indianischen Züge verrieten heute jedoch, daß er gegenwärtig Grund zu einiger Unzufriedenheit mit der Welt hatte.

Mariano Rubio, der Generalkonsul von Peru, war der einzige in der Tischrunde, der glücklich und zufrieden zu sein schien. Sein Entgegenkommen war bezaubernd. Er redete wie ein wohlerzogener Engländer und war gekleidet in einem Stil, den er als »en pantoufles« bezeichnete das heißt, über einem Schlafanzug aus grüner Seide trug er einen waldgrünen Bademantel, dazu allerdings Pantoffeln, sanftbraune mit weißem Webpelzbesatz. Schließlich war er hier zu Hause.

Tulippa eröffnete die Diskussion, indem er sich direkt an Portella wandte. »Timmona, mein Freund«, sagte er, »ich habe für die Beseitigung des Dons eine Million ausgegeben, und wir haben die Banken noch immer nicht. Nach einem ganzen Jahr Wartezeit.«

Der Generalkonsul antwortete auf die ihm eigene verbindliche Art: »Mein lieber Inzio«, sagte er, »ich habe versucht, die Banken zu kaufen. Portella hat versucht, die Banken zu kaufen. Aber da gibt es ein Hindernis, das wir nicht vorausgesehen haben. Diesen Astorre Viola, den Neffen des Dons. Er hat die Kontrollmehrheit und weigert sich zu verkaufen.«

»Na und?« fragte Inzio. »Warum lebt er noch?«

Portella lachte brüllend. »Weil er nicht so leicht umzulegen ist«, sagte er. »Ich habe vier Mann zur Beobachtung seines Hauses eingesetzt, und sie sind verschwunden. Jetzt weiß ich nicht, wo er ist, und wo immer er auf-

taucht, ist er von einer Wolke von Leibwächtern umgeben.«

»Niemand ist wirklich sicher davor, umgebracht zu werden«, bemerkte Tulippa in seinem singenden Ton, der auch diese Behauptung klingen ließ wie den Vers eines Liebeslieds.

Graziella sprach zum ersten Mal. »Wir haben Astorre vor Jahren in Sizilien kennengelernt. Er hat Glück, aber er ist auch äußerst tüchtig. Wir haben damals einmal auf ihn geschossen und hielten ihn für erledigt. Wenn wir es noch einmal versuchen, müssen wir gründlicher sein. Er ist ein gefährlicher Mann.«

Tulippa sagte zu Portella: »Sie haben doch einen Mann vom FBI auf Ihrer Gehaltsliste. Um Gottes willen, setzen Sie den doch ein.«

»So korrupt ist der denn doch nicht«, antwortete Portella. »Das FBI ist weit vornehmer als das NYPD. Eine glatte Liquidierung würden die nie übernehmen.«

»Okay«, sagte Tulippa. »Also entführen wir eines der Kinder des Dons und verhandeln dann mit Astorre. Mariano, Sie kennen seine Tochter«, sagte er augenzwinkernd. »Drehen Sie also die Sache.«

Rubio konnte sich für diesen Vorschlag offensichtlich nicht erwärmen. Er paffte seine dünne Zigarre und sagte dann stürmisch und ohne höfliche Einleitung: »Nein!« Dann schwieg er. »Ich mag das Mädchen. So etwas werde ich ihr nicht zumuten. Und ich werde auch nicht zulassen, daß jemand anders es tut.«

Auf diese Erklärung hin hoben die anderen Männer die Augenbrauen. Der Konsul war ihnen an tatsächlicher Macht weit unterlegen. Er bemerkte ihre Reaktion und lächelte ihnen zu. Er wurde wieder der verbindliche Mann, den man kannte.

»Ich weiß, ich habe diese Schwäche. Ich verlasse mich. Aber lassen Sie mich diesmal gewähren. Ich stehe mit meiner Überzeugung auf festem und überdies politisch korrektem Boden. Inzio, ich weiß, Entführungen sind Ihre Spezialität, aber lassen Sie sich gesagt sein, in Amerika lohnen sie sich nicht, vor allem, wenn das Opfer eine Frau ist. Wenn Sie natürlich einen von den Brüdern kidnappen wollen, um mit Astorre ins Geschäft zu kommen wäre das was anderes, da sehe ich immerhin eine Chance.«

»Nicht Valerius«, meinte Portella. »Er ist beim militärischen Nachrichtendienst und hat Freunde bei der CIA. Da wären wir schnell in Teufels Küche.«

»Dann muß eben Marcantonio dran glauben«, sagte der Generalkonsul. »Ich kann dann den Handel mit Astorre machen.«

»Machen Sie ein höheres Angebot für die Banken«, schlug Graziella leise vor. »Vermeiden Sie Gewalttätigkeit. Glauben Sie mir, ich habe solche Sachen schon durchgemacht. Ich habe mit Waffen statt mit Geld verhandelt, und es hat mich immer mehr gekostet.«

Sie sahen ihn erstaunt an. Graziella hatte den Ruf, seine Ziele mit rücksichtsloser Gewalttätigkeit zu verfolgen.

»Michael«, sagte der Generalkonsul. »Dabei geht es um Milliarden von

Dollar. Und trotzdem will Astorre nicht verkaufen.«

Graziella zuckte die Achseln. »Wenn also gehandelt werden muß, kann ich nur sagen: So sei es. Aber seid äußerst vorsichtig. Wenn ihr ihn während der Verhandlungen ins Freie locken könnt, wäre das der Augenblick, sich seiner zu entledigen.«

Tulippa bedachte sie alle mit einem breiten Grinsen. »Das höre ich gern. Und Mariano«, sagte er, »hör auf, dich dauernd zu verlieben. Das ist ein sehr gefährliches Laster.«

Mariano Rubio konnte schließlich Nicole und ihre Brüder überreden, sich mit seinem Syndikat an den Tisch zu setzen und über den Verkauf der Banken zu verhandeln. Natürlich war die Anwesenheit von Astorre Viola bei Konferenz ebenfalls erforderlich, doch Nicole konnte das nicht garantieren.

Vor dem Treffen instruierte Astorre Nicole und ihre Brüder genau über das Verhalten, das sie bei dem Gespräch mit dem Gegner an den Tag legen sollten. Seine Strategie war ihnen klar. Das Syndikat sollte glauben, daß nur Astorre sich ihnen widersetze.

Die Konferenz fand statt in einem Saal des peruanischen Generalkonsulats. Personal war nicht engagiert worden, aber es gab ein Büffet, und Rubio persönlich schenkte den Wein ein. Da es Terminschwierigkeiten gegeben hatte, mußte man sich um zehn Uhr abends treffen.

Rubio stellte die Teilnehmer vor und eröffnete die Sitzung. Er reichte Nicole eine Mappe mit Papieren. »Hier haben Sie unser Angebot in allen Einzelheiten. Um es kurz zu machen, wir bieten fünfzig Prozent mehr als den Marktpreis. Obwohl wir nach dem Verkauf das Geschäft kontrollieren werden, verpflichten wir uns, während der nächsten zwanzig Jahre zehn Prozent unserer Gewinne an die Aprile-Familie abzuführen. So können Sie alle reich werden und Ihre Muße genießen, ohne sich den schrecklichen Belastungen des Geschäftslebens aussetzen zu müssen.«

Sie warteten, während Nicole die Papiere überflog. Schließlich sah sie auf und sagte: »Das ist sehr eindrucksvoll, aber sagen Sie mir, warum machen Sie uns ein so generöses Angebot?«

Rubio lächelte sie wohlwollend an. »Synergie«, sagte er. »Das Geschäft ist heute total darauf angewiesen; Synergie ist heute überall unverzichtbar, bei Computern, in der Luftfahrt, im Verlagswesen, bei Musik und Drogen, Sport und Fernsehen, überall. Mit den Aprile-Banken werden wir Synergieeffekte im internationalen Finanzwesen erzielen, wir werden den Bau von Städten kontrollieren, die Wahl von Regierungen mitbestimmen können. Dieses Syndikat ist global, und wir brauchen Ihre Banken. Deshalb machen wir Ihnen dieses großzügige Angebot.«

Nicole wandte sich an die anderen Mitglieder des Syndikats. »Und Sie, meine Herren, sind alle gleichberechtigte Teilhaber?«

Tulippa war ziemlich beeindruckt von Nicoles aparter dunkler Erscheinung und von ihrem strengen Ton, und das war ihm anzuhören,

als er nun erwiderte: »Offiziell werden wir an diesem Erwerb alle in gleichen Maßen beteiligt sein, aber gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich es mir als besondere Ehre anrechne, an einem Geschäft unter dem Namen Aprile beteiligt zu werden. Niemand bewunderte Ihren Vater mehr als ich.«

Valerius wandte sich mit unbewegtem Gesicht direkt an Tulippa. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will verkaufen. Aber ich bin für einen kompletten Verkauf ohne prozentuale Gewinnbeteiligung. Ich persönlich wäre lieber ein für alle Mal total raus aus der Sache.«

»Aber Sie wären bereit zu verkaufen?« fragte Tulippa.

»Aber gewiß«, antwortete Valerius. »Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich am liebsten total raus aus der Sache wäre.«

Portella wollte etwas sagen, aber Rubio schnitt ihm das Wort ab.

»Marcantonio«, sagte er. »Was halten Sie von unserem Angebot. Gefällt es Ihnen?«

Marcantonio entgegnete in schicksalsergebenem Ton: »Ich bin der Meinung von Val. Machen wir das Geschäft ohne Prozente. Dann könnten wir alle unserer Wege gehen, jeder für sich. Das wäre doch das Beste.«

»Kein Problem«, sagte Rubio. »Machen wir es also so.«

Nicole bemerkte kühl: »In dem Fall muß natürlich die Kaufsumme erhöht werden. Glauben Sie, daß das zu machen ist?«

Tulippa sagte: »Kein Problem« und bedachte sie mit einem strahlenden Lächeln.

Graziella fragte mit besorgter Miene und in höflichem Ton: »Und wie steht's mit unserem lieben Freund Astorre Viola? Ist er einverstanden?«

Astorre lachte verlegen. »Ach, wissen Sie, ich habe inzwischen das Bankgeschäft irgendwie liebgewonnen. Und ich habe Don Aprile versprechen müssen, daß ich nie verkaufen würde. Es tut mir leid, daß ich mich damit in Gegensatz zu der ganzen Familie bringe, aber ich muß das Geschäft ablehnen. Und ich habe die Kontrollmehrheit der Anteile an den Banken.«

»Aber die Kinder des Dons haben ein Interesse«, sagte der Generalkonsul. »Die könnten deswegen klagen.«

Astorre lachte laut.

Nicole bemerkte verkniffen: »Das würden wir niemals tun.«

Valerius lächelte säuerlich, und Marcantonio schien den Gedanken urkomisch zu finden.

Portella murmelte: »Scheiß drauf« und machte Miene zu gehen.

Astorre beschwichtigte: »Haben Sie doch Geduld. Vielleicht langweilt mich das Bankgeschäft schon bald. Jedenfalls können wir uns doch in ein paar Monaten wieder treffen.«

»Natürlich«, sagte Rubio. »Aber die Frage ist, ob wir unser günstiges Angebot so lange aufrechterhalten können. Sie werden sich dann vielleicht mit einem niedrigeren Preis zufriedengeben müssen.«

Beim Abschied schüttelten die Parteien einander nicht einmal die

Hände. Nachdem die Apriles und Astorre den Saal verlassen hatten, sagte Michael Graziella zu seinen Partnern: »Der kauft nur Zeit. Verkaufen wird der niemals.«

Tulippa seufzte. »Dabei ist der Mann irgendwie sehr simpatico. Wir hätten gute Freunde werden können. Vielleicht sollte ich ihn mal auf meine Hazienda in Costa Rica einladen. Ich könnte ihm da die schönsten Wochen seines Lebens arrangieren.«

Die anderen lachten. Portella sagte grob: »Schlagen Sie sich diese Idee einer Hochzeitsreise aus dem Kopf, Inzio. Ich muß mich hier oben um ihn kümmern.«

»Hoffentlich machen Sie das diesmal mit besserem Erfolg als das letzte Mal«, meinte Tulippa.

»Da hatte ich ihn unterschätzt«, sagte Portella. »Aber das war schließlich verzeihlich. Er schien schließlich nur ein Bursche zu sein, der auf Hochzeiten singt. Und der Auftrag, den Don betreffend, hat ja wohl geklappt. Es gab keine Klagen.«

Der Generalkonsul strahlte ihn an. »Wie Sie das gemacht haben, das war ganz fabelhaft, Timmona. Wir haben vollstes Vertrauen zu Ihnen. Aber dieser neue Auftrag sollte nun möglichst umgehend erledigt werden.«

Nach dem Treffen begaben sich die Apriles und Astorre zu einem späten Abendessen in ein italienisches Restaurant, das Partinico, wo es separate Speisezimmer gab und ein alter Freund des Dons Hausherr war.

»Ich glaube, ihr habt eure Rollen alle sehr gut gespielt«, bemerkte Astorre. »Ihr habt sie davon überzeugt, daß ihr gegen mich seid.«

»Wir sind gegen dich«, sagte Valerius.

»Warum müssen wir dieses Spiel spielen?« fragte Nicole. »Ich mag das wirklich nicht besonders.«

»Diese Leute könnten sehr wohl was mit der Ermordung eures Vaters zu tun gehabt haben«, sagte Astorre. »Ich möchte nicht, daß sie auf die Idee kommen, sie könnten irgendwas erreichen, wenn sie einem von euch schaden.«

»Und du bist zuversichtlich, daß du mit allem umgehen kannst, das sie etwa gegen dich mobil machen könnten?« fragte Marcantonio.

»Nein, nein«, widersprach Astorre. »Aber ich kann untertauchen, ohne mein Leben zu ruinieren. Ich verkrieche mich irgendwo in den Dakotas, wo sie mich nie im Leben finden.« Sein Lächeln war so breit und überzeugend, daß er jeden hätte damit täuschen können, nur die Kinder von Don Aprile nicht. »Erzählt mir mal, ob sie mit einem von euch direkt Kontakt aufgenommen haben.«

»Ich habe eine Menge Anrufe von einem Kriminalbeamten namens Di Benedetto bekommen«, bemerkte Valerius.

Astorre war überrascht. »Was zum Teufel wollte der denn von dir?«

Valerius lächelte ihn an. »Als ich noch beim militärischen Nachrichtendienst war, haben wir oft solche Anrufe gekriegt. Vorgeblich

wollte der Anrufer einem mit gewissen Informationen behilflich sein. Tatsächlich wollte er einen jedoch aushorchen. Genau wie dieser Di Benedetto. Er berichtete von seinen Ermittlungen in der Sache unseres Vaters. Viel hatte er da natürlich nicht zu sagen. Dann fragte er mich nach dir aus, Astorre. Er hat großes Interesse an dir.«

»Das ist sehr schmeichelhaft«, meinte Astorre grinsend. »Er muß mich irgendwo singen gehört haben.«

»Ganz bestimmt nicht«, bemerkte Marcantonio trocken. »Di Benedetto hat auch mich angerufen. Er behauptete, eine Idee für eine neue Bullenserie zu haben. Na, für noch eine Bullenserie ist immer Platz in der Glotze, ich habe ihn also ermutigt. Aber was er mir geschickt hat, ist einfach Quatsch. Er ist nicht ernsthaft interessiert an seiner sogenannten Idee. Er will uns nur im Auge behalten.«

»Gut«, sagte Astorre.

»Astorre, willst du etwa, daß sie dich aufs Korn nehmen statt einen von uns?« fragte Nicole. »Ist das nicht zu gefährlich? Man kriegt ja schon eine Gänsehaut, wenn man diesen Graziella nur ansieht.«

»Oh, ich weiß über ihn Bescheid«, bemerkte Astorre. »Er ist ein sehr vernünftiger Mann. Und dieser Generalkonsul ist ein echter Diplomat. Er kann Tulippa unter Kontrolle halten. Der einzige, der mir gegenwärtig Sorgen macht, ist Portella. Der Typ ist dumm genug, um echt Ärger zu machen.« Er sagte all das in einem Ton, als stünde eine normale geschäftliche Auseinandersetzung zur Debatte.

»Aber wie lange soll das noch so weitergehen?« fragte Nicole.

»Gib mir noch ein paar Monate«, sagte Astorre. »Ich verspreche dir, daß wir uns bis dahin über alles geeinigt haben werden.«

Valerius warf ihm einen tadelnden Blick zu. »Astorre, du bist schon immer überoptimistisch gewesen. Wenn du mir beim Nachrichtendienst unterstellt wärst, würde ich dich zur Infanterie versetzen, nur damit du mal aufwachst.«

Die Tischgesellschaft war nicht sehr vergnügt. Nicole sah Astorre dauernd prüfend an, als versuchte sie, ihm ein Geheimnis zu entlocken. Valerius hatte offensichtlich kein Vertrauen zu Astorre, und Marcantonio war reserviert. Schließlich hob Astorre sein Glas und sagte fröhlich: »Ihr seid schon ein düsterer Haufen, aber mir soll's recht sein. Wir werden uns prächtig amüsieren bei dieser Sache. Und in diesem Sinne erhebe ich mein Glas auf euren Vater.« »Auf den großen Don Aprile«, erwiderte Nicole säuerlich.

Astorre lächelte sie an und sagte: »Ja, auf den großen Don.«

Astorre pflegte stets am späten Nachmittag auszureiten. Es entspannte ihn und machte ihm Appetit auf das Dinner. Wenn er gerade einer Frau den Hof machte, lud er sie ein, ihn zu begleiten. Wenn sie nicht reiten konnte, gab er ihr Unterricht, und wenn sie keine Pferde mochte, ließ er sie fallen.

Er hatte sich auf seinem Besitz einen durch den Wald führenden

Reitweg anlegen lassen. Das Vogelgezwitscher, das Rascheln von kleinen Tieren im Unterholz, all das machte ihm Freude. Und manchmal sah er sogar ein Reh. Und er liebte es, sich für seine Ausritte sorgfältig anzuziehen: Das leuchtend rote Jackett, die glänzenden braunen Reitstiefel, die Peitsche in seiner Hand (die er niemals benützte), die schwarze sämischlederne Jagdmütze. Ehe er hinausging, lächelte er sich im Spiegel an und fühlte sich in seinem Herrenhaus wie ein echter englischer Lord.

Er ging hinab in die Ställe, wo sechs Pferde standen, war erfreut, daß sein Stallmeister Aldo Monza schon einen seiner Hengste für ihn gesattelt hatte. Er stieg auf und ritt dann in langsamem Trab auf den Waldweg. Die gelben und roten Blätter der Bäume, unter denen er hinritt, bildeten einen Spitzenvorhang vor der sinkenden Sonne. Einzelne goldene Strahlen fielen über den Pfad, von dem unter den Hufen des Pferdes der Geruch verwesender Blätter aufstieg. Dann erreichte Astorre eine Abzweigung, die ihm für die Heimkehr einen anderen Weg eröffnete. Die Abzweigung führte in den dunkleren Teil des Waldes.

Er zügelte sein Pferd, das zu galoppieren begonnen hatte. In diesem Augenblick erschienen vor ihm auf dem Weg zwei Männer. Sie waren wie Landarbeiter gekleidet aber sie trugen Masken, und in ihren Händen blitzte stählernes Präzisionswerkzeug. Astorre gab seinem Hengst die Sporen und senkte den Kopf auf den Pferdehals. Plötzlich erhellte das Mündungsfeuer der automatischen Waffen die Düsternis, und der Wald hallte wider von den Explosionen der Schüsse. Während er an den Männer vorbeipreschte, fühlte Astorre, wie ihn Kugeln in die Seite und in den Rücken trafen. Das Pferd ging in wildem Galopp durch, und Astorre war vollauf damit beschäftigt, im Sattel zu bleiben und die Gewalt über sein Pferd wiederzugewinnen. Schließlich begegneten ihm zwei andere Männer. Sie waren nicht maskiert und unbewaffnet. Astorre verlor das Bewußtsein und glitt aus dem Sattel in ihre Arme.

Binnen einer Stunde erhielt Kurt Cilke einen Bericht des Überwachungsteams, das Astorre Viola gerettet hatte. Es hatte ihn wirklich überrascht, daß Astorre unter seinem stutzerhaften Reitkostüm eine kugelsichere Weste trug, die ihm den Oberkörper bis hinab zum Saum seiner scharlachroten Reitjacke schützte. Und zwar handelte es sich dabei nicht um eine Kevlarweste von der Stange, sondern um ein maßgeschneidertes Stück. Wie kam aber ein Typ vom Schlag Astorres dazu, sich so raffiniert zu rüsten? Ein Makkaroniimporteur, Nachtclubsänger und Amateurreiter? Seine Rüstung jedenfalls hatte sich als ausreichend erwiesen. Der Aufprall der Kugeln hatte ihn zwar betäubt, sie hatten ihn aber nicht verletzt. Man hatte ihn bereits aus dem Krankenhaus entlassen.

Cilke begann eine Anweisung aufzusetzen, Astorres Lebenslauf von Kindheit an in allen Einzelheiten aufzuklären. Der Mann könnte sehr wohl die Schlüsselfigur in dem Drama sein, mit dem er gegenwärtig beschäftigt

war. Eines war ihm überdies jetzt schon klar, dachte Cilke: Er wußte, wer versucht hatte, Astorre zu ermorden.

Astorre traf seine Vettern im Hause von Valerius. Er berichtete ihnen von dem Überfall und wie man auf ihn geschossen hatte. »Ich habe euch um Hilfe gebeten«, sagte er. »Ihr habt abgelehnt, und ich habe Verständnis für eure Gründe gehabt. Aber jetzt solltet ihr euch die Sache noch mal überlegen. Irgendwie seid ja auch ihr alle bedroht. Das wäre durch den Verkauf der Banken zu beheben. Das wäre die Gewinn-Gewinn-Lösung. Jeder kriegt, was er will. Oder wir könnten die Gewinn-Verlust-Lösung anstreben. Wir behalten die Banken und schlagen unsere Feinde zurück und vernichten sie, egal wer sie sind. Dann gibt es natürlich auch die Verlust-Verlust-Lösung, vor der wir uns nach Möglichkeit hüten müssen. Die hätten wir, wenn es uns zwar gelänge, unsere Feinde fertigzumachen, uns aber am Ende die Regierung drankriegt.«

»Die Wahl ist leicht«, sagte Valerius. »Laßt uns die Banken verkaufen. Die Gewinn-Gewinn-Lösung.«

»Wir sind doch schließlich keine Sizilianer. Wir wollen doch nicht, nur um Rache nehmen zu können, alles andere hinwerfen«, bemerkte Marcantonio.

»Wenn wir die Banken verkaufen, werfen wir unsere Zukunft weg«, sagte Nicole ruhig. »Marc, ich bin sicher, daß du mit dem Rückhalt bei den Banken ganz anders operieren könntest. Val könnte natürlich mit deftigen Politischen Spenden versuchen, einen Botschafterposten zu ergattern oder sogar Verteidigungsminister zu werden. Und du, Astorre, könntest mit den Rolling Stones singen.« Sie lächelte ihren Vetter an. »Okay, das ist ein bißchen weit hergeholt«, sagte sie, den Ton ändernd »Vergeßt die Scherze. Aber ist uns die Ermordung unseres Vaters egal? Entschädigen wir jetzt auch noch die Mörder? Ich finde, wir sollten alle Astorre unterstützen, soweit das nur in unseren Kräften steht.«

»Weißt du, was du sagst?« fragte Valerius.

»Ja«, entgegnete Nicole ruhig.

»Euer Vater hat mich gelehrt, daß man sein Leben nicht anderen unterwerfen darf, wenn man will, daß es lebenswert bleibt. Um diese Frage geht's doch im Krieg, nicht wahr, Val?« fragte Astorre.

»Kriege sind immer Verlust-Verlust-Lösungen«, sagte Nicole scharf.

Valerius erwiderte gereizt: »Was immer die Linksliberalen sagen, tatsächlich ist Krieg meistens eine Gewinn-Verlust-Lösung. Es ist immer unbedingt zu wünschen, einen Krieg zu gewinnen. Einen Krieg zu verlieren, ist ein undankbarer Schrecken.«

»Euer Vater hatte eine Vergangenheit«, sagte Astorre. »Mit dieser Vergangenheit müssen wir nun alle rechnen. Deshalb bitte ich jetzt abermals um eure Hilfe. erinnert euch, ich habe präzise Anweisungen zu eurem Schutz von eurem Vater erhalten. Unter anderem die, unbedingt an den Banken festzuhalten.«

Valerius sagte: »Ich kann dir binnen eines Monats Informationen

beschaffen.«

Astorre fragte: »Und du, Marc?«

Marcantonio antwortete: »Ich werde mich umgehend mit diesem Programm befassen. Sagen wir zwei, drei Monate.«

Astorre sah Nicole an. »Nicole, bist du schon fertig mit der Analyse der FBI-Akte über deinen Vater?«

»Nein, noch nicht.« Sie schien erregt. »Sollten wir uns in dieser Sache nicht um Cilkes Hilfe bemühen?«

Astorre lächelte. »Cilke ist einer von meinen Verdächtigen«, sagte er. »Wenn ich alle Informationen habe, die wir brauchen, können wir uns überlegen, was zu tun ist.«

Einen Monat später konnte Valerius tatsächlich schon Informationen liefern, die leider überraschend und den Apriles nicht gerade willkommen waren. Durch seine Kontakte mit der CIA hatte er erfahren, was von Inzio Tulippa zu halten war. Der Mann hatte Verbindungen nach Sizilien, in die Türkei, nach Indien, Pakistan, Kolumbien und in andere Länder Lateinamerikas. In Sizilien gehörten sogar die Corleonesi zu seinen Geschäftspartnern, und es hieß, daß er mit denen ohne Mühe mithalten konnte.

Valerius hatte überdies in Erfahrung gebracht, daß gewisse nukleare Forschungseinrichtungen in Lateinamerika von Tulippa finanziert wurden, der deshalb verzweifelt versuchte, einen gigantischen Fonds zum Ankauf von Gerät und Material in Amerika zu gründen. Der größtenwahnsinnige Tulippa wollte sich notfalls auch mit Atomwaffen gegen die Nachstellungen der Polizeibehörden, insbesondere der USA, zur Wehr setzen. Daraus folgte, daß Timmona Portella nur ein Strohmann für Tulippa war. Astorre war froh, all das zu erfahren. So über den Feind aufgeklärt, konnte er eine neue Front eröffnen. Ihm sollte das recht sein.

»Ist das, was Tulippa plant, möglich?« fragte Astorre.

»Er selbst glaubt das zumindest«, sagte Valerius, »und dort, wo er seine Forschungseinrichtungen untergebracht hat, genießt er die Protektion von Regierungsbeamten.«

»Danke, Val«, erwiderte Astorre, seinem Vetter freundlich auf die Schulter klopfend.

»Schon gut«, sagte Valerius, »aber weiter kann ich dir nicht helfen.«

Marcantonio brauchte sechs Wochen, um aus seinen Quellen beim Sender alles über Kurt Cilke zusammenzustellen. Er gab Astorre eine umfangreiche Akte, die dieser durchsah und nach vierundzwanzig Stunden zurückgab.

Sorgen machte ihm nur Nicole. Sie hatte ihm eine Kopie der FBI-Akte über Don Aprile geliehen, aber ein ganzer Abschnitt war eingeschwärzt gewesen. Als er sie deshalb gefragt hatte, hatte sie gesagt: »Das war schon so, als ich die Akte bekommen hatte.«

Astorre hatte diese Akte, soweit sie leserlich geblieben war, sorgfältig studiert. Die eingeschwärzte Stelle schien eine Zeit zu betreffen, in der er

selber erst zwei Jahre alt gewesen war. »Das macht nichts«, sagte er zu Nicole. »Es ist jedenfalls zu lange her, um noch von Belang sein zu können.«

Jetzt war Astorre nicht mehr zu halten. Er hatte hinreichende Informationen, um seinen Krieg zu beginnen.

Nicole war geblendet von Mariano Rubio und seinem Werben. Sie hatte sich von Astorres Verrat, als er es vorzog, ihrem Vater zu gehorchen, anstatt ihr die Treue zu halten, nie ganz erholt. Obwohl sie seitdem schon ein paar kurze Affären mit mächtigen Männern in aller Vorsicht hinter sich gebracht hatte, wußte sie doch, daß Männer immer gegen die Frauen zusammenhalten.

Aber Rubio schien eine Ausnahme zu sein. Er wurde niemals böse, wenn geschäftliche Gründe sie zwangen, eine Verabredung platzen zu lassen. Er verstand, daß ihr Beruf Vorrang hatte. Und er ließ sich niemals so weit gehen, ihr auf die lächerliche und beleidigende Weise so vieler Männer weismachen zu wollen, daß Eifersuchtsszenen von wahrer Liebe zeugten.

Natürlich sprach auch für ihn, daß er großzügige Gehenke machte. Noch besser war, daß er sie zu interessieren verstand, wenn er etwa über Literatur oder Theater plauderte. Aber seine größte Tugend war es, ein enthusiastischer Liebhaber zu sein, ein Experte im Bett, der, abgesehen von der dort verbrachten Zeit, sie nicht allzusehr mit Beschlag belegte.

Eines Abends führte Rubio Nicole zum Essen aus ins Le Cirque. Zur Tischgesellschaft hatten sich auch einige von seinen Freunden eingefunden: Ein weltberühmter südamerikanischer Romancier, der Nicole mit seinem boshaften Witz und seinen extravaganten Gespenstergeschichten betörte; ein berühmter Opernsänger, der, wann immer ein neues Gericht auf den Tisch kam, eine Arie des Entzückens summt und dann aß, als müsse er auf den elektrischen Stuhl; und ein konservativer Kolumnist, der die außenpolitischen Leitartikel der New York Times schrieb und sehr stolz darauf war, den Konservativen genauso verhaßt zu sein wie den Radikalen.

Nach dem Dinner nahm Rubio Nicole mit in seine prächtig eingerichtete Wohnung im peruanischen Generalkonsulat. Dort schliefen sie leidenschaftlich miteinander, und er betörte sie mit süßen Worten. Nachher hob er sie nackt aus dem Bett und tanzte mit ihr, wobei er spanische Gedichte rezitierte. Nicole genoß all das über die Maßen. Am schönsten waren aber die stillen Augenblicke, wenn er Champagner einschenkte und aufrichtig sagte: »Ich liebe dich.« Seine großartige Nase und Stirn glänzten vor Aufrichtigkeit. Wie unverschämt die Männer doch waren. Nicole war höchst zufrieden, daß sie ihn verraten hatte. Ihr Vater wäre stolz auf sie gewesen. Sie hatte auf echte Mafiosomanier gehandelt.

Als Leiter der New Yorker FBI-Dienststelle war Kurt Cilke natürlich mit viel wichtigeren Fällen befaßt als der Ermordung von Don Raymonde Aprile. Zum Beispiel mit der Untersuchung eines Verdachts gegen sechs

riesige Handelsgesellschaften, die anscheinend zusammen gegen gesetzliche Ausfuhrbeschränkungen verstießen und davon betroffene Maschinen einschließlich modernster Computertechnologie nach Rotchina lieferten. Außerdem galt es, eine Verschwörung der führenden Tabak-industriellen zur Irreführung eines Untersuchungsausschusses des Kongresses aufzudecken. Weiter wollte der Direktor auch unterrichtet werden über die Gründe der Auswanderung von Atomwissenschaftlern der mittleren Ebene in südamerikanische Staaten wie Brasilien, Peru und Kolumbien.

Auf dem Flug nach Washington sagte Boxton: »Die Tabakfritzen haben wir im Kasten. Auch über diese Lieferungen nach China wissen wir jetzt Bescheid - und beweisen können wir das auch. Das einzige Rätsel, das wir bisher nicht gelöst haben, ist die Auswanderung dieser Atomwissenschaftler. Aber trotzdem glaube ich, daß man Sie jetzt zum Stellvertretenden Direktor befördern wird. Sie haben das schon lange verdient.«

»Na, wir werden ja sehen«, sagte Cilke. Er wußte, warum diese Atomwissenschaftler nach Südamerika ausgewandert waren, aber dachte nicht daran, Boxton zu berichtigen.

Zu der Konferenz im Hoover Building hatte Boxton auch keinen Zutritt.

Seit der Ermordung Don Apriles waren elf Monate vergangen. Cilke hatte seine Notizen geordnet. Der Aprile-Fall war erledigt, aber er hatte bessere Nachrichten über mehrere andere und wichtigere Fälle. Es bestand wirklich Aussicht, daß man ihm die Stellung eines Stellvertretenden Direktors der Behörde anbieten würde. Er hatte das erforderliche Dienstalder, und über die Qualität seiner Leistungen schien Einigkeit zu bestehen.

Der Direktor war ein großer eleganter Mann, dessen Vorfahren mit der Mayflower nach Amerika gekommen waren. Er war äußerst reich und hatte das Amt nicht wegen des Gehaltes angenommen, sondern weil er dem Staat dienen wollte. Bei Antritt seines Amtes hatte er seinen Untergebenen strenge Regeln mitgegeben. »Wir schummeln nicht«, sagte er gutgelaunt in seinem näselnden Yankeetonfall. »Wir verfahren genau nach Vorschrift. Die Bürgerrechte werden nie außer Kraft gesetzt. Ein Agent des FBI ist immer höflich, immer fair. In seinem Privatleben gibt es nie etwas zu bemängeln.« Wenn es aber da doch einmal etwas zu bemängeln gab, wenn der Mann etwa seine Frau verprügelte, sich dem Suff ergab, zu dicht mit der örtlichen Polizei zusammensteckte, bei Verhören folterte, flog er, auch wenn er einen Onkel im Senat hatte. Nach diesen Regeln war in den letzten zehn Jahren verfahren worden. Eine weitere gab es auch noch: Wenn einer zu oft in der Presse erwähnt wurde - und sei es lobend -, mußte er damit rechnen, zur Überwachung von Iglus nach Alaska versetzt zu werden.

Der Direktor bot Cilke einen äußerst unbequemen Stuhl an, der an der anderen Seite seines massiven Eichenschreibtischs stand.

»Agent Cilke«, sagte er. »Ich habe Sie aus mehreren Gründen herkommen lassen. Erstens: Ich habe Ihrer Akte eine besondere Empfehlung wegen Ihrer Arbeit gegen die Mafia in New York einverleibt. Ihnen ist es zu verdanken, daß wir der Bande das Rückgrat brechen konnten. Ich gratuliere Ihnen.« Er lehnte sich über die Tischplatte, um Cilke die Hand zu schütteln.

»Wir machen das nicht öffentlich, weil wir die Leistungen der einzelnen Mitarbeiter dem Ruf der Behörde zugute kommen lassen wollen. Außerdem könnte die Veröffentlichung Ihrer Verdienste Sie auch in Gefahr bringen.«

»Nur von ein paar Verrückten«, sagte Cilke. »Die Verbrecherorganisationen wissen, daß es sich nicht auszahlt einem Agenten etwas anzutun.«

»Wollen Sie etwa andeuten, daß unsere Behörde sich auf persönliche Vendettas einläßt?« fragte der Direktor.

»O nein«, sagte Cilke. »Aber wenn es um einen von unseren eigenen Leuten geht, geben wir uns vielleicht noch ein bißchen mehr Mühe.«

Der Direktor ließ ihm das durchgehen. Es gab Grenzen. Aber diese waren eben doch nicht sämtlich von den Vorschriften erfaßt.

»Ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen«, sagte der Direktor. »Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich beschlossen habe, Sie einstweilen noch nicht zu einem meiner Stellvertreter hier in Washington zu ernennen. Einstweilen noch nicht. Und zwar aus folgenden Gründen. Sie kennen sich auf der Straße aus, und es gibt noch eine Menge Arbeit, für die Ihre Kenntnisse gebraucht werden. Die Mafia - wie wir sie mangels einer besseren Bezeichnung nennen wollen - ist noch immer handlungsfähig. Zweitens ist zu sagen, daß Sie einen Informanten haben, dessen Namen Sie sogar dem zuständigen Überwachungspersonal der Behörde nicht nennen wollten. Das ist die offizielle Lesart der Angelegenheit. Inoffiziell haben Sie uns zwar Bescheid gesagt, womit Sie okay sind für uns, wenigstens inoffiziell. Es gibt allerdings noch einen dritten Grund: Ihre Beziehung zu einem bestimmten Chef der New Yorker Kriminalpolizei ist zu persönlich.«

Danach kam man zu den anderen Geschäften, die noch auf der Tagesordnung standen.

»Und wie geht es mit unserer Operation omertà?« fragte der Direktor. »Wir müssen sehr darauf achten, daß jedes Vorgehen durch das Gesetz gedeckt ist.«

»Natürlich«, sagte Cilke mit unbewegter Miene. Der Direktor wußte schließlich, daß man die Vorschriften manchmal kreativ auslegen mußte. »Es gab einige Hindernisse. Raymonde Aprile hat sich geweigert, mit uns zusammenzuarbeiten. Natürlich hat sich dieses Hindernis inzwischen erledigt.«

»Ja, wie ich höre ist ja Mr. Aprile gerade rechtzeitig ermordet worden«, merkte der Direktor sarkastisch an. »Ich werde Sie nicht beleidigen mit der

Frage, ob Sie vorher davon gewußt haben. Vielleicht Ihr Freund Portella?»

»Wir wissen es nicht«, sagte Cilke. »Die Italiener gehen nie zu den Behörden. Wir müssen nur Ausschau nach frischen Leichen halten. Inzwischen habe ich, wie wir es besprochen, Kontakt zu Astorre Viola aufgenommen. Er hat die Vertraulichkeitspapiere unterzeichnet, aber verweigert sich der Zusammenarbeit. Er will weder mit Portella Geschäfte machen, noch will er die Banken verkaufen.«

»Was wollen wir also tun?« fragte der Direktor. »Sie wissen, wie wichtig das ist. Wenn wir eine Verurteilung des Bankiers unter den RICO-Gesetzen durchsetzen können, fallen die Banken an den Staat. Und diese zehn Milliarden stünden für die Verbrechensbekämpfung zur Verfügung. Es wäre natürlich ein großer Sieg für das FBI. Und dann könnten wir auch Ihre Verbindung mit Portella beenden, Kurt. Er nützt sowieso nichts mehr. Und Ihre Lage ist doch wirklich recht heikel. Nur meine Stellvertreter und ich wissen, daß Sie mit Portella zusammenarbeiten. Daß Sie Zahlungen von ihm erhalten, daß er Sie für einen Verbündeten hält. Ihr Leben könnte in Gefahr sein.«

»Er würde es nicht wagen, einem Bundesbeamten etwas anzutun«, sagte Cilke. »Er ist verrückt, aber nicht so verrückt.«

»Jedenfalls muß Portella bei dieser Operation fallen« sagte der Direktor. »Was haben Sie für Pläne?«

»Dieser Astorre ist nicht das Unschuldslamm, für das ihn alle halten«, sagte Cilke. »Ich lasse jetzt seine Vergangenheit durchleuchten. Unterdessen werde ich Apriles Kinder ermutigen, sich gegen ihn durchzusetzen. Ich frage mich nur, ob wir für etwas, was sie jetzt machen, RICO auch für die vergangenen zehn Jahre geltend machen können?«

»Lassen wir das die Sorge des Generalstaatsanwalts sein«, sagte der Direktor. »Wir brauchen nur einen Fuß in die Tür zu bekommen, und dann können tausend Advokaten bis in die hintersten Winkel kriechen. Irgend etwas, das vor Gericht Bestand haben wird, werden sie schon finden.«

»Was übrigens mein Geheimkonto auf den Caymans betrifft, auf das mir Portella Geld überweist«, sagte Cilke, »glaube ich, da sollte mal was abgehoben werden, damit der Eindruck entsteht, daß ich das Geld auch ausbebe.«

»Ich werde dafür sorgen«, sagte der Direktor. »Ich muß sagen, Ihr Timmona Portella ist wirklich nicht geizig.«

»Er glaubt, mich in der Tasche zu haben«, sagte Cilke lächelnd.

»Seien Sie vorsichtig«, sagte der Direktor. »Manövrieren Sie sich nicht in eine Lage, wo Sie sein echter Verbündeter werden müßten und Komplize bei einem Verbrechen.«

»Verstehe«, sagte Cilke. Und dachte: Leichter gesagt als getan.

»Und gehen Sie keine unnötigen Risiken ein«, sagte der Direktor. »Vergessen Sie nicht, daß Portella Beziehungen zur Rauschgiftszene in Sizilien und in Südamerika hat, und da gibt's eine Menge tollkühner Leute.«

»Soll ich Sie auf dem laufenden halten durch tägliche mündliche Berichterstattung oder schriftlich?« fragte Cilke. »Weder noch«, sagte der Direktor. »Ich habe absolutes Vertrauen in Ihre Integrität. Übrigens habe ich auch keine Lust, einem Kongreßausschuß was vorlegen zu müssen. Um einer meiner Stellvertreter zu werden, müssen Sie diese Dinge aufklären.« Er schwieg erwartungsvoll.

Cilke wagte in Gegenwart des Direktors nicht einmal, seine eigenen Gedanken zu denken, als traute er seinem Vorgesetzten zu, sie zu lesen. Trotzdem flammte nun seine Empörung auf. Für wen, verdammt noch mal, hielt sich der Direktor eigentlich? Für die amerikanische Vereinigung zur Beförderung der bürgerlichen Freiheiten? Mit diesen Anweisungen, die betonten, daß die Mafia nicht italienisch war, die Moslems keine Terroristen und die Schwarzen nicht die verbrecherische Klasse. Wer, zum Henker, beging denn seines Erachtens die Verbrechen auf den Straßen?

Statt dessen sagte Cilke aber nur sehr ruhig: »Sir, wenn Sie wollen, daß ich meinen Abschied nehme, kann ich Ihnen sagen, daß ich genügend Dienstjahre für eine Frühpensionierung habe.«

»Nein«, sagte der Direktor. »Beantworten Sie meine Frage: Können Sie sich aus Ihren Verstrickungen lösen?«

»Ich habe der Behörde die Namen aller meiner Informanten genannt«, sagte Cilke. »Ob ich überall korrekt vorgegangen bin oder nicht, das ist eine Interpretationstrage. Meine guten Beziehungen zur örtlichen Polizei zum Beispiel kann man auch als Public-Relation-Arbeit für das FBI deuten.«

»Ihre Ergebnisse sprechen für Ihre Arbeit«, meinte der Direktor. »Versuchen wir es in einem anderen Jahr. Machen wir weiter.« Er schwieg eine ganze Weile und seufzte. »Haben wir genug über diese Tabakfirmendirektoren daß wir Anklage wegen Meineids erheben können?« fragte er dann fast ungeduldig.

»Mehr als genug«, sagte Cilke und wunderte sich, daß der Direktor überhaupt fragte. Er hatte schließlich die Akten.

»Aber das könnten ihre persönlichen Ansichten sein« bemerkte der Direktor. »Es gibt Umfrageergebnisse, denen zu entnehmen ist, daß die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung ihrer Meinung ist.«

»Das tut nichts zur Sache«, sagte Cilke. »Die Leute, die da befragt wurden, haben nicht bei der Anhörung durch den Kongreß unter Eid gelogen. Und wir haben Tonbänder und andere Dokumente, aus denen hervorgeht, daß diese Direktoren wissentlich gelogen und sich dazu verschworen haben.«

»Sie haben recht«, sagte der Direktor seufzend, »aber der Generalstaatsanwalt hat einen Handel gemacht. Es wird nicht zur Anklageerhebung in einem Strafprozeß kommen, es sollen keine Haftstrafen verhängt werden. Sie werden Geldstrafen in Höhe von mehreren hundert Milliarden Dollar bezahlen. Schließen Sie also diese

Untersuchung. Für uns ist die Sache gelaufen.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Cilke. »Das wird uns erlauben, andere Sachen mit größerem Nachdruck zu verfolgen.«

»Na, ist das nicht gut?« fragte der Direktor. »Ich habe sogar eine noch bessere Nachricht für Sie. Über die Ausfuhr illegaler Technologie nach China, die schließlich eine sehr ernste Sache ist.«

»Da sind uns die Hände gebunden«, sagte Cilke. »Diese Firmen haben ganz bewußt um eines finanziellen Vorteils willen Bundesgesetze gebrochen und die Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährdet. Die Chefs dieser Firmen haben sich miteinander verschworen.«

»Wir haben alles, was wir gegen diese Leute brauchen«, sagte der Direktor. »Aber Sie wissen ja, Verabredung zu einer Straftat kann man alles nennen. Verschwörungen gibt es überall. Aber auch in diesem Fall können Sie die Akten schließen und gewinnen so Zeit für die Bearbeitung anderer Vorgänge.«

Cilke bemerkte ungläubig: »Sir, wollen Sie damit sagen, daß man sich auch über diese Angelegenheit außergerichtlich geeinigt hat?«

Der Direktor lehnte sich in seinen Sessel zurück und runzelte die Stirn über Cilkes implizierte Kritik an seinem Vorgesetzten. Doch hielt er dem tüchtigen Beamten seine politische Ahnungslosigkeit zugute. »Cilke, Sie sind der beste Mann im Außendienst des FBI, aber an politischem Verstand fehlt es Ihnen leider. Also hören Sie mir gut zu und merken Sie sich, was ich Ihnen sage: Sie können nicht auf einen Schlag sechs Milliarden ins Gefängnis stecken - nicht in einer Demokratie.«

»Und damit hat sich's?« fragte Cilke.

»Die finanziellen Sanktionen werden sehr empfindlich sein«, sagte der Direktor. »Aber nun zu anderen Sachen, unter diesen eine sehr vertrauliche. Wir werden einen Bundeshäftling gegen einen unserer Informanten austauschen, der in Kolumbien als Geisel gehalten wird, einen Mann, der uns bei unserem Krieg gegen den Rauschgifthandel noch sehr nützlich zu sein verspricht. Sie kennen den Mann, der gegen ihn ausgetauscht werden soll.«

Allerdings kannte ihn Cilke. Es handelte sich um einen Rauschgifthändler, der fünf Geiseln genommen hatte, eine Frau und vier Kinder. Er hatte sie alle getötet und überdies einen FBI-Agenten. Er hatte lebenslänglich bekommen mit anschließender Sicherheitsverwahrung. »Ich erinnere mich noch, daß Sie damals die Todesstrafe für ihn verlangt haben«, sagte der Direktor. »Nun werden wir ihn freilassen, und ich weiß, daß Sie das nicht glücklich machen wird. Natürlich ist die ganze Sache streng geheim, aber höchstwahrscheinlich werden die Zeitungen dahinterkommen und ein großes Trara machen deswegen. Sie und Ihr Amt werden niemals dazu Stellung nehmen. Ich hoffe, daß Ihnen das klar ist.«

Cilke sagte: »Wir können nicht jemanden unsere Agenten umbringen und dann mit heiler Haut davonkommen lassen.«

»Diese Haltung ist für einen Bundesbeamten unzulässig«, sagte der Direktor.

Cilke versuchte, seine Empörung zu verbergen. »Dann sind alle unsere Agenten gefährdet«, sagte er. »So ist das da draußen. Dieser Agent wurde bei dem Versuch, die Geiseln zu retten, ermordet. Es war eine kaltblütige Hinrichtung. Wenn wir jetzt den Mörder laufen lassen, ist das eine Beleidigung des getöteten Agenten.«

»Das FBI kann sich eine Vendetta-Mentalität nicht leisten«, sagte der Direktor. »Sonst wären wir nicht besser als unsere Gegner. Aber nun sagen Sie mir mal, was Sie über die nach Südamerika emigrierten Atomwissenschaftler haben.«

In diesem Augenblick begriff Cilke, daß er dem Direktor nicht länger vertrauen konnte. »Nichts Neues«, log er. Er hatte beschlossen, daß er in Zukunft nicht mehr für die politischen Kompromisse des FBI arbeiten würde, sondern auf eigene Rechnung.

»Na, jetzt wo Sie von den anderen Verpflichtungen befreit sind, können Sie sich darauf konzentrieren«, sagte der Direktor. »Und wenn Sie erst einmal Timmona Portella festgenagelt haben, möchte ich Sie als einen meiner Stellvertreter hierherholen.«

»Danke«, sagte Cilke. »Aber ich habe beschlossen, wenn ich mit Portella fertig bin, meinen Abschied zu nehmen.«

Der Direktor seufzte tief. »Überlegen Sie es sich noch mal Ich weiß, daß Sie es zutiefst verdrießlich finden, daß wir Geschäfte mit Verbrechern machen. Aber vergessen Sie eins nicht: Unsere Behörde ist nicht nur für den Schutz der Gesellschaft gegen das Verbrechen verantwortlich, sie ist auch verpflichtet, auf lange Sicht das Wohl der Gesellschaft als Ganzes zu fördern.«

»Ich erinnere mich, das in der Schule gelernt zu haben«, sagte Cilke. »Der Zweck heiligt die Mittel.«

Der Direktor zuckte die Achseln. »Manchmal. Überlegen Sie sich das mit Ihrem Abschied jedenfalls noch mal. Ich werde ein Empfehlungsschreiben zu Ihren Akten legen. Ob Sie nun wirklich gehen oder bleiben, der Präsident der Vereinigten Staaten wird Ihnen jedenfalls eine Auszeichnung verleihen.«

»Danke, Sir«, sagte Cilke. Der Direktor schüttelte ihm die Hand und begleitete ihn zur Tür. Er hatte noch eine letzte Frage.

»Wie steht's mit diesem Mordfall Aprile? Der ist nun schon Monate alt, und es scheint, daß zu seiner Aufklärung rein gar nichts unternommen wurde.«

»Dafür ist das NYPD zuständig, nicht das FBI«, sagte Cilke. »Ich habe natürlich trotzdem hineingesehen. Bisher ist kein Motiv ans Licht gekommen. Es gibt auch keine Hinweise auf die Täter. Ich würde sagen, die Chancen, diesen Fall jemals aufzuklären, stehen schlecht.«

Am selben Abend aß Cilke sein Dinner in Gesellschaft Bill Boxtons.

»Gute Neuigkeiten«, erklärte er ihm. »Die Akten der Ermittlungen gegen

die Tabakgesellschaften und gegen die Firmen, die gegen die Ausfuhrbeschränkungen von technischem Gerät nach Rotchina verstoßen, können geschlossen werden. Damit haben wir die Hände frei für andere Ermittlungen.«

»Was Sie nicht sagen«, sagte Boxton. »Ich dachte immer, daß der Direktor superkorrekt wäre. Glauben Sie, daß er jetzt zurücktritt?«

»Er hat mich darauf hingewiesen, daß der Zweck die Mittel heiligt«, sagte Cilke.

»Sonst noch was?« fragte Boxton.

»Wenn ich Portella aufs Kreuz lege, werde ich zum Stellvertreter des Direktors befördert. Versprochen. Aber dann werde ich schon im Ruhestand sein.«

»Ja«, sagte Boxton. »Empfehlen Sie mich für den Job.«

»Keine Chance. Der Direktor weiß, daß Sie vulgär fluchen.« Er lachte.

»Scheiße«, sagte Boxton in gespielter Enttäuschung. »Oder vielleicht fuck?«

Am nächsten Abend ging Cilke von der Bahnstation zu Fuß nach Hause. Georgette und Vanessa waren in Florida, wo sie für eine Woche Georgettes Mutter besuchten, und Cilke nahm ungern ein Taxi. Er war überrascht, die Hunde nicht bellen zu hören, als er die Einfahrt hinaufging. Er rief nach ihnen, aber vergeblich. Sie werden sich bei den Nachbarn herumtreiben oder im Wald, dachte Cilke.

Er vermißte seine Familie, besonders bei den Mahlzeiten. Er hatte schon in der Vergangenheit nur allzuoft sein Dinner allein zu sich nehmen müssen oder in Gesellschaft anderer Agenten in vielen fremden Städten, und immer gefaßt auf drohende Gefahr. Er bereitete sich eine einfache Mahlzeit zu, wie er es von seiner Frau gelernt hatte, Gemüse, einen grünen Salat, ein kleines Steak. Auf Kaffee verzichtete er, schenkte sich aber ein kleines Schnapsglas voll mit Cognac. Dann ging er nach oben, um zu duschen und seine Frau anzurufen und dann mit einem Buch zu Bett zu gehen. Er liebte Bücher, und es betrückte ihn, wenn in Kriminalromanen FBI-Beamte als schwergewichtige Schurken dargestellt wurden. Was zum Teufel wußten diese Romanschreiber vom FBI?

Als er die Schlafzimmertür öffnete, roch er das Blut sofort, und wie ein reißender Strom überfluteten ihn alle verborgenen und unterdrückten Ängste seines Lebens.

Die beiden deutschen Schäferhunde lagen auf seinem Bett. Ihr braunweißes Fell war rot gefleckt, ihre Beine waren zusammengebunden, die Schnauzen in Mullbinden gewickelt. Man hatte ihnen die Herzen herausgeschnitten und ihnen auf die Flanken gelegt.

Mit großer Anstrengung beschloß er, das Notwendige zu tun. Er rief seine Frau an, um sich zu vergewissern, daß in Florida alles okay wäre. Von seiner Entdeckung im Schlafzimmer sagte er kein Wort. Dann forderte er bei dem wachhabenden Beamten des FBI eine Spurensicherungsmannschaft an und ließ wissen, daß Bettwäsche, eine Matratze und

ein Teppich zu beseitigen seien. Die örtlichen Behörden benachrichtigte er nicht.

Sechs Stunden später waren die FBI-Teams nach getaner Arbeit wieder abgezogen, und er schrieb einen Bericht für den Direktor. Er schenkte sich ein Wasserglas voll Cognac ein und versuchte, die Situation zu analysieren.

Für einen Augenblick erwog er, Georgette anzurufen und ihr weiszumachen, daß die Hunde weggelaufen seien. Aber wie hätte er in dem Fall das Verschwinden der Bettwäsche und des Teppichs erklären sollen? Außerdem wäre es unfair, sie zu belügen. Sie mußte schließlich Konsequenzen aus der Situation ziehen. Und sie würde ihm die Lüge nie verzeihen. Er mußte ihr also die Wahrheit sagen.

Am nächsten Tag flog Cilke erst nach Washington, um sich mit dem Direktor zu besprechen, und dann hinunter nach Florida, wo seine Frau und Tochter bei seinen Schwiegereltern zu Besuch waren. Sie aßen dort gemeinsam zu Mittag, dann ging Cilke mit Georgette am Strand spazieren. Und während sie da auf das schimmernde blaue Wasser hinausblickten, erzählte er ihr vom Tod der Hunde und erklärte ihr, daß dies eine alte sizilianische Warnung war, die einschüchtern sollte.

»Aber den Zeitungen zufolge hast du die Mafia in diesem Lande ausgerottet«, sagte Georgette.

»Mehr oder weniger«, sagte Cilke. »Es sind noch ein paar Rauschgiftorganisationen übrig, und ich bin ziemlich sicher, ich weiß, wer das getan hat.«

»Unsere armen Hunde«, sagte Georgette. »Wie können Menschen so grausam sein? Hast du schon mit dem Direktor gesprochen?«

Cilke merkte, daß ihn ihre Betroffenheit über die Hunde irritierte. »Der Direktor hat mir drei Optionen gegeben«, sagte er. »Erstens, daß ich aus dem FBI ausscheide und umziehe. Diese Option habe ich zurückgewiesen. Die zweite war, meine Familie unter dem Schutz des FBI anderswo unterbringen zu lassen, bis der Fall geklärt ist. Die dritte wäre, daß du im Haus bleibst, als wäre nichts passiert. Wir hätten dann rund um die Uhr eine Wachmannschaft im Hause. Eine Leibwächterin würde dir im Haus Gesellschaft leisten, und zwei Leibwächter würden dir und Vanessa überallhin auf Schritt und Tritt folgen. Rings um das Haus wären Sicherheitsanlagen mit dem neuesten Alarmgerät installiert. Was meinst du? In sechs Monaten wäre alles vorbei.«

»Hältst du die Sache für einen Bluff?« fragte Georgette. »Ja. Sie wagen es nicht, einem Bundesbeamten oder einer Familie etwas anzutun. Das wäre selbstmörderisch.« Georgette starrte hinaus über das blaue Wasser der Bucht. Ihre Hand drückte seine fester.

»Ich bleibe«, sagte sie. »Ich würde dich zu sehr vermissen, und daß du diesen Fall nicht abgibst, weiß ich. Aber wie kannst du wissen, daß du in einem halben Jahr damit fertig bist?«

»Ich weiß es«, sagte Cilke.

Georgette schüttelte den Kopf. »Ich mag es nicht, wenn du dir deiner selbst so sicher bist. Bitte mach nicht irgend was Schreckliches. Und eins mußt du mir versprechen, daß du deinen Abschied nimmst, wenn du mit diesem Fall fertig bist. Eröffne eine eigene Kanzlei oder lehre. So wie jetzt möchte ich jedenfalls nicht bis ans Ende meiner Tage weiterleben.« Man merkte, daß es ihr sehr ernst damit war.

Cilke war besonders gerührt zu hören, daß er ihr fehlen würde, wenn sie in eine zeitweilige Veränderung ihres Wohnorts einwilligte. Wie schon so oft, fragte er sich auch jetzt, wie eine solche Frau einen Mann wie ihn lieben konnte. Was ihre Forderung anging, hatte er die schon lange kommen sehen. Seufzend meinte er: »Versprochen.«

Sie setzten ihre Strandwanderung eine Weile fort und setzten sich dann in einen kleinen grünen Park, wo sie vor der Sonne geschützt waren. Eine kühle Brise von der Bucht stöberte im Haar seiner Frau, die mit diesem Wuschelkopf sehr jung und glücklich aussah. Cilke wußte, daß er das ihr gegebene Versprechen niemals brechen würde. Und er war sogar stolz auf die Klugheit, mit der sie ihm das Versprechen entlockt hatte, just in einer Situation, in der er sich kaum hätte weigern können, es zu geben, in dem Augenblick, da sie willentlich ihr Lebensaufs Spiel setzte, um an seiner Seite bleiben zu können. Was hatte man denn auch von der Liebe einer unintelligenten Frau? Während er das dachte, wußte Agent Cilke allerdings auch, daß seine Frau entsetzt und gedemütigt wäre, wenn sie von seinen Gedanken erfahren würde. Höchstwahrscheinlich hatte sie instinktiv den richtigen Moment für ihre Forderung abgewartet und war sich keiner Berechnung bewußt. Wie kam er dazu, darüber zu urteilen? Sie hatte niemals über ihn geurteilt, hatte ihn niemals seiner nicht ganz so unschuldigen Hinterlist verdächtigt.

SECHSTES KAPITEL

Franky und Stace Sturzo besaßen ein riesiges Sportartikelgeschäft in L.A. und ein Haus in Santa Monica, das nur fünf Minuten vom Strand von Malibu entfernt war. Beide waren einmal verheiratet gewesen, aber die Ehe war ihnen nicht bekommen, so daß sie nun einfach zusammenlebten.

Sie verrieten keinem ihrer Freunde, daß sie Zwillinge waren, und nicht einmal, daß sie Brüder waren, war ihnen anzusehen. Auffällig war nur, daß sie das gleiche lässige Selbstvertrauen besaßen und die gleiche geschmeidige Körperbeherrschung. Franky war charmanter und temperamentvoller, Stace war vernünftiger, ein wenig trocken vielleicht, aber beide waren für ihre Liebenswürdigkeit bekannt.

Sie waren Mitglieder eines der großen teuren Fitneßcenter, die es in L.A. haufenweise gibt, eines Sportclubs voll digitaler Bodybuilding-Maschinen und mit großen Bildschirmen an den Wänden, wo man fernsehen konnte, während man trainierte. Es gab einen Basketballplatz, ein Schwimmbecken und sogar einen Boxring. Die Trainer dort waren gutaussehende, gutgebaute Männer und hübsche, gutgebaute Frauen. Die Brüder gingen zum Training in das Fitneßcenter, und um die Frauen zu treffen, die ebenfalls dort trainierten. Das Center war ein vielversprechender Jagdgrund für Männer ihres Schlages, es wimmelte dort von hoffnungsvollen Schauspielerinnen, die versuchten, ihre Körper in Form zu halten, und den gelangweilten schönen Frauen mächtiger Filmleute.

Vor allem aber genossen Franky und Stace die Pickup-Basketballspiele, die es dort gab. Gute Spieler kreuzten manchmal in dem Fitneßcenter auf, manchmal sogar ein Ersatzspieler der L.A. Lakers. Franky und Stace hatten gegen ihn gespielt und hatten das Gefühl, sich gut gehalten zu haben. Das ließ liebe Erinnerungen in ihnen aufleben an die Zeit, da sie die Stars der Schulmannschaft gewesen waren. Aber sie machten sich über ihre Aussichten im Ernstfall keine Illusionen. Sie wußten, daß sie ihr Bestes gegeben hatten, während sich der Typ von den Lakers nur mit ihnen amüsiert hatte.

In dem Gesundheitskostrestaurant des Fitneßcenters freundeten sie sich mit den Trainerinnen und den weiblichen Vereinsmitgliedern an, wobei sie auch die eine oder andere Berühmtheit kennenlernten. Dabei amüsierten sie sich immer gut. Aber diese Zerstreuungen machten doch nur einen kleinen Teil ihres Lebens aus. Franky diente der Basketballmannschaft der örtlichen Grundschule als Trainer, und diese Aufgabe nahm er sehr wichtig. Er hoffte immer, einen Superstar auf dem Weg nach oben zu entdecken, und strahlte eine strenge Liebenswürdigkeit aus, die die Kinder sehr zu schätzen wußten. Beim Training pflegte er zu sagen.

»Okay, du bist zwanzig Punkte runter, es ist das letzte Viertel. Komm also raus und gewinn die ersten zehn Punkte. Jetzt hast du sie, wo du sie haben willst. Du kannst gewinnen. Man darf nur die Nerven nicht verlieren und braucht ein bißchen Selbstvertrauen. Man kann immer gewinnen. Man ist zehn Punkte zurück, dann fünf, dann zieht man gleich. Und dann hat man sie.«

Natürlich lief es niemals so. Die Kinder waren physisch noch nicht entwickelt genug oder seelisch noch nicht zäh. Sie waren eben noch Kinder. Aber Franky wußte, daß die wirklich Begabten seine Lektion nie vergessen würden und daß sie ihnen später helfen würde.

Stace kümmerte sich hauptsächlich um das Geschäft und traf die Entscheidungen über die Beseitigungsaufträge die ihnen angeboten wurden. Dabei achtete er stets darauf, daß bei minimalem Risiko eine maximale Vergütung in Aussicht gestellt wurde. Stace glaubte an Prozente in allem und war zudem von düsterer Gemütsart. Den Brüdern kam zugute, daß sie selten verschiedener Meinung waren. Ihr Geschmack war in allen Dingen der gleiche, und ihre körperlichen Geschicklichkeiten waren ebenfalls in gleichem Maße entwickelt. Manchmal boxten sie oder spielten Basketball gegeneinander, was ihre Beziehung noch festigte. Sie vertrauten einander vorbehaltlos.

Sie waren jetzt dreiundvierzig Jahre alt, und ihr Leben gefiel ihnen, doch oft sprachen sie davon, noch einmal zu heiraten und Kinder zu haben. Franky hielt eine Geliebte in San Francisco aus, und Stace hatte eine Freundin in Las Vegas, ein Showgirl. Die beiden Frauen hatten sich aber einer ehelichen Bindung bisher nicht geneigt gezeigt, und so kam es den Brüdern vor, als warteten sie beide noch darauf, daß die richtige käme.

Da sie so umgänglich waren, gewannen sie schnell Freunde und waren viel in Gesellschaft. Dennoch waren sie während des Jahres, das auf die Eliminierung des Dons folgte, in einiger Besorgnis. Einen Mann wie den Don konnte man nicht einfach ohne jedes Risiko töten.

Im November rief Stace wie verabredet Heskow an, um die Übergabe der zweiten Rate von fünfhundert Riesen zu vereinbaren. Das Gespräch war kurz und schien zu keiner klaren Vereinbarung zu führen.

»Hey«, sagte Stace, »wir kommen in ungefähr einem Monat. Alles okay soweit?«

Heskow schien froh zu sein, von ihm zu hören. »Alles perfekt«, sagte er. »Es liegt auch alles bereit. Könntet ihr mir den Zeitpunkt nicht ein bißchen präzisieren? Es wäre doch dumm, wenn ich gerade irgendwo unterwegs wäre wenn ihr kommt.«

Stace lachte und sagte beiläufig: »Wir werden Dich schon finden, okay? Rechne mit ungefähr einem Monat.« Dann legte er auf.

Die Geldübergabe bei einem derartigen Geschäft war immer eine etwas heikle Transaktion. Manchmal wollten die Leute nicht mehr bezahlen für einen Dienst, den man ihnen schon geleistet hatte. Das kam in allen Branchen vor. Manchmal wurden die Schuldner auch größtenwahnsinnig

und bildeten sich ein, selber so gut zu sein wie die Profis. Diese Gefahr war zwar in Heskows Fall minimal - er hatte sich bisher immer als guter Makler bewährt -, aber der Fall des Dons war schon was Besonderes. Das Geld ja auch. Also war es jedenfalls besser, wenn Heskow in ihre Pläne nicht allzu genau eingeweiht wurde.

Die Brüder hatten während des letzten Jahres angefangen, Tennis zu spielen, aber dies hatte sich als der erste Sport erwiesen, den sie nicht mit links meistern konnten. Damit wollten sie sich nicht abfinden, obwohl ihnen erklärt wurde, daß man Grundschnitte schon in jungen Jahren von einem kompetenten Lehrer lernen müsse. Sie hatten sich also für einen dreiwöchigen Einführungskurs auf einer Tennisranche in Scottsdale in Arizona eingeschrieben. Von Scottsdale wollten sie dann nach New York fahren und dort Heskow besuchen. Während der Wochen ihres Einführungskurses auf der Tennisranche hatten die Brüder übrigens vor, einen Teil der Abende in Vegas zu verbringen, das von Scottsdale weniger als eine Flugstunde entfernt lag.

Die Tennisranche war superluxuriös. Franky und Stace wurden in einem Adobe-Cottage untergebracht, das mit einer Klimaanlage ausgestattet war und außer zwei Schlafzimmern ein mit indianischen Motiven dekoriertes Esszimmer, ein Wohnzimmer mit Balkon und eine kleine Küche zu bieten hatte. Es gab eine eingebaute Bar, einen riesigen Kühlschrank und ein großes Fernsehgerät. Die Aussicht auf die Berge war superb.

Aber die Einführung ins Tennis ließ sich nicht gut an. Einer der Lehrer machte Franky das Leben schwer. Franky war unstreitig der Beste in der Anfängergruppe und war besonders stolz auf seinen Aufschlag, der völlig unorthodox und wild war. Aber der Lehrer, ein Mann namens Leslie, schien gerade Frankys Aufschläge in besonderem Maße ärgerlich zu finden.

Eines Morgens schlug Franky den Ball zu seinem Gegenüber, der außerstande war, ihn zurückzuschlagen, und sagte: »Das ist ein As, nicht?«

»Nein«, sagte Leslie kalt, »das war ein Fußfehler. Ihr großer Zeh ging über die Grundlinie. Versuchen Sie es noch mal mit einem richtigen Aufschlag. Wie Sie ihn gewöhnlich machen, geht er sowieso meistens daneben.«

Franky machte einen zweiten Aufschlag, schnell und genau. »Ein As, nicht?« sagte er.

»Fußfehler«, sagte Leslie langsam. »Und dieser Aufschlag ist Quatsch. Bringen Sie einfach den Ball rüber. Für einen Hacker sind Sie doch ein ganz ordentlicher Spieler. Spielen Sie den Punkt.«

Franky war verärgert, aber beherrschte sich. »Lassen Sie mich gegen jemand spielen, der kein Hacker ist«, sagte er. »Was ist mit Ihnen?«

Leslie warf ihm einen angeekelten Blick zu. »Ich spiele nicht mit Hackern«, sagte er. Er wies auf eine junge Frau Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig. »Rosie«, sagte er »spiel mit Mr. Sturzo einen Satz.«

Das Mädchen war gerade erst auf den Tennisplatz gekommen. Aus ihren weißen Shorts ragten wunderschön gebräunte Beine, und sie trug ein rosa Hemd mit dem Logo der Tennistranch auf der Brust. Sie hatte ein schelmisches, hübsches Gesicht und trug ihr Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Sie müssen mir ein Handikap geben«, sagte Franky entwaffnend. »Sie sehen zu gut aus. Unterrichten Sie?«

»Nein«, sagte Rosie. »Ich bin nur hier, um meinen Aufschlag zu trainieren. Leslie ist dafür der beste Lehrer.«

»Gib ihm ein Handikap«, meinte Leslie. »Er ist weit hinter dir zurück.«

Franky sagte schnell: »Wie war's mit zwei Spielen in einem Vierspielesatz?« Er war bereit, sich etwas davon abhandeln zu lassen.

Rosie schenkte ihm ein offenes, ansteckendes Lächeln. »Nein«, sagte sie, »das würde Ihnen nichts nützen. Sie sollten lieber zwei Punkte von jedem Spiel verlangen. Dann hätten Sie eine Chance. Und wenn wir zum Einstand kommen, muß ich mit vierein gewinnen anstatt mit zweien.«

Franky schüttelte ihr die Hand. »Gehen wir«, sagte er. Sie standen eng beieinander, und er roch die Süße ihres Körpers. Sie flüsterte: »Wollen Sie, daß ich das Match schmeiße?«

Franky war tief bewegt. »Nein«, sagte er, »bei dem Handikap können Sie mich ja gar nicht schlagen.«

Sie spielten, und Leslie sah ihnen zu, ohne die Fußfehler auszurufen. Franky gewann die ersten beiden Spiele, aber dann überrollte ihn Rosie. Ihre Vorhandschläge waren perfekt, und seine Aufschläge brachten sie nicht im mindesten in Bedrängnis. Sie stand immer da, wo Franky den Ball hingeschlagen hatte, und obwohl der Einstand wiederholt erreicht wurde, schlug sie ihn 6:2.

»Hey, Sie sind sehr gut für einen Hacker«, sagte Rosie. »Aber Sie haben erst angefangen zu spielen, als Sie schon über Zwanzig waren, nicht?«

»Richtig.« Franky hatte es langsam satt, als »Hacker« bezeichnet zu werden.

»Man muß die Schläge und den Aufschlag lernen, wenn man noch klein ist«, sagte sie.

»Was Sie nicht sagen«, sagte Franky neckend. »Aber ich werde Sie noch schlagen, ehe wir hier fertig sind.«

Rosie grinste. Für ihr kleines Gesicht hatte sie einen sehr breiten großzügigen Mund. »Bestimmt«, sagte sie. »Wenn Sie den besten Tag Ihres Lebens haben und ich den schlechtesten.«

Franky lachte.

Stace gesellte sich zu ihnen und stellte sich vor. Dann sagte er: »Warum kommen Sie nicht heute zum Abendessen zu uns? Franky wird Sie nicht einladen, weil Sie ihn geschlagen haben, aber kommen wird er auch.«

»Ach, aber das ist doch nicht wahr«, sagte Rosie. »Gerade eben wollte er mich einladen. Ist acht Uhr okay?«

»Prima«, sagte Stace. Er verpaßte Franky einen Klaps mit dem Schläger.

»Ich werde da sein«, sagte Franky.

Sie aßen ihr Dinner im Ranchrestaurant, einem hohen gewölbten Raum mit Glaswänden, durch die Wüste und Gebirge zu sehen waren. Rosie erwies sich als echte Entdeckung, wie Franky später Stace anvertraute. Sie flirtete mit ihnen beiden, sprach von allen Sportarten und kannte sich aus in Gegenwart und Geschichte, was die Meisterschaftsspiele, die großen Spieler und die großen Augenblicke anging. Sie war auch eine gute Zuhörerin. Sie brachte einen zum Erzählen. Franky erzählte ihr sogar daß er die Schulkinder trainierte und daß sein Geschäft ihnen das beste Gerät lieferte, und Rosie sagte warm: »Hey, das ist wirklich klasse, wirklich klasse.« Dann erzählten die beiden ihr, daß sie in ihrer Jugend an der Highschool Basketball gespielt hatten.

Rosie bewies einen guten Appetit, und daß sie sich dessen offenbar nicht schämte, sprach nach Einschätzung der Brüder für die Frau. Sie aß langsam und anmutig, und wenn sie von sich selbst sprach, pflegte sie den Kopf zu senken und zur Seite zu legen mit einer Schüchternheit, die halb gespielt anmutete. Sie studierte Psychologie an der New York University, stammte aus einer mäßig reichen Familie und hatte bereits Europa bereist. An der Highschool war sie ein Tennisstar gewesen. All das erzählte sie jedoch mit einer Bescheidenheit, die ihre Zuhörer entzückend fanden.

»Was ich mal nach dem Examen mache, weiß ich noch nicht«, sagte sie. »Mit meinem theoretischen Wissen kann ich im wirklichen Leben Menschen meistens nicht ergründen. Wie euch zwei Jungs. Ihr erzählt mir eure Geschichte, ihr seid zwei offensichtlich sehr charmante Halunken, aber wer ihr eigentlich seid, davon habe ich keine Ahnung.«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen«, sagte Stace. »Sie kriegen, was Sie sehen.«

»Mich dürfen Sie nicht fragen«, sagte Franky zu ihr. »Im Augenblick bin ich eigentlich nur ein Mann, der Sie unbedingt beim Tennis schlagen will.«

Nach dem Dinner begleiteten die Brüder Rosie den roten Tonpfad entlang zu ihrem Cottage. Sie gab jedem einen schnellen Kuß auf die Wange, und dann standen die beiden allein in der Wüstenluft. Aber wie Rosies aufgewecktes Gesicht im Mondlicht geflimmert hatte, vergaßen sie nicht.

»Ich finde sie wirklich außergewöhnlich«, sagte Stace. »Mehr als das«, sagte Franky.

Während der vierzehn Tage, die Rosies Aufenthalt auf der Ranch noch dauerte, waren die drei nicht mehr zu trennen. An den späten Nachmittagen gingen sie nach dem Tennisspiel zum Golf. Rosie war keine schlechte Golferin, aber nicht so gut wie die Brüder. Sie konnten den Ball wirklich weit hinausschlagen und hatten stählerne Nerven auf dem Grün. Ein Mann mittleren Alters von der Tennisranch begleitete sie und bestand

darauf, als Rosies Partner zu spielen und spielte um zehn Dollar pro Loch. Aber obwohl er gut war, verlor er. Dann versuchte er, sich zum Dinner auf der Tennisranch zu ihnen zu gesellen, aber Rosie ließ ihn abblitzen, zum Entzücken der Zwillinge. »Ich versuche doch gerade, einen von diesen beiden Jungs dazu zu kriegen, mir einen Heiratsantrag zu machen«, sagte sie.

Stace war es dann, der Rosie ins Bett kriegte, am Ende der ersten Woche. Franky hatte das Feld für ihn geräumt und war am Abend zum Spielen nach Vegas geflogen. Als er um Mitternacht zurückkam, war Stace nicht in seinem Zimmer. Als er am nächsten Morgen wieder aufkreuzte, fragte Franky ihn: »Wie war sie?«

»Außergewöhnlich.«

»Hast du was dagegen, wenn ich's auch mal versuche?« fragte Franky.

Das war ungewöhnlich. Sie hatten sich bisher niemals die gleiche Frau geteilt. Auf diesem Gebiet gingen ihre Geschmäcker auseinander. Stace ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Rosie paßte perfekt zu ihnen beiden. Aber die drei konnten natürlich ihre Gemeinsamkeit nicht fortsetzen wie bisher, wenn Stace Rosie kriegte und Franky nicht. Es sei denn, Franky brachte ein anderes Mädchen in die Combo, aber das würde das Spiel verderben.

»Na schön«, sagte Stace also.

Und so flog am nächsten Abend Stace nach Vegas, und Franky versuchte sein Glück bei Rosie. Rosie machte nicht die geringsten Schwierigkeiten und war entzückend im Bett - keine ausgefallenen Touren, sie hatte nur einfach ihre Freude. Verlegenheit war ihr nicht anzumerken.

Aber am nächsten Morgen beim Frühstück wußten Franky und Stace nicht recht, wie sie sich benehmen sollten. Sie waren ein bißchen zu förmlich und höflich. Hochachtungsvoll. Ihre vollkommene Harmonie war weg. Rosie vertilgte ihre Spiegeleier mit Bacon und Toast, lehnte sich zurück und sagte amüsiert: »Werde ich also Arger haben mit euch beiden? Ich dachte, wir wären Freunde.«

Stace sagte offen und ehrlich: »Es ist nur, daß wir beide verrückt nach dir sind und nicht recht wissen, wie wir damit umgehen sollen.«

Rosie sagte lachend: »Ich werde damit umgehen. Ich mag euch beide sehr gerne. Wir haben Spaß miteinander. Wir sind nicht miteinander verlobt, und wenn wir die Tennisranch verlassen, werden wir uns wahrscheinlich nie wiedersehen. Ich werde nach New York zurückkehren und ihr Kerle nach L.A. Also verderben wir uns nicht den Spaß. Wenn einer von euch der eifersüchtige Typ ist, können wir den Sex ja auch lassen.«

Plötzlich war jede Verlegenheit von den Zwillingen gewichen. »Das könnte dir so passen«, sagte Stace. Franky sagte: »Wir sind nicht eifersüchtig, und ich werde dich beim Tennis schlagen, wenigstens einmal, ehe wir hier abreisen.«

»Dafür hast du die Schläge nicht«, stellte Rosie fest, streckte aber die Arme aus und gab jedem eine Hand.

»Klären wir das gleich heute«, meinte Franky.

Rosie legte schüchtern den Kopf auf die Seite. »Ich gebe dir drei Punkte pro Spiel«, sagte sie. »Und wenn du verlierst, wirst du vielleicht aufhören, mir mit diesem Machoscheiß zu kommen.«

Stace sagte: »Ich setze hundert Eier auf Rosie.«

Franky lächelte sie beide wölfisch an. Mit einem Dreipunktehandikap würde er gegen Rosie nie verlieren.

Er sagte zu Stace: »Setze lieber fünf.«

Rosie lächelte schelmisch. »Und wenn ich gewinne, kriegt Stace die Nacht mit mir.«

Beide Brüder lachten schallend. Es machte ihnen Spaß, daß Rosie nicht in jeder Hinsicht vollkommen war, daß sie auch boshaft sein konnte.

Auf dem Tennisplatz zeigte sich dann, daß Franky sich gegen Rosie nicht behaupten konnte. Es war alles vergeblich. Seine Wirbelwindaufschläge, seine akrobatischen Rückschläge und auch das Dreipunktehandikap nützten ihm nichts. Rosie schlug ihn 6:0. Als der Satz gespielt war, gab sie Franky einen Kuß auf die Wange und flüsterte: »Ich werde dich morgen nacht entschädigen.« An diesem Abend ging sie, wie versprochen, nach dem gemeinsamen Dinner mit Stace zu Bett. So ging es dann während der verbleibenden Woche abwechselnd hin und her.

Gemeinsam fuhren die Zwillinge Rosie am Tag ihrer Abreise zum Flughafen. »Vergeßt nicht, wenn ihr mal nach New York kommt, mich anzurufen«, sagte sie. Sie hatten sie bereits eingeladen, bei ihnen zu wohnen, wann immer sie nach Los Angeles kommen würde. Dann überraschte sie ihre Begleiter. Sie hielt ihnen zwei in Geschenkpapier gewickelte Schachteln hin. »Geschenke« sagte sie, fröhlich lächelnd. Die Zwillinge packten die Schachteln aus und fanden in jeder einen Navajoring mit blauem Stein.

»Der soll euch an mich erinnern«, sagte sie.

Später, als die Brüder Einkäufe in der Stadt machten sahen sie dort Ringe wie die ihrigen zum Kauf angeboten zum Preis von dreihundert Dollar.

»Sie hätte uns jedem eine Krawatte kaufen können oder einen von diesen komischen Cowboygürteln zu fünfzig Dollar«, sagte Franky. Sie waren außerordentlich geschmeichelt.

Sie blieben noch eine weitere Woche auf der Ranch, aber spielten nicht mehr oft Tennis. Statt dessen spielten sie Golf und flogen abends nach Las Vegas. Sie machten es sich aber zur Regel, nie die Nacht dort zu verbringen. Sie wußten, daß das gefährlich war, denn in den frühen Morgenstunden, wenn man kaputt und nicht mehr allzu helle war, kam es am häufigsten vor, daß man am Spieltisch bis aufs Hemd ausgezogen wurde.

Beim Dinner sprachen sie über Rosie. Keiner sagte ein schlechtes Wort

über sie, aber insgeheim verachteten sie das Mädchen nun ein bißchen, weil sie sich anstandslos von ihnen beiden hatte ficken lassen.

»Es hat ihr wirklich Spaß gemacht«, stellte Franky fest. »Sie ist nachher niemals gemein oder launisch geworden.«

»Ja«, meinte Stace. »Sie war außerordentlich. Ich glaube, wir haben die vollkommene Braut gefunden.«

»Aber sie ändern sich immer«, sagte Franky.

»Rufen wir sie an, wenn wir in New York sind?« fragte Stace.

»Ich schon«, sagte Franky.

Eine Woche nach ihrer Abreise aus Scottsdale trugen sie sich ins Gästebuch des Sherry Netherland in Manhattan ein. Am nächsten Morgen nahmen sie einen Mietwagen und fuhren zu John Heskows Haus nach Long Island hinaus. Als sie in die Einfahrt einbogen, sahen sie, daß Heskow dabei war, den Basketballplatz von einer dünnen Schneeschicht zu reinigen. Er hob die Hand zum Willkommensgruß. Dann bedeutete er ihnen, den Wagen in der Garage neben dem Haus abzustellen. Sein eigener Wagen war draußen geparkt. Franky sprang aus dem Wagen, ehe Stace in die Garage fuhr, um Heskow die Hand zu schütteln - natürlich auch, um den Mann griffbereit zu haben, falls irgend etwas Ungewöhnliches passieren sollte.

Heskow schloß die Tür auf und führte sie ins Haus.

»Es liegt für euch bereit«, sagte er. Er führte sie hinauf ins Schlafzimmer, wo eine große Truhe stand, die er aufschloß. Drinnen lagen sechs Zoll dicke Bündel von Geldscheinen, mit Gummibändern zusammengehalten, sowie eine zusammengefaltete lederne Tragetasche, fast so groß wie ein Koffer. Stace warf die Bündel aufs Bett. Dann blätterten die Brüder jeden der Stapel durch, um sich zu vergewissern, daß alle Scheine Hunderter waren und keine Fälschungen dabei. Sie zählten dann die Scheine nur in einem der Stapel und gaben sich damit zufrieden, daß die übrigen genau gleich stark waren. Als sie fertig waren, blickten sie zu Heskow auf. »Noch eine Tasse Kaffee, ehe ihr fahrt?« fragte Heskow. »Muß vielleicht jemand noch mal pissen oder so?«

»Danke, nein«, sagte Stace. »Gibt's vielleicht irgendwas, was wir wissen sollten? Irgendwelchen Ärger?«

»Überhaupt nicht«, sagte Heskow. »Alles ist bestens. Nur gebt nicht zu sehr an mit dem Zaster.«

»Ach, der ist für unsere alten Tage«, sagte Franky, und die Brüder lachten.

»Was ist mit seinen Kindern?« fragte Franky. »Haben die keinen Krach gemacht?«

»Ach, die wurden bürgerlich erzogen«, sagte Heskow. »Das sind keine Sizilianer. Sie sind sehr erfolgreich in ihren Berufen. Sie glauben an das Gesetz. Und sie sind froh, daß sie nicht selber verdächtigt werden.«

Die Zwillinge lachten, und Heskow lächelte. Es war ein guter Witz.

»Na, ich kann nur sagen, daß ich staune. So ein großes Tier und so

wenig Lärm.«

»Jedenfalls ist inzwischen ein Jahr vergangen, ohne daß es den geringsten Laut gegeben hätte«, sagte Heskow.

Die Brüder tranken ihren Kaffee aus und schüttelten ihm die Hand. »Gehabt euch wohl«, sagte Heskow. »Kann sein, daß ich euch bald mal wieder anrufe.«

»Tu das«, meinte Franky.

Bei ihrer Rückkehr in die Stadt schmissen die Brüder das Geld in ein Tresorfach. Sie zweigten nicht mal eine kleine Summe für laufende Ausgaben davon ab. Dann gingen sie ins Hotel zurück und riefen bei Rosie an.

Sie war überrascht und entzückt, schon so bald von ihnen zu hören. Eifrig redete sie ihnen zu, sie sofort in ihrer Wohnung zu besuchen. Sie wollte ihnen New York zeigen, selbstverständlich als ihre Gäste. Also fanden sich die beiden schon am gleichen Abend in ihrer Wohnung ein, und sie servierte ihnen Drinks, ehe sie zum Dinner und ins Theater gingen.

Rosie führte ihre Gäste ins Le Cirque, das, wie sie ihnen erklärte, beste Restaurant in New York. Das Essen war großartig, und obwohl das Gericht nicht auf der Speisekarte stand, wurde für Franky ein Teller Spaghetti zubereitet, die zu den besten gehörten, die er je gegessen hatte. Die Zwillinge waren schwer beeindruckt von der Tatsache, daß ihnen in einem derartig vornehmen Restaurant sogar ihr Lieblingsessen serviert wurde. Es fiel ihnen auch auf, daß der Oberkellner Rosie mit besonderer Hochachtung behandelte, und das beeindruckte sie ebenfalls. Wie gewöhnlich hatten sie viel Spaß. Rosie drängte sie, Geschichten zu erzählen. Sie sah besonders schön aus. Zum ersten Mal sahen die Brüder sie in Abendgarderobe.

Beim Kaffee überreichten sie ihr ein Geschenk. Sie hatten es nachmittags bei Tiffany's gekauft und in einer mit kastanienbraunem Samt bezogenen Schachtel verpacken lassen. Es hatte sie fünf Riesen gekostet, eine einfache goldene Kette mit einem diamantenbesetzten Anhänger aus weißem Platin.

»Von mir und Stace«, sagte Franky. »Wir haben zusammengelegt.«

Rosie war sprachlos. Ihre Augen wurden feucht und leuchtend. Sie legte sich die Kette um, so daß der Anhänger zwischen ihren Brüsten zu liegen kam. Dann lehnte sie sich zu ihnen herüber und küßte sie beide. Jeder erhielt einen einfachen, liebevollen Kuß auf den Mund, der nach Honig schmeckte.

Die Brüder hatten Rosie einmal gestanden, daß sie noch niemals ein Musical am Broadway gesehen hatten, weshalb sie ihre Gäste am nächsten Abend in eine Aufführung von Les Misérables führte. Sie versprach ihnen, daß es ihnen gefallen würde. Und bis auf ein paar Stellen war es auch so. Als sie wieder in Rosies Wohnung saßen, sagte Franky: »Ich kann nicht glauben, daß er diesen Bullen Javert nicht

umgelegt hat, als er die Chance hatte.«

»Ist doch ein Musical«, meinte Stace. »Musicals sind doch nicht wie das wirkliche Leben, nicht mal im Kino. Ist schließlich nicht, was man von ihnen erwartet.«

Aber Rosie widersprach. »Da zeigt sich, daß Jean Valjean ein wirklich guter Mensch geworden ist«, sagte sie »Das Stück handelt von einer Läuterung. Von einem Mann, der sündigt und stiehlt und sich dann mit der Gesellschaft versöhnt.«

Das war sogar Stace zuviel. »Augenblick mal«, sagte er »schließlich hat der Typ als Dieb angefangen. Einmal ein Dieb, immer ein Dieb. Stimmt's, Franky?«

Jetzt fing Rosie Feuer. »Was könnt ihr schon wissen von einem Mann wie Valjean?« Darauf konnten die Zwillinge natürlich nichts erwidern. Rosie lächelte ihr gutgelauntes Lächeln. »Wer von euch beiden bleibt heute über Nacht?« fragte sie.

Sie wartete auf eine Antwort und meinte schließlich: »Flotte Dreier mache ich nicht, ihr müßt euch schon abwechseln.«

»Wen von uns hättest du denn lieber?«

»Och, fangt nicht damit an. Sonst haben wir am Ende eine wunderbare Beziehung wie im Film, ohne zu vögeln. Und das würde mir gar nicht gefallen«, sagte sie lächelnd. »Ich liebe euch beide.«

»Ich werde heute abend nach Hause gehen«, sagte Franky. Er wollte ihr klarmachen, daß sie keine Macht über ihn hatte.

Rosie gab Franky einen Gutenachtkuß und begleitete ihn zur Tür. Sie flüsterte: »Morgen abend werde ich ganz besonders sein.«

Sie hatten sechs Tage zusammen. Das heißt, tagsüber mußte Rosie an ihrer Dissertation arbeiten, aber an den Abenden hatte sie Zeit für ihren Besuch.

Eines Abends führten die Zwillinge ihre Gastgeberin zu einem Spiel der Knicks im Madison Square Garden gegen die Lakers, und es freute sie, daß sie alle Feinheiten des Spiels zu schätzen wußte. Nach dem Spiel aßen sie in einem schicken Delikatessenrestaurant, und Rosie erzählte ihnen, daß sie am nächsten Tag, dem Tag vor Heiligabend für eine Woche die Stadt verlassen müsse. Die Brüder hatten angenommen, daß sie Weihnachten bei ihrer Familie verbringen würde, aber jetzt schien sie ihnen und zwar zum ersten Mal in ihrer Bekanntschaft, ein bißchen deprimiert zu sein.

»Nein, ich verbringe Weihnachten allein in einem Haus, das wir oben im Staat New York haben. Ich wollte diesem ganzen Weihnachtskitsch entgehen und einfach arbeiten und über mein Leben nachdenken.«

»Warum verbringst du Weihnachten nicht lieber hier mit uns?« fragte Franky. »Wir können den Flug nach L.A. noch umbuchen.«

»Das geht nicht«, sagte Rosie. »Ich muß lernen, und das geht da oben in der Einsamkeit am besten.«

»Ganz allein?« fragte Stace.

Rosie senkte den Kopf. »Ich bin wirklich so blöd«, sagte sie traurig.

»Warum fahren wir nicht für ein paar Tage mit?« fragte Franky. »Am Tag nach Weihnachten könnten wir abreisen.«

»Ja«, sagte Stace. »Ein bißchen Ruhe würde uns guttun.«

Rosie strahlte. »Würdet ihr das wirklich tun?« fragte sie glücklich. »Das wäre ja einfach klasse. Wir könnten Weihnachten Skifahren. Es gibt die Möglichkeit dazu nur eine halbe Stunde von unserem Haus entfernt. Und ich würde ein Weihnachtsmenü kochen.« Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann in nicht sehr überzeugendem Ton fort: »Aber ihr müßt mir versprechen, direkt nach Weihnachten wieder abzureisen. Ich muß nämlich wirklich arbeiten, ehrlich.«

»Wir müssen nach L.A. zurück«, meinte Stace. »Wir müssen uns schließlich um unser Geschäft kümmern.«

»Gott, wie ich euch liebe«, sagte Rosie.

Stace sagte beiläufig: »Franky und ich hatten da eine Idee. Weißt du, wir sind noch nie in Europa gewesen, und da haben wir gedacht, daß wir, wenn du im nächsten Sommer Semesterferien hast, vielleicht alle zusammen hinfahren könnten. Du müßtest uns führen. Und von allem das beste zeigen. Nur ein paar Wochen lang. Wir könnten eine Menge Spaß haben, wenn du mitkäms.«

»Ja«, sagte Franky. »Allein würden wir die Reise nicht riskieren.« Alle lachten.

»Ich finde die Idee großartig«, sagte Rosie. »Ich werde euch London zeigen und Paris und Rom. Und in Venedig werdet ihr euch so verlieben, daß ihr gar nicht wieder weg wollt. Aber, verdammt noch mal, bis zum Sommer ist es noch lange hin, Jungs. Es sollte mich nicht wundern, wenn ihr dann längst andere Schürzen jagt.«

»Wir wollen dich«, meinte Franky, fast zornig.

»Ich werde bereit sein, wenn ihr mich ruft«, sagte Rosie.

Am Morgen des 23. Dezembers hielt Rosie vor dem Hotel, um die Zwillinge abzuholen. Sie fuhr einen riesigen Cadillac, dessen Kofferraum ihre großen Koffer und ein paar hübsch verpackte Weihnachtsgeschenke enthielt; für das bescheidene Gepäck der Zwillinge war noch reichlich Platz.

Stace setzte sich auf den Rücksitz und ließ Franky vorn neben Rosie sitzen. Das Radio spielte, und während der ersten Stunde der Fahrt aus der Stadt sagte keiner ein Wort. Das war es, was an Rosie so prima war.

Während sie beim Frühstück auf sie warteten, hatten die Zwillinge eine Aussprache gehabt. Stace hatte bemerkt, daß Franky ihm gegenüber etwas auf dem Herzen hatte was zwischen ihnen beiden fast nie vorkam.

»Also los, rück raus damit«, sagte Stace.

»Versteh mich bitte nicht falsch«, sagte Franky. »Ich bin nicht eifersüchtig oder so was. Aber könntest du mal für eine Weile die Finger von Rosie lassen, während wir da oben sind?«

»Na klar«, sagte Stace. »Ich werde ihr sagen, daß ich mir neulich in

Vegas einen Tripper geholt habe.«

Franky grinste. »So weit brauchst du nicht gleich zu gehen. Ich will nur mal versuchen, sie für mich allein zu haben. Wenn das nicht klappt, ziehe ich mich zurück und du kannst sie haben.«

»Du bist echt blöd«, sagte Stace. »Du wirst uns alles kaputtmachen. Sieh mal, wir haben ihr nicht den Arm umgedreht, wir haben sie nicht für dumm verkauft, ich meine, wir haben mit offenen Karten gespielt, und sie will es so haben, wie es ist. Und ich finde, wir können echt zufrieden damit sein.«

»Ich möchte es mal allein versuchen«, sagte Franky noch einmal. »Nur für eine Weile.«

»Na klar«, sagte Stace. »Schließlich bin ich der Ältere und muß auf dich aufpassen.« An diesem Spaß hatten sie immer ihre Freude gehabt, und wirklich schien es so, als wäre Stace mindestens ein paar Jahre älter als Franky und nicht nur zehn Minuten. »Aber weißt du, sie wird dir in zwei Sekunden auf die Schliche kommen. Rosie ist schlau. Sie wird sofort kapieren, daß du in sie verliebt bist.«

Franky sah seinen Bruder erstaunt an. »Bin ich verliebt in sie? Ist es das?« fragte er. »Also echt..., das darf doch nicht wahr sein!« Und dann lachten beide.

Inzwischen hatten sie die Stadt verlassen, und der Wagen rollte über das Ackerland von Westchester County. Franky brach das Schweigen. »Soviel Schnee habe ich noch nie im Leben gesehen«, sagte er. »Wie, zum Teufel kann man hier leben?«

»Weil es billig ist«, sagte Rosie.

Stace fragte: »Wie lange noch?«

»Ungefähr anderthalb Stunden«, stellte Rosie fest. »Müßt ihr Jungens mal raus?«

»Nein«, sagte Franky. »Fahr weiter.«

»Es sei denn, du mußt mal anhalten«, sagte Stace zu Rosie.

Rosie schüttelte den Kopf. Sie sah sehr entschlossen aus, die Hände am Steuerrad, den Blick fest in das Schneegestöber vor der Windschutzscheibe gerichtet.

Etwa eine Stunde später fuhren sie durch eine kleine Stadt, und Rosie sagte: »Nur noch eine Viertelstunde.«

Der Wagen fuhr einen steilen Hang hinauf und oben, auf dem Hügel, war ein Haus, grau wie ein Elefant, von verschneiten Feldern umgeben, die schneeweiß waren, ohne Radspuren oder Fußspuren.

Rosie hielt vor einer Veranda, und sie stiegen aus. Sie bepackte die beiden mit den Koffern und den Geschenkpaketen. »Geht einfach rein«, sagte sie. »Die Tür ist offen. Hier oben schließen wir niemals ab.«

Franky und Stace stiegen durch den knirschenden Schnee die Stufen zu der offenen Veranda hinauf und öffneten die Haustür. Sie betraten ein großes Wohnzimmer, dessen Wände mit Jagdtrophäen geschmückt waren und wo in einem Kamin von der Größe einer Bärenhöhle ein helles

Feuer brannte.

Draußen war plötzlich das Röhren des Cadillacmotors zu hören, und gleichzeitig kamen durch die beiden Eingänge sechs Männer ins Haus. Alle waren bewaffnet, und der Anführer, ein großer Mann mit imponierendem Schnurrbart, sagte mit leichtem Akzent: »Bewegen Sie sich nicht. Lassen Sie die Pakete nicht fallen.« Dann wurden ihnen die Mündungen der Waffen in den Rücken gedrückt.

Stace begriff sofort, aber Franky machte sich anfänglich noch Sorgen wegen Rosie. Er brauchte ungefähr dreißig Sekunden, um sich einen Vers auf das röhrende Motorengeräusch draußen und Rosies Abwesenheit hier drin zu machen. Dann begriff er mit dem schlimmsten Gefühl, das ihn je in seinem Leben heimgesucht hatte, die traurige Wahrheit: Rosie hatte diesen Leuten als Lockvogel gedient.

SIEBTES KAPITEL

Am Abend vor Heiligabend besuchte Astorre eine Party, die Nicole in ihrer Wohnung gab. Sie hatte Kollegen eingeladen und Angehörige der Bürgerinitiativen, die sie unterstützte, darunter auch die Kampagne gegen die Todesstrafe, die ihr besonders am Herzen lag. Astorre mochte Partys. Es machte ihm Spaß, mit Leuten zu plaudern, die er nie wiedersehen würde und die ganz anders waren als er. Manchmal traf er interessante Frauen, mit denen er dann kurze Liebschaften hatte. Und er hoffte immer, sich zu verlieben. Es fehlte ihm. Erst vorhin hatte Nicole ihn an ihre Jugendliebe erinnert, diesmal nicht vorwurfsvoll oder kokett, sondern gutgelaunt und freundschaftlich.

»Du hast mir das Herz gebrochen, als du meinem Vater gehorcht hast und nach Europa gegangen bist«, sagte sie.

»Sicher«, erwiderte Astorre. »Aber das hat dich nicht gehindert, dich mit anderen Kerlen zu treffen.«

Aus irgendeinem Grund fühlte sich Nicole an diesem Abend sehr zu ihm hingezogen. Sie hielt seine Hand wie ein verliebtes Schulmädchen, sie küßte ihn auf den Mund, sie hingte sich an ihn, als fürchtete sie, daß er ihr abermals weglaufen wollte. Das verwirrte ihn, weil es seine alte Zärtlichkeit für sie wiedererweckte, und er wußte, daß in dieser Phase seines Lebens ein neuer Anfang mit Nicole ein schrecklicher Fehler wäre. Bei den Entscheidungen, die er zu treffen hatte, konnte er sich ein solches Verhältnis einfach nicht leisten. Schließlich führte sie ihn zu einer Gruppe von Leuten und stellte ihn vor.

Für diesen Abend hatte sie eine Band bestellt, und nun bat sie Astorre zu singen, was er stets gern tat. Sie sangen eine alte italienische Liebesballade zusammen.

Als er ihr singend seine Liebe gestand, schmiegte sie sich an ihn und sah ihm tief in die Augen, als suche sie etwas in seiner Seele. Endlich, mit einem letzten traurigen Kuß, ließ sie ihn gehen.

Später hatte sie eine Überraschung für ihn. Sie führte ihn zu einem Gast, einer auf stille Weise schönen Frau mit klugen grauen Augen.

»Astorre«, sagte sie, »das ist Georgette Cilke, die Vorsitzende der Kampagne gegen die Todesstrafe. Wir arbeiten oft zusammen.«

Georgette schüttelte ihm die Hand und gratulierte ihm zu seinem Gesang. »Sie erinnern mich an den jungen Dean Martin«, sagte sie.

Astorre war entzückt. »Danke«, sagte er. »Er ist mein Vorbild. Ich kann alle seine Lieder auswendig.«

»Mein Mann ist auch ein Fan von ihm«, sagte Georgette. »Ich mag seine Musik, aber nicht die Art und Weise, wie er mit Frauen umgeht.«

Astorre seufzte, denn er wußte, daß er diese Diskussion nicht gewinnen

konnte, daß er sich aber trotzdem darauf einlassen mußte. »Ja, aber wir müssen den Künstler vom Menschen unterscheiden.«

Georgette fand es amüsant, wie Astorre für den Sänger Partei ergriff. »Müssen wir das?« fragte sie und zwinkerte ihm zu. »Ich finde jedenfalls, daß es für dieses Benehmen keine Entschuldigung gibt.«

Astorre sah, daß Georgette ihm nicht nachgeben würde, also fing er an, ein paar Takte eines der berühmtesten Liebeslieder Dinos zu singen. Er sah ihr dabei tief in die Augen, die nun grün waren, wiegte sich zu der Melodie und sah, daß sie zu lächeln begann.

»Okay, okay«, sagte sie. »Ich gebe zu, daß die Lieder gut sind. Aber einen Freispruch kann man von mir dafür nicht erwarten.«

Sie berührte sanft seine Schulter, ehe sie sich abwandte und in der Menge verschwand. Astorre beobachtete sie während des ganzen restlichen Abends. Sie war eine Frau, die nichts tat, um ihre Schönheit herauszustreichen, sie hatte vielmehr eine natürliche Anmut und sanfte Freundlichkeit, die ihrer Schönheit alles Bedrohliche raubten. Und deshalb verliebte sich natürlich Astorre ein bißchen in sie wie jeder im Raum. Sie selbst schien davon nichts zu merken. Sie war auch nicht im mindesten kokett.

Inzwischen hatte Astorre Marcantonios Aufzeichnungen über Cilke gelesen, den unermüdlichen Spürhund des Gesetzes, der mit kalter Tüchtigkeit allen nachstellte, auf deren Spur die Obrigkeit ihn hetzte. Außerdem hatte er auch gelesen, daß seine Frau ihn aufrichtig liebte. Da gab es ein Geheimnis.

Die Party war gerade in Schwung gekommen, als Nicole zu Astorre kam und ihm zuflüsterte, daß Aldo Monza ihn im Empfangszimmer erwartete. »Dann muß ich leider gehen, Nicole«, sagte Astorre.

»Okay«, sagte Nicole. »Ich hatte gehofft, daß du Georgette noch ein bißchen besser kennenlernen würdest. Sie ist wirklich die beste und klügste Frau, der ich je begegnet bin.«

»Na, schön ist sie jedenfalls«, sagte Astorre und dachte, es sei wirklich erstaunlich, wie kindisch er in Frauengeschichten noch immer reagierte, denn ihm wurde bewußt, daß er über die Tatsache seiner kurzen Begegnung mit dieser Georgette schon ein riesiges Phantasiegebäude aufzutürmen begonnen hatte.

Monza erhob sich vorsichtig aus einem von Nicoles wunderschönen, aber zerbrechlichen antiken Stühlen. »Wir haben die Zwillinge«, flüsterte er. »Sie warten ab, was Sie zu tun gedenken.«

Astorre fühlte sein Herz sinken. Nun ging es also los. Wieder würde er auf die Probe gestellt werden, sich beweisen müssen. »Wie lange ist man bis nach da oben unterwegs?« fragte er.

»Mindestens drei Stunden. Wir haben einen Schneesturm.«

Astorre sah auf seine Uhr. Es war halb elf. »Also fahren wir«, sagte er.

Als sie das Gebäude verließen, fanden sie das Schneetreiben so dicht, daß der Nachthimmel weiß bezogen war, und die meisten der am

Bürgersteig geparkten Autos waren tief verschneit. Auf Monza und seinen Begleiter wartete ein riesiger dunkler Buick. Monza fuhr, Astorre saß neben ihm. Es war kalt, und Monza stellte die Heizung an. Der Wagen wurde warm wie ein Ofen, und er roch nach Tabak und Wein.

»Schlafen Sie«, riet Monza Astorre. »Wir haben eine lange Fahrt vor uns und dann noch eine Menge Arbeit.«

Astorre ließ seinen Körper entspannen und seinen Geist in Träume entweichen. Der Schnee blendete ihn. Er erinnerte sich der brennenden Hitze Siziliens und der elf Jahre, in denen ihn der Don auf seine Pflichten vorbereitet hatte. Und er wußte, wie unausweichlich sein Schicksal war.

Astorre Viola war sechzehn Jahre alt, als Don Aprile ihm befahl, in London zu studieren. Astorre war nicht überrascht. Der Don hatte alle seine Kinder auf Privatschulen geschickt und sie in Colleges aufwachsen lassen. Und das nicht nur, weil er an Erziehung glaubte, sondern weil er wünschte, seine Kinder von seinem Geschäft und Lebenswandel fernzuhalten.

In London wohnte Astorre bei einem wohlhabenden Ehepaar, das schon vor vielen Jahren aus Sizilien eingewandert war und nun in England ein sehr behagliches Leben zu führen schien. Sie waren in mittleren Jahren und kinderlos und hatten ihren Familiennamen Priola zu Pryor angliert. Sie sahen beide sehr englisch aus. Das englische Wetter hatte ihren Teint gebleicht, sie kleideten sich englisch und verhielten sich, als sei Sizilien ihnen nur dem Namen nach bekannt. Mr. Pryor ging ins Büro mit einem aufgerollten Regenschirm in der Hand und einer Melone auf dem Haupt. Mrs. Pryor trug die geblühten Kleider und großen Hüte englischer Matronen.

Daheim allerdings, wo niemand es sah, ließen sie sich gehen und legten die feine englische Art ab. Mr. Pryor trug ausgebeulte geflickte Hosen und schwarze Hemden ohne Kragen, während Mrs. Pryor ein weites schwarzes Kleid anzog und kochte wie in Sizilien. Er nannte sie Marizza, und sie rief ihn Zu.

Mr. Pryor war der leitende Direktor einer Privatbank, bei der es sich um eine Filiale einer großen Bank in Palermo handelte. Er behandelte Astorre wie einen Lieblingsneffen, hielt aber Abstand. Mrs. Pryor verwöhnte den jungen Mann mit gutem Essen und anderen Liebesbeweisen wie eine Großmutter ihren Enkel.

Mr. Pryor gab Astorre einen Wagen und ein ansehnliches Taschengeld. Seine Ausbildung fand statt in einer kleinen, wenig bekannten Universität am Stadtrand von London, wo vor allem gelehrt wurde, was der Geschäftsmann und der Bankkaufmann für seinen Beruf brauchte, aber auch die Künste kamen nicht zu kurz. Astorre belegte alle Kurse in den Pflichtfächern. Es zeigte sich aber bald daß sein wahres Interesse dem Unterricht in Gesang und Schauspiel galt. Die Gelegenheit, sich in diesen Fächern auszubilden, nahm er mit besonderer Begeisterung wahr. Während seines Aufenthalts in London verliebte er sich überdies in die

Fuchsjagd, das heißt, nicht eigentlich in die Jagd auf den Fuchs als solche, sondern in die Prachtentfaltung dabei: Die roten Röcke, die braunen Hunde, die schwarzen Pferde.

In einer seiner Schauspielklassen machte Astorre die Bekanntschaft eines gleichaltrigen Mädchens, Rosie Conner. Sie war ausnehmend hübsch und hatte jene unschuldige Miene, die auf junge Männer umwerfend wirkt und hinreißend auf ältere. Sie war überdies sehr begabt und spielte in den Stücken, die man einstudierte, einige der Hauptrollen. Astorre hingegeben mußte sich mit Nebenrollen zufrieden geben. Er sah zwar gut genug aus, aber irgend etwas an seiner Persönlichkeit hinderte ihn, sich dem Publikum hinzugeben. Dieses Problem hatte Rosie nicht. Es war, als wollte sie jedes Publikum dazu verführen, sie zu verführen.

Sie nahmen gemeinsam am Gesangsunterricht teil, und Rosie bewunderte Astorres Stimme. Offensichtlich teilte der Lehrer ihre Bewunderung nicht, denn der empfahl Astorre vielmehr, auf Gesangsunterricht zu verzichten. Er hatte tatsächlich außer einer angenehmen Stimme keine Begabung und, schlimmer noch, er war im Grunde unmusikalisch.

Nach nur zwei Wochen ging Astorre schon mit Rosie ins Bett. Die Initiative ging mehr von ihr als von ihm aus, obwohl er inzwischen schon über beide Ohren in sie verliebt war - wie man es eben mit sechzehn sein kann. Er hatte Nicole fast total vergessen. Rosie schien mehr amüsiert als leidenschaftlich zu sein. Aber sie war hinreißend quicklebendig, und wenn sie mit ihm zusammen war, ließ sie ihn immer wissen, daß sie ihn anbetete. Im Bett war sie feurig und in jeder Hinsicht großzügig. Nach der ersten gemeinsamen Woche kaufte sie ihm ein teures Geschenk: Ein rotes Fuchsjagdjackett, eine dazu passende Mütze aus Wildleder und eine lederne Peitsche. Sie überreichte ihm die Sachen wie einen Scherz.

Wie junge Liebesleute es von jeher zu tun pflegten erzählten die beiden einander auch ihre Lebensgeschichten. Rosie erzählte ihrem Geliebten, daß ihre Eltern eine riesige Ranch in South Dakota besäßen und daß sie ihre Kindheit in einer öden Kleinstadt in der Prärie zugebracht hätte. Der sei sie schließlich entronnen, indem sie darauf bestanden habe, Schauspielunterricht in England zu nehmen. Aber ihre Kindheit sei nicht total trostlos gewesen. Sie hatte Reiten, Jagen und Skilaufen gelernt, und auf der Highschool sei sie der Star sowohl des Schauspielclubs als auch des Tennisvereins gewesen.

Astorre schüttete ihr das Herz aus. Er erzählte ihr, wie er davon träumte, ein berühmter Sänger zu werden, wie er England liebte und den englischen Lebensstil mit seinen mittelalterlichen Strukturen, dem königlichen Prunk, den Polo-Matches und Fuchsjagden. Von seinem Onkel Don Raymonde Aprile und den gemeinsamen Besuchen in Sizilien während seiner Kinderjahre erzählte Astorre kein Wort.

Er mußte das Fuchsjagdkostüm für sie anlegen, dann zog sie ihn aus. »Du siehst so gut aus«, sagte sie. »Vielleicht warst du in deinem vorigen

Leben ein englischer Lord.«

Nur in diesem Punkte war Rosie ihm etwas unbehaglich. Sie glaubte wirklich an die Wiedergeburt. Aber dann schlief sie mit ihm, und er vergaß darüber alles andere. Es kam ihm vor, als sei er nie zuvor so glücklich gewesen, Sizilien natürlich ausgenommen.

Aber nach Ablauf eines Jahres bat ihn Mr. Pryor in sein Arbeitszimmer, um ihm schlechte Nachrichten zu überbringen. Mr. Pryor trug weite Hosen, eine bäuerlich anmutende Strickjacke und eine karierte Schirmmütze, deren Schirm einen Schatten auf seine Augen warf.

Er sagte zu Astorre: »Wir haben Sie gern bei uns gehabt. Meine Frau liebt Ihren Gesang. Aber nun müssen wir bedauerlicherweise voneinander Abschied nehmen. Don Raymonde hat angeordnet, daß Sie sich nun nach Sizilien zu seinem Freund Bianco zu begeben haben. Auch dort gibt es etwas für Sie zu lernen. Er wünscht, daß Sie zu einem echten Sizilianer erzogen werden. Sie wissen ja wohl, was das heißt.«

Astorre bestürzten diese Nachrichten sehr. Es fiel ihm aber nicht ein, sich ihnen zu widersetzen. Unerträglich war ihm allerdings die Vorstellung, auf immer von Rosie getrennt zu werden. Er sagte zu Mr. Pryor: »Wenn ich einmal im Monat London besuche, kann ich dann bei Ihnen wohnen?«

»Ich wäre beleidigt, wenn Sie es nicht täten«, erwiderte Mr. Pryor. »Aber warum wollen Sie hier regelmäßige Besuche machen?«

Astorre erzählte ihm von Rosie und seiner Liebe.

»Ah«, meinte Mr. Pryor genüßlich seufzend. »Welches Glück Sie doch haben, von der Frau getrennt zu werden, die Sie lieben. Wahre Ekstase! Und das arme Mädchen, wie sie leiden wird. Aber gehen Sie, machen Sie sich keine Sorgen. Geben Sie mir ihre Adresse, damit ich mich um sie kümmern kann.«

Astorre und Rosie nahmen tränenreich voneinander Abschied. Er schwor, jeden Monat einmal nach London zu fliegen, um sie zu besuchen. Sie schwor, daß sie nie wieder einen anderen Mann ansehen würde. Es war eine köstliche Trennung. Astorre würde sich natürlich ihretwegen Sorgen machen. Ihre Erscheinung, ihr fröhliches Wesen und ihr Lächeln luden geradezu zur Verführung ein. Gerade die Eigenschaften, die er so an ihr liebte gefährdeten sein Glück. Er glaubte, daß die von ihm geliebte Frau von allen Männern der Welt begehrt werden müßte, daß ihre Schönheit, ihr Geist und ihre Lebenslust ihre Wirkung bei keinem verfehlen könnten.

Astorre flog schon am folgenden Tag nach Palermo. Bianco, der sich sehr verändert hatte, holte ihn am Flughafen ab. Nun trug die massige Gestalt einen maßgeschneiderten Seidenanzug und einen breitkrempigen weißen Hut. Die elegante Kleidung entsprach seinem neuen Status, denn jetzt beherrschte Biancos cosca den größten Teil des Baugeschäfts der Stadt, die ziemlich unter dem Krieg gelitten hatte. Davon konnte man gut leben. Nur war das Geschäft inzwischen wesentlich komplizierter als in der guten alten Zeit. Nun mußte man Schmiergelder an alle Beamten der

Stadtverwaltung und der Ministerien in Rom zahlen und sich zugleich rivalisierender coscas erwehren, wie zum Beispiel der der mächtigen Corleonesi.

Octavius Bianco umarmte Astorre und erinnerte ihn an das nun schon lange zurückliegende gemeinsame Erlebnis jener Entführung. Dann gab er dem jungen Mann die Anordnungen Don Raymondes bekannt. Astorre sollte von Bianco als Leibwächter ausgebildet und mit seinen Geschäftsmethoden bekanntgemacht werden. Dafür würden mindestens fünf Jahre erforderlich sein, aber am Ende wäre Astorre jedenfalls ein echter Sizilianer und des Vertrauens seines Onkels wert. Und er hatte einen guten Start: Da er als Kind oft auf der Insel gewesen war, sprach er den sizilianischen Dialekt wie ein Einheimischer.

Bianco wohnte in einer riesigen Villa am Stadtrand von Palermo und unterhielt dort eine Menge Personal, Dienstboten und Wächter, die Tag und Nacht zur Verfügung standen. Wegen seines Reichtums und seiner Macht er nur beste Beziehungen zur guten Gesellschaft Palermo. Tagsüber erhielt Astorre Unterricht im Umgang mit Feuerwaffen und Sprengstoff sowie in den verschiedensten Kampftechniken. Abends machte er mit Bianco Besuche bei dessen Freunden in den Cafes der Stadt auch in den Häusern der Honoratioren wurden die beiden empfangen, und man lud sie auf die Bälle der guten Gesellschaft, wo die reichen konservativen Witwen Bianco umschwärmten und Astorre deren Töchtern sanfte Liebeslieder sang.

Was Astorre erstaunlich fand, war die unverhohlene Bestechlichkeit hochgestellter Beamter der römischen Regierung.

Eines Sonntags machte der Minister für Wiederaufbau einen Besuch in Biancos Büro und nahm dort, ohne auch nur eine Spur von Scham erkennen zu lassen, fröhlich einen mit Bargeld gefüllten Koffer in Empfang, für den er sich überschwenglich bedankte. Er erklärte bedauernd, daß er allerdings die Hälfte des Geldes dem Premierminister persönlich würde abtreten müssen. Später, als Astorre und Bianco wieder zu Hause waren, fragte Astorre, wie das möglich sei.

Bianco zuckte die Achseln. »Die Hälfte wird er nicht kriegen, aber ich hoffe, immerhin etwas. Es ist doch eine Ehre, Seiner Exzellenz ein kleines Taschengeld verschafft zu haben.«

Während des folgenden Jahres besuchte Astorre Rosie immer nur für jeweils einen Tag und eine Nacht. Es waren Nächte der Seligkeit für ihn.

Auch seine Feuertaufe erhielt er in diesem Jahr. Zwischen Bianco und der cosca der Corleonesi war ein Waffenstillstand ausgehandelt worden. Der Boss der Corleonesi war ein Mann namens Tosci Limona. Limona, ein kleiner Mann mit einem schrecklichen Husten, hatte ein Profil, das auffällig an das eines Falken erinnerte, und tiefliegende Augen. Selbst Bianco gestand, etwas Angst vor ihm zu haben.

Das Treffen zwischen den Oberhäuptern der beiden verfeindeten Sippen sollte auf neutralem Boden stattfinden und in Anwesenheit eines der

höchstgestellten Justizbeamten Siziliens. Dieser Richter, der als »Löwe von Palermo« bekannt war, war stolz auf seinen Ruf absoluter Bestechlichkeit. Angehörige der Mafia, die des Mordes schuldig befunden wurden, konnten bei ihm mit einem milden Urteil rechnen, und in anderen Fällen verhinderte er die Anklageerhebung. Aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuption der cosca der Corleonesi und der von Bianco machte er kein Geheimnis. Er hatte zehn Meilen außerhalb der Stadt ein großes Gut, und dort sollte das Treffen stattfinden, um sicherzugehen, daß nichts passieren würde. Die beiden Bosse durften sich jeweils von vier Leibwächtern begleiten lassen. Gemeinsam sollten sie aufkommen für das Honorar, das dem Löwen für die Organisation des Treffens und für die Nutzung seines Anwesens zustand.

Der Löwe von Palermo war mit seiner üppigen weißen Mähne, die ihm das Gesicht verdunkelte, so recht das Inbild der hohen Würde der Jurisprudenz.

Astorre befahlte Biancos Leibwache und fand die große Zuneigung, die der Chef der Corleonesi und sein Chef Bianco füreinander kundtaten, einigermaßen erstaunlich. Limona und Bianco umarmten sich überschwenglich, küßten sich auf die Wangen und lachten und flüsterten während des Festmahls, das der Löwe von Palermo aufischen ließ, vertraulich miteinander. Er war deshalb überrascht, als Bianco nach dem Essen zu ihm sagte: »Jetzt müssen wir verdammt gut aufpassen. Dieses Miststück Limona plant, uns alle umzubringen.«

Und Bianco sollte recht behalten. Eine Woche später wurde ein auf Biancos Gehaltsliste stehender Polizeiinspektor beim Verlassen des Hauses seiner Geliebten niedergestreckt. Zwei Wochen danach wurde ein Herr der besten Gesellschaft Palermos, der auch Teilhaber an Biancos Baugeschäft war, im eigenen Haus von einer Bande maskierter Männer von Kugeln durchsiebt. Bianco reagierte darauf mit einer Verstärkung seiner Leibwache und traf besondere Sicherheitsvorkehrungen für alle Fahrzeuge, die er zu benützen gedachte. Denn das Geschick der Corleonesi beim Anbringen von Sprengladungen war berühmt.

Eines Tages mußte er in die Stadt, um zwei hohen Beamten der Stadtverwaltung seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Danach plante er, in seinem Lieblingsrestaurant zu speisen. Als Fahrzeug wählte er einen gründlich sicherheitsüberprüften Mercedes und setzte seinen fähigsten Leibwächter ans Steuer. Er selbst nahm auf dem Rücksitz Platz, Astorre neben ihm. Ein Wagen fuhr voraus, ein anderer folgte dem Mercedes. In beiden saßen außer den Fahrern je zwei bewaffnete Männer.

So fuhren sie eine breite Prachtstraße entlang, als plötzlich aus einer Nebenstraße ein Motorrad, auf dem zwei Männer saßen, auf sie zukam. Der Beifahrer eröffnete aus einer Kalaschnikow das Feuer auf den Mercedes. Astorre hatte aber Bianco schon vom Sitz gestoßen und erwiderte das Feuer sofort. Das Motorrad verschwand in einer Seitenstraße.

Eines Nachts, drei Wochen später, wurden fünf gefesselte Männer in Biancos Villa angeliefert. »Das sind Corleonesi«, sagte Bianco zu Astorre. »Komm mit in den Keller.«

Die Männer waren mit verschränkten Gliedern aneinander gefesselt, wie Bianco das in seinen jungen Jahren auf dem Land gelernt hatte. Sie wurden von Bewaffneten bewacht. Bianco nahm einem dieser Wächter das Gewehr aus der Hand und schoß, ohne ein Wort zu sagen, jedem der fünf Männer eine Kugel in den Hinterkopf.

»Werft sie in Palermo auf die Straße«, befahl er. Dann wandte er sich zu Astorre. »Wenn man einmal beschlossen hat, einen Mann zu töten, soll man kein Wort mehr zu ihm sagen. So vermeidet man unnötige Peinlichkeiten.«

»Waren die Motorradfahrer dabei?« fragte Astorre.

»Das nicht«, sagte Bianco. »Aber die hier tun's auch.«

Und sie taten es. In Zukunft herrschte Frieden zwischen der *cosca* der Corleonesi und der von Palermo.

Astorre war schon seit fast zwei Monaten nicht mehr in London bei Rosie gewesen. Eines frühen Morgens rief sie ihn an. Er hatte ihr, mit der ausdrücklichen Bitte, sie nur im äußersten Notfall zu benutzen, seine Telefonnummer bei Bianco gegeben.

»Astorre«, sagte sie in sehr ruhigem Ton. »Kannst du bitte sofort kommen? Ich bin schrecklich in der Klemme.«

»Sag mir, was es ist«, sagte Astorre.

»Am Telefon kann ich das nicht«, sagte Rosie. »Aber wenn du mich wirklich liebst, solltest du kommen.«

Als Astorre Bianco um Urlaub bat, sagte Bianco: »Nimm Geld mit«, und gab ihm ein dickes Bündel englischer Pfundnoten.

Als Astorre an Rosies Wohnungstür klingelte, ließ sie ihn schnell ein und schloß die Tür hinter ihm sorgfältig wieder ab. Ihr Gesicht war totenblaß, und sie war in einen dicken Bademantel gehüllt, den er noch nie an ihr gesehen hatte. Sie gab ihm einen schnellen dankbaren Kuß. »Du wirst böse auf mich sein«, sagte sie traurig.

In diesem Augenblick dachte Astorre, sie wäre schwanger, und er sagte schnell: »Liebling, ich werde nie böse auf dich sein.«

Sie hielt ihn fest. »Du bist seit über einem Jahr weg, weißt du. Ich habe mich so sehr bemüht, dir treu zu bleiben. Aber die Zeit wurde einfach zu lang.«

Plötzlicher Durchblick. Astorre sah nun alles mit eisiger Klarheit. Wieder einmal Verrat. Aber da war offenbar noch etwas anderes. Weshalb brauchte sie ihn noch und das auch noch dringend? »Okay«, sagte er. »Warum bin ich also hier?«

»Du mußt mir helfen«, sagte Rosie und führte ihn in ihr Schlafzimmer.

Es lag irgend etwas im Bett. Astorre warf das Laken zurück und entdeckte einen Mann mittleren Alters, der auf dem Rücken lag, splitterfasernackt, dabei aber von irgendwie würdiger Erscheinung. Diese

rührte teilweise von einem kleinen silbernen Kinnbart her, obwohl die feine Zeichnung seiner Gesichtszüge noch eindrucksvoller war. Der Körper war schlank, ja mager, die Brust dicht behaart. Seltsamerweise starrten seine offenen Augen durch die Gläser einer goldgerandeten Brille. Obwohl der Kopf etwas zu groß für den Körper war, sah der Mann gut aus. Er war allerdings mausetot, obwohl keine Wunde zu sehen war. Die Brille war verrutscht, und Astorre setzte sie dem Toten wieder gerade auf.

Rosie flüsterte: »Wir hatten uns geliebt, und plötzlich hat er diesen gräßlichen Krampf bekommen. Ich nehme an, das muß ein Herzinfarkt gewesen sein oder so was.«

»Wann ist das passiert?« fragte Astorre. Er stand etwas unter Schock.

»Gestern Abend«, sagte Rosie.

»Warum hast du nicht den Notarzt gerufen?« fragte Astorre. »Es war doch nicht deine Schuld.«

»Er ist verheiratet, und vielleicht ist es meine Schuld. Weißt du, wir haben Amyl-Nitrat benutzt. Er hatte Orgasmusschwierigkeiten.« Das Geständnis schien ihr nicht im mindesten peinlich zu sein.

Astorre staunte über ihre Selbstsicherheit und Selbstbeherrschung unter den gegebenen Umständen. Wenn er den Leichnam betrachtete, hatte er das seltsame Empfinden, den Mann bekleiden und ihm die Brille abnehmen zu wollen. Er war zu alt, um so nackt dazuliegen, mindestens fünfzig. Bei dem Alter schien Nacktheit irgendwie unanständig zu sein. Ohne irgendeine Bosheit zu beabsichtigen, aber mit der ganzen Ungläubigkeit der Jugend, fragte er: »Was hast du bloß in dem Kerl gesehen?«

»Er war mein Geschichtsprofessor«, sagte Rosie. »Wirklich sehr nett und freundlich. Unser Verhältnis ist ganz spontan entstanden. Letzte Nacht waren wir erst das zweite Mal zusammen. Ich war so einsam.« Sie hielt einen Augenblick inne, dann sah sie ihm direkt in die Augen und fuhr fort: »Du mußt mir helfen.«

»Weiß irgendwer, daß ihr was miteinander hattet?« fragte Astorre.

»Nein.«

»Ich bin immer noch der Meinung, daß wir die Polizei rufen sollten.«

»Nein«, sagte Rosie. »Wenn du Angst hast, werde ich mich eben allein um ihn kümmern müssen.«

»Zieh dich an«, sagte Astorre mit strengem Blick. Er deckte die Leiche wieder mit dem Bettlaken zu.

Eine Stunde später klingelten sie an Mr. Pryors Tür. Er öffnete ihnen selbst. Ohne ein Wort zu sagen, führte er sie in sein Arbeitszimmer und hörte sich ihre Geschichte an. Er bedauerte Rosie aufrichtig und klopfte ihr tröstend die Hand, worauf Rosie in Tränen ausbrach. Mr. Pryor nahm die Mütze ab und schnalzte mitfühlend mit der Zunge.

»Geben Sie mir Ihre Wohnungsschlüssel«, sagte er zu ihr. »Übernachten Sie hier. Morgen früh können Sie dann in Ihre Wohnung zurückkehren und werden alles in Ordnung finden. Ihr Freund wird

verschwunden sein. Sie werden dann noch eine Woche bei uns hier wohnen, ehe Sie nach Amerika zurückkehren.«

Mr. Pryor führte sie in ihr Schlafzimmer, so als ob nichts geschehen wäre, was ihre Liebe zerstören könnte. Dort verabschiedete er sich von ihnen, um zu erledigen, was zu erledigen er versprochen hatte.

Astorre fand diese Nacht dann unvergeßlich. Er lag auf dem Bett mit Rosie, tröstete sie und trocknete ihre Tränen. »Es war wirklich erst das zweite Mal«, flüsterte sie ihm zu. »Es hatte nichts zu bedeuten, und wir waren so enge Freunde. Du hast mir gefehlt. Und ich habe seinen Geist bewundert, und dann ist es eines Abends eben passiert. Er kam nicht zum Orgasmus, und obwohl es mir leid tut, das über ihn sagen zu müssen, er konnte nicht mal seine Erektion halten. Deshalb hat er gebeten, das Nitrat benutzen zu dürfen.«

Sie schien so verletzlich und so verletzt, ja so gebrochen von dem Mißgeschick, das ihr zugestoßen war, daß Astorre nichts anderes einfiel, als sie zu trösten, so gut er konnte.

Etwas an der Geschichte von Rosies Mißgeschick wunderte ihn allerdings. Sie war nach dem Tod ihres professoralen Bettgefährten mehr als vierundzwanzig Stunden allein in ihrer Wohnung geblieben. Das war ein Geheimnis, und wo es ein Geheimnis gab, mochte es auch andere geben. Das ging ihm hin und wieder durch den Kopf. Trotzdem trocknete er ihre Tränen und küßte ihr tröstend die Wangen.

»Wirst du mich jemals wieder besuchen?« fragte sie ihn, grub ihr Gesicht in seine Schulter und ließ ihn die Weichheit ihres Körpers fühlen.

»Natürlich«, sagte Astorre. Aber im tiefsten Herzen war er sich dessen keineswegs sicher.

Am nächsten Morgen erschien Mr. Pryor wieder in seiner Wohnung und sagte, nun könne Rosie ohne Bedenken nach Hause gehen. Rosie umarmte ihn dankbar, was er sich gern gefallen ließ. Er hatte ihr schon ein Taxi bestellt.

Nachdem sie gegangen war, begleitete Mr. Pryor, die Melone auf dem Kopf, den Regenschirm in der Hand, Astorre zum Flughafen. »Machen Sie sich keine Sorgen ihretwegen«, sagte er zu Astorre. »Wir werden uns um alles kümmern.«

»Sagen Sie mir Bescheid«, sagte Astorre.

»Natürlich. Sie ist ein fabelhaftes Mädchen, eine echte Mafiosa. Diesen kleinen Fehltritt müssen Sie ihr verzeihen.«

ACHTES KAPITEL

Während jener Jahre in Sizilien wurde Astorre zum qualifizierten Mann ausgebildet. Er führte sogar einen Stoßtrupp von sechs Mann aus Biancos cosca nach Corleone, um ihren ersten Feuerwerker, einen Mann, der in seiner Glanzzeit einen General der italienischen Armee in die Luft gesprengt hatte und auch zwei der fähigsten Strafverfolger der Mafia in Sizilien, zu liquidieren. Der gewagte Überfall verschaffte Astorre viel Achtung in den oberen Rängen der von Bianco geführten cosca von Palermo.

Astorre ging auch viel in Gesellschaft, besuchte Cafes und Nachtclubs in Palermo, hauptsächlich um schöne Frauen zu treffen. Palermo war voll von jungen picciotti der Mafia, den gemeinen Soldaten der verschiedenen coscas, die alle bemüht waren, eine bella figura abzugeben mit ihren maßgeschneiderten Anzügen, ihren manikürten Fingernägeln und ihrem glatt wie Haut pomadisierten Haar. Alle betonten aggressiv die eigene Männlichkeit, und jeder war darauf aus, sich hervorzutun, um gefürchtet und geliebt zu werden. Die jüngsten waren noch unter zwanzig mit gepflegten Schnurrbärten und korallenroten Lippen. Sie waren so stolz, daß sie furchtbar leicht zu beleidigen waren. Astorre mied sie deshalb. Um vermeintliche Beleidigungen zu rächen, scheuten diese Jungs sich nicht, auch hochgestellte Persönlichkeiten ihres Milieus zu töten, obwohl sie sich damit selbst zum Tod verurteilten. Denn wer einen tötete, der ebenfalls der Mafia angehörte, machte sich genauso schuldig, als wenn er dessen Frau verführte. In beiden Fällen hatte er die Todesstrafe zu erwarten. Um ihrem Stolz zu schmeicheln, bewies Astorre diesen picciotti stets die lebenswürdigste Hochachtung. Er war denn auch beliebt bei ihnen. Dabei half ihm, daß er sich ein wenig in eine Nachtclubtänzerin namens Buji verliebte und so ihren Unwillen in Herzensangelegenheiten vermied.

Astorre war während mehrerer Jahre Biancos rechte Hand bei dem Kampf gegen die cosca der Corleonesi. Von Zeit zu Zeit erhielt er Anweisungen von Don Aprile, der nicht mehr wie früher Sizilien einmal im Jahr besuchte.

Der große Streitpunkt zwischen den Corleonesi und Biancos cosca von Palermo war die Frage der langfristigen Strategie. In Corleone hatte man sich dafür entschieden, die Behörden zu terrorisieren. Man ermordete Untersuchungsrichter und sprengte Generale in die Luft, die von der römischen Regierung zur Unterdrückung der Mafia nach Sizilien entsandt wurden. Bianco hielt dieses Verfahren trotz der Vorteile, die unmittelbar daraus zu ziehen waren, auf lange Sicht für schädlich. Doch weil er sich ihnen derart widersetzte, fingen die Corleonesi an, auch seine eigenen Leute umzubringen. Da Bianco sich das nicht gefallen ließ, ohne

Vergeltung zu üben, kam es bald so weit, daß beide Seiten erneut am Abschluß eines Waffenstillstandsvertrages interessiert sein mußten.

Während seiner sizilianischen Lehrjahre gewann Astorre einen vertrauten Freund. Er hieß Nello Sparra, war fünf Jahre älter als Astorre und spielte in der Band eines Nachtlokals in Palermo, wo es sehr hübsche Hostessen gab, von denen einige gegen angemessenes Honorar auch das Liebesbedürfnis der Gäste des Lokals befriedigten.

Nello spielte offensichtlich nicht in der Band, weil er Geld brauchte. Er schien die verschiedensten Einkommensquellen zu haben. Er war stets nach der schönen Mode der palermischen Mafiosi gekleidet. Er war auch immer guter Laune, zu Abenteuern aufgelegt, und die Mädchen im Club liebten ihn, weil er sie an ihren Geburts- und Namenstagen immer mit kleinen Geschenken bedachte. Überdies hielten sie ihn für einen der Besitzer des Clubs, der ein schöner, sicherer Arbeitsplatz war, weil die cosca von Palermo, die diese Art von Freizeitgestaltung in der ganzen Provinz kontrollierte, ihre schützende Hand darüber hielt. Also begleiteten die Mädchen ihn und Astorre nur allzu gern auf private Partys und Landpartien.

Buji war eine große, gutgebaute und verführerische Brünnette, die in Nello Sparras Nachtclub tanzte. Ihr heftiges Temperament und ihre Selbständigkeit bei der Auswahl ihrer Liebhaber waren berühmt. Sie hatte für die picciotti nichts übrig. Männer, die ihr den Hof machen wollten, mußten über Geld und Macht verfügen. Sie hatte den Ruf, auf eine offene und ehrliche Weise käuflich zu sein, die als mafios galt. Sie verlangte und erwartete kostspielige Geschenke, aber ihre Schönheit und ihr Feuer reizten die reichen Männer Palermos, ihr zu Willen zu sein.

Über die Jahre bauten Buji und Astorre eine Beziehung auf, die gefährlich nahe am Abgrund wahrer Liebe stand. Astorre war Bujis Liebling, sie zögerte aber nicht, gelegentlich gewinnbringende Wochenenden mit wohlhabenden Geschäftsleuten zu verbringen, bei denen ihr Liebling leer ausging. Als das zum ersten Mal vorkam, machte Astorre ihr Vorwürfe, die er jedoch, durch ihren gesunden Menschenverstand belehrt, schnell zurücknehmen mußte.

»Ich bin einundzwanzig«, sagte sie. »Meine Schönheit ist mein Kapital. Wenn ich dreißig bin, kann ich eine Hausfrau mit einem Haufen Kindern sein oder reich genug und unabhängig mit meinem eigenen kleinen Laden. Na klar, wir beide amüsieren uns miteinander, aber du wirst eines Tages nach Amerika zurückkehren, wohin ich nicht gehen möchte und wohin du mich nicht mitnehmen wirst. Amüsieren wir uns also so lange wie möglich als freie Menschen. Und trotz allem bin ich sicher, daß du das Beste aus mir herausgeholt haben wirst, ehe ich deiner müde werde. Laß also diesen Quatsch. Ich muß meinen Lebensunterhalt verdienen.« Und vielsagend fügte sie hinzu: »Abgesehen davon ist das Geschäft, in dem du tätig bist, auch zu gefährlich, als daß ich mich auf dich verlassen könnte.«

Nello besaß eine riesige Villa außerhalb von Palermo an der Küste. Zehn Schlafzimmer garantierten ausreichend Platz für die Partys der Freunde. Auf dem Grundstück gab es ein Schwimmbecken in der Form Siziliens und zwei selten benützte Tennisplätze.

An den Wochenenden füllte sich das Haus mit Nellos Großfamilie, die zu Besuch vom Land hereinkam. Die Kinder, die noch nicht schwimmen konnten, wurden mit ihrem Spielzeug auf den Tennisplätzen eingesperrt, wo sie meistens mit Tennisbällen Fußball spielten und sich so bestens die Zeit zu vertreiben schienen.

Astorre nahm an diesen Familientreffen teil und wurde von der älteren Generation als eine Art Neffe anerkannt. Nello wurde wie ein Bruder für ihn. Abends standen die beiden nebeneinander auf dem Orchesterpodium in Nellos Club und sangen italienische Liebesballaden, die vom Publikum bejubelt wurden und die Hostessen entzückten.

Der Löwe von Palermo, dieser eminent bestechliche Richter, bot noch einmal sein Haus und seine Vermittlung für ein Gipfelgespräch zwischen Bianco und Limona an. Auch diesmal durfte jeder der beiden Verhandlungspartner vier Leibwächter mitbringen. Bianco war gewillt, um des lieben Friedens willen ein kleines Stück seines Bauimperiums aufzugeben.

Astorre war überließ nichts dem Zufall; er und die anderen drei Leibwächter waren schwer bewaffnet.

Limona und seine Leute warteten schon im Haus des Richters, als Bianco, Astorre und die Leibwächter eintrafen. Ein mehrgängiges Menü war vorbereitet worden. Platz am Tisch nahmen aber nur der Richter, der sich seine weiße Mähne am Hinterkopf mit einem rosa Bändchen zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, sowie Bianco und Limona. Limona aß sehr wenig, war aber äußerst liebenswürdig und entgegenkommend. Er versprach, daß in Zukunft keine Beamten mehr ermordet werden sollten, insbesondere keine von denen, die von Bianco bezahlt wurden.

Am Ende des Essens, als man sich zu einer abschließenden Diskussion ins Wohnzimmer begeben wollte, entschuldigte sich der Löwe und sagte, er würde in fünf Minuten zurück sein. Sein entschuldigendes Lächeln gab zu verstehen, daß er einem natürlichen Bedürfnis folgte.

Limona entkorkte eine weitere Flasche Wein und füllte Biancos Glas. Astorre trat an ein Fenster und sah auf die geräumige Einfahrt hinab. Ein einzelner großer Wagen stand dort, und während er diesen betrachtete, trat der weißhäuptige Löwe aus der Haustür, ging auf den Wagen zu, öffnete die Tür zu dessen Rücksitz, stieg ein, und der Wagen fuhr fort.

Astorre zögerte nicht eine Sekunde. Instinktiv zog er seine Pistole. Limona und Bianco hatten die Arme, die ihre Weingläser hielten, verschränkt und schienen gerade Brüderschaft miteinander zu trinken. Astorre hob die Pistole und feuerte Limona ins Gesicht. Die Kugel zerschmetterte Limonas Glas, bevor sie in seinen Mund eindrang, und die Glasscherben flogen wie ein Hagelschauer auf den Tisch. Astorre

eröffnete das Feuer auf Limonas vier Leibwächter. Seine eigenen Männer hatten auch das Feuer eröffnet. Bianco ließ die Augen fassungslos von den Leichen zu Astorre wandern.

Astorre sagte: »Der Löwe hat das Haus verlassen.«

Da verstand Bianco, daß ihnen eine Falle gestellt worden war.

»Jetzt sieh dich aber vor«, sagte er zu Astorre und wies auf Limonas Leiche. »Seine Freunde werden hinter dir her sein.«

Ein eigensinniger Mann kann loyal sein, aber man kann nicht von ihm erwarten, daß er sich nicht in Schwierigkeiten bringt. Diese Erwartung hätte auch Pietro Fissolini enttäuscht. Nachdem Don Raymonde damals Gnade vor Recht hatte ergehen lassen, hatte Fissolini ihm zwar unverbrüchlich die Treue gehalten, aber seiner eigenen Familie war er schließlich untreu geworden, als er die Frau seines Neffen Aldo Monza verführte, viele Jahre, nachdem er dem Don die Treue versprochen hatte, im reifen Alter von sechzig Jahren.

Das war außerordentlich unbesonnen, um es vorsichtig auszudrücken. Als Fissolini die Frau seines Neffen verführte, zerstörte er seine Stellung an der Spitze der cosca. Denn um in den verschiedenen Gruppen der Mafia an der Macht zu bleiben, bedarf man des Rückhalts der Familie. Was im gegebenen Fall den Verstoß gegen das Gesetz noch verschlimmerte, war, daß die untreue Frau Biancos Nichte war. Bianco würde dem gehörnten Ehemann nicht gestatten, sich an seiner Nichte zu rächen, so daß dem armen Kerl gar nichts anderes übrigblieb, als Fissolini zu töten, seinen Lieblingsonkel und das Haupt der cosca. Daraufhin würde zwischen zwei Provinzen Krieg ausbrechen, und es war nicht abzusehen, wo und wie und wann das Blutvergießen enden würde. Astorre benachrichtigte den Don über den Stand der Dinge und bat um Anweisungen.

Don Aprile antwortete: »Du hast ihm damals das Leben gerettet. Triff die Entscheidung also auch diesmal.«

Aldo Monza war einer der geschätztesten Angehörigen der cosca. Er war einer von denen gewesen, denen der Don seinerzeit das Leben geschenkt hatte. Als Astorre ihn also in das Dorf des Dons bestellte, kam er bereitwillig. Astorre hatte Bianco nicht zu der Besprechung gebeten, ihm aber versprochen, sich für seine Nichte einzusetzen.

Monza war hochgewachsen für einen Sizilianer, fast sechs Fuß groß. Er war auch großartig gebaut, und sein von Kindheit auf durch harte Arbeit gestählter Körper konnte sich sehen lassen. Aber seine Augen lagen in tiefen Höhlen, und sein Schädel, über den nur dünne Haut straff gespannt zu sein schien, sah einem Totenkopf unbehaglich ähnlich. Seine Erscheinung war wenig anziehend, ja sogar abstoßend, und er sah irgendwie gefährlich aus und in gewisser Hinsicht sogar tragisch. Er war der intelligenteste und gebildetste Mann in Fissolinis cosca. Er hatte in Palermo Tiermedizin studiert und praktizierte als Veterinär. Er hatte eine natürliche Zuneigung zu Tieren und war in seinem Beruf sehr erfolgreich.

Der sizilianische Ehrenkodex allerdings war ihm so heilig wie irgendeinem Bauern, der kranke Maultiere kurierte. Und er war nach Fissolini der zweitmächtigste Mann in der cosca.

Astorre hatte seine Entscheidung getroffen. »Ich will gar nicht erst für Fissolinis Leben bitten. Ich weiß, daß Ihre cosca Ihnen Ihre Rache bewilligt hat. Mir ist klar, daß sein Vergehen Sie schwer getroffen hat. Worum ich Sie allerdings bitten möchte, ist Schonung für die Mutter Ihrer Kinder.«

Monza starrte ihn an. »Sie hat mir die Treue gebrochen, mir und meinen Kindern. Ich kann sie nicht leben lassen.«

»Hören Sie mich an«, sagte Astorre. »Niemand wird Fissolini zu rächen versuchen. Aber Ihre Frau ist Biancos Nichte. Er wird ihren Tod zu rächen versuchen. Und seine cosca ist stärker als Ihre. Es wird viel Blutvergießen geben. Denken Sie an Ihre Kinder.«

Monza machte eine verächtliche Handbewegung. »Woher weiß ich, daß es meine sind?« fragte er. »Sie ist eine Hure.« Er schwieg. »Und sie wird einen Hurentod sterben.« Er sah wie der Tod selbst aus, leidenschaftslos gewillt, die ganze Welt sterben zu lassen.

Astorre versuchte, sich das Leben dieses Mannes in seinem Dorf vorzustellen, jetzt, da er die Frau verloren hatte und, verraten von seiner Frau und seinem Onkel, auch die Ehre.

»Hören Sie mir gut zu«, sagte Astorre. »Vor Jahren hat Ihnen Don Aprile das Leben geschenkt. Jetzt bittet er Sie um einen Gefallen. Nehmen Sie Rache an Fissolini, wie es Ihnen Ihr Rechtsempfinden gebietet. Aber verschonen Sie Ihre Frau. Bianco wird dafür sorgen, daß sie und die Kinder bei Verwandten in Brasilien unterkommen. Was Sie selbst betrifft, so darf ich Ihnen mit Billigung Don Apriles das folgende Angebot machen: Kommen Sie als mein persönlicher Assistent zu mir, mein Freund. Sie werden ein abwechslungsreiches, interessantes Leben führen. Und die Schande, von den Nachbarn dauernd an das Geschehene erinnert zu werden, wird Ihnen fern von Ihrem Dorf erspart bleiben. Ganz abgesehen davon, daß Sie auch eventuelle Racheakte der Freunde Fissolinis weniger werden befürchten müssen.«

Es gefiel Astorre, daß Aldo Monza keine Gebärde der Überraschung oder Abwehr machte. Fünf Minuten lang schwieg Monza und schien Astorres Angebot sorgfältig abzuwägen. Dann sagte er: »Werden Sie weiterhin Zahlungen an die cosca meiner Familie leisten? Die Führung dort wird in Zukunft mein Bruder übernehmen.«

»Natürlich«, sagte Astorre. »Ihre cosca ist für uns eine wertvolle Verbündete.«

»Dann werde ich zu Ihnen kommen, sobald ich Fissolini getötet habe. Dabei werde ich mich weder von Ihnen noch von Bianco stören lassen. Und Sie werden meine Frau nicht nach Brasilien schaffen, ehe sie die Leiche meines Onkels gesehen hat, denn darauf, daß sie den Mistkerl in seinem Blute liegen sieht, darauf lege ich auch Wert.«

»Okay, einverstanden«, sagte Astorre. Bei dem Gedanken an Fissolinis fröhliches Gesicht und spitzbübisches Lächeln konnte er sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren. »Wann soll die Sache steigen?«

»Am Sonntag«, sagte Monza. »Zu Ihnen komme ich dann am Montag. Und möge Gott Sizilien und meine Frau in tausend ewigen Höllenfeuern brennen lassen.«

»Ich werde Sie zurück in Ihr Dorf begleiten«, sagte Astorre. »Schon um Ihre Frau unter meinen Schutz zu nehmen. Sie könnten sich ja sonst zu einer Handlungsweise hinreißen lassen, die Sie nachher bedauern müßten.«

Monza zuckte die Achseln. »Ich kann mein Schicksal nicht abhängig von dem machen, was meine Frau sich in die Scheide steckt.«

Fissolinis cosca versammelte sich an diesem Sonntagmorgen früh. Die Neffen und Schwiegersöhne mußten noch entscheiden, ob auch Fissolinis jüngerer Bruder getötet werden sollte, um ihn als Rächer auszuschalten. Zweifellos mußte der Bruder um die Verführung von Monzas Frau und den Ehebruch gewußt haben, und da er nichts gesagt hatte, offensichtlich einverstanden gewesen war. Astorre beteiligte sich nicht an der Diskussion. Er beschränkte sich darauf, deutlich zu machen, daß der Frau und den Kindern kein Haar gekrümmt werden durfte. Immerhin graute ihm vor der Härte, mit der diese Männer eine Verfehlung sühnen wollten, die ihm persönlich so schwerwiegend nicht zu sein schien. Ihm wurde klar, wie gnädig der Don mit ihm verfahren war.

Er verstand, daß es sich nicht nur um eine Angelegenheit der Sexualmoral handelte. Wenn eine Frau ihren Ehemann mit einem Liebhaber betrügt, läßt sie möglicherweise ein trojanisches Pferd in den Verteidigungsring der cosca eindringen. Sie verrät Geheimnisse und schwächt die Abwehr; sie gibt ihrem Liebhaber Macht über die Familie ihres Mannes. Sie ist ein Spion in einem Krieg. Für derartigen Verrat gibt es keine Entschuldigung.

So versammelte sich also die cosca am Sonntagmorgen zum Frühstück bei Aldo Monza, und dann gingen die Frauen und Kinder zur Messe. Drei Männer nahmen Fissolinis Bruder mit auf die Felder und - wie sich dann zeigte - aus dem Leben. Die anderen hörten sich an, wie das Oberhaupt der cosca, das nicht zu ahnen schien, was im Busche war, großsprecherisch wie immer Hof hielt. Nur Aldo Monza lachte nicht über Fissolinis Scherze. Astorre hatte als Ehrengast den Platz zu Fissolinis rechter Seite.

»Aldo«, sagte Fissolini mit seinem spitzbübischen Lächeln zu seinem Neffen. »Bist du wirklich so sauer, wie du aussiehst?«

Aldo sah den Onkel durchbohrend an. »So fröhlich wie du kann ich schließlich nicht sein. Ich habe an deiner Frau ja keinen Anteil, oder?«

Im gleichen Augenblick ergriffen drei Männer der cosca Fissolini und hielten ihn auf seinem Stuhl fest. Monza ging in die Küche und kam mit seiner Instrumententasche zurück. »Onkel«, sagte er. »Ich muß dir was

beibringen, was du zu lernen vergessen hast.«

Astorre wandte sich ab.

In der hellen Sonne des Sonntagmorgens trabte ein großer Schimmel langsam auf der ungepflasterten Straße in Richtung der berühmten Kirche der heiligen Jungfrau. Auf dem Pferd war Fissolini. Er lag auf einem großen Holzkreuz, das mit Draht auf dem Sattel des Schimmels festgebunden war. Er sah fast lebendig aus. Doch auf dem Kopf trug er wie eine Dornenkrone einen mit grünem Gras gefüllten Korb aus Weidenzweigen, in dessen Mitte Fissolinis Penis und Hoden lagen, aus denen ihm in dünnen Bächlein Blut über die Stirn rann.

Aldo Monza und seine schöne junge Frau sahen von den Stufen der Kirche das Pferd kommen. Die Frau wollte sich bekreuzigen, aber Aldo schlug ihr auf die Hand und hielt ihr den Kopf fest, um sie zu zwingen hinzusehen. Dann stieß er sie auf die Straße hinter dem Pferd her.

Astorre folgte ihr und führte sie zu seinem Wagen, um sie nach Palermo und in Sicherheit zu bringen.

Monza kam auf ihn und die Frau zu, mit haßverzerrtem Gesicht. Astorre sah ihm fest in die Augen und hob warnend einen Finger. Monza ließ die beiden gehen.

Sechs Monate nach dem Mord an Limona lud Nello Astorre über ein Wochenende in seine Villa ein. Sie würden Tennis spielen und baden, den ausgezeichneten Fisch genießen, den man von Nellos Grundstück aus fing, und natürlich die Gesellschaft von zweien der hübschesten Hostessen des Clubs: Buji und Stella. Sie würden allein mit ihnen sein, weil Nellos Großfamilie irgendwo auf dem Land zu einer Hochzeit eingeladen war.

Es war ein schöner sizilianischer Tag, der Himmel dünn bezogen, so daß die Sonnenstrahlen gedämpft wurden und nicht unerträglich brannten. Astorre und Nello spielten Tennis mit den Mädchen, die noch nie zuvor einen Schläger in der Hand gehabt hatten, aber lustig drauflos schlugen und manchen Ball über den hohen Zaun des Platzes fliegen ließen. Schließlich schlug Nello vor, einen Spaziergang am Strand zu machen und dann schwimmen zu gehen.

Die fünf Leibwächter genossen das Leben im Schatten der Veranda, wo ihnen die Bedienten des Hauses Speisen und Getränke servierten. Ihre Wachsamkeit wurde jedoch nicht von ihren Schutzbefohlenen abgelenkt. Zumal es ihnen viel Spaß machte, die beiden Frauen in ihren Badeanzügen zu mustern und ihre jeweiligen Fähigkeiten im Bett gegeneinander abzuwägen. Letztlich gaben sie Buji den Vorzug, da deren lebhafter Ton und freies Gelächter anzudeuten schienen, daß sie die bessere der beiden war. Jetzt schickten sie sich an, ihren Schützlingen an den Strand zu folgen, wofür sie sogar ihre Hosenbeine hochrollten.

Aber Astorre winkte ihnen zu. »Wir werden in Sicht bleiben. Bemüht euch also nicht und genießt eure Drinks.«

Dann begannen die vier, am Strand entlangzugehen, gerade oberhalb

der Brandungsgrenze, Astorre und Nello vorn die beiden Frauen hinter ihnen. Als die Frauen fünfzig Schritt weit vom Haus weg waren, fingen sie an, ihre Badeanzüge auszuziehen. Buji zog die Träger von den Schultern und entblößte ihre Brüste, die sie dann mit den flachen Händen in die Höhe preßte, um ihnen recht viel Sonne zukommen zu lassen.

Anschließend sprangen sie alle in die Brandung, die nur sanft gekräuselt war. Nello war ein ausgezeichnete Schwimmer, er tauchte unter und zwischen Stellas Beinen wieder auf, so daß sie ihm, als er aufstand, auf den Schultern saß. Er rief Astorre zu: »Komm doch auch rein!« Und Astorre begann, ins tiefe Wasser hinauszuwaten, während sich Buji von hinten an ihm festhielt. Er drückte sie unter Wasser, wobei auch er in die Tiefe sank. Buji aber schien keine Angst zu haben und versuchte, ihm die Hosen auszuziehen.

Er fühlte ein Dröhnen in den Ohren. Gleichzeitig sah er Bujis nackte Brüste und ihr lachendes Gesicht unter sich im grünen Wasser. Dann steigerte sich das Dröhnen in seinen Ohren, und er tauchte auf. Buji, die sich an seine nackten Hüften klammerte, mit ihm.

Als erstes sah er ein Motorboot auf sich zurasen, der Motorenlärm war ohrenbetäubend. Nello und Stella waren am Strand. Wie waren sie so schnell an Land gekommen? In der Ferne sah er seine Leibwächter, die mit hochgerollten Hosenbeinen von der Veranda auf ihn zugerannt kamen. Er drückte Buji unter Wasser und von sich weg und versuchte, den Strand zu erreichen. Aber es war zu spät. Das Motorboot war nun schon ganz nahe, und Astorre sah einen Mann mit einem Gewehr sorgfältig zielen. Der Knall der Schüsse wurde vom Dröhnen des Bootsmotors überdeckt.

Die erste Kugel riß Astorre herum, so daß er dem Schützen ein breites Ziel bot. Sein Körper schnellte aus dem Wasser, dann versank er. Er hörte, wie der Motorenlärm sich entfernte. Dann spürte er, wie Buji zog und ihn auf den Strand zu schleppen versuchte.

Als die Leibwächter an Ort und Stelle eintrafen, fanden sie Astorre mit dem Gesicht im Wasser der Brandung, eine Kugel in der Kehle, Buji weinend an seiner Seite.

Es dauerte vier Monate, bis Astorre sich erholt hatte. Bianco hatte ihn in einer kleinen Privatklinik in Palermo versteckt, wo er aufs Beste behandelt und zuverlässig bewacht werden konnte. Bianco besuchte ihn täglich, und Buji kam an ihren freien Tagen.

Kurz vor seiner Entlassung brachte Buji ihm ein zwei Zoll breites goldenes Halsband mit, von dem ein großes Goldmedaillon mit dem Bild der Jungfrau Maria hing. Sie legte ihm das Band um den Hals wie einen Kragen und schob ihm das Medaillon genau über die Wunde. Das Medaillon war auf der Rückseite speziell behandelt, damit es an der Haut haftete. Obwohl es nicht größer als ein Silberdollar war, bedeckte es die Wunde genau und sah auch noch gut aus.

»Das bringt es«, sagte Buji liebevoll. »Ich konnte den Anblick nicht mehr

ertragen.« Sie küßte ihn sanft.

»Irgendwann wird mir noch jemand den Hals abschneiden, der das Gold haben will«, sagte Astorre trocken. »Ist das wirklich nötig?«

»Ja«, sagte Bianco. »Ein achtenswerter Mann kann eine Wunde, die ihm ein Feind beigebracht hat, nicht zur Schau stellen. Außerdem hat Buji Recht. Der Anblick der Narbe ist unerträglich.«

Was Astorre dabei am meisten beeindruckte, war, daß Bianco ihn einen »achtenswerten Mann« genannt hatte.

Octavius Bianco, dessen Kompetenz in Fragen der mafiosen Ehre über jeden Zweifel erhaben war, hatte ihm diese höchste Ehre erwiesen. Astorre war überrascht und geschmeichelt.

Nachdem Buji gegangen war - sie war für das Wochenende mit dem reichsten Weinhändler von Palermo verabredet -, hielt Bianco dem Patienten einen Spiegel vor. Das goldene Halsband war hübsch gearbeitet. Die Madonna, dachte Astorre. Man begegnete ihr überall in Sizilien, in Kapellen am Wegesrand, in Autos, in den Häusern, sogar als Kinderspielzeug.

Er fragte Bianco: »Warum verehren die Sizilianer so sehr die Madonna und nicht ihren Sohn Christus?«

Bianco zuckte die Achseln. »Schließlich war Jesus ein Mann und damit nicht ganz vertrauenswürdig. Aber, wie auch immer, darüber brauchst du dir in Zukunft nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Ehe du nach Amerika zurückkehrst, wirst du noch ein Jahr bei Mr. Pryor in London verbringen und das Bankgeschäft lernen. Ach ja, eine Sache ist hier allerdings noch zu erledigen. Nello muß liquidiert werden.«

Astorre hatte die ganze Angelegenheit schon tausendmal durchdacht und wußte, daß an Nellos Schuld nicht zu zweifeln war. Aber weshalb hatte Nello versucht, ihn ans Messer zu liefern? Sie waren schon seit so langem gute Freunde gewesen, als die Sache passierte, und an der Echtheit der Freundschaft zu zweifeln gelang Astorre ebensowenig wie Nello von der Schuld, ihn verraten zu haben, freizusprechen. Weshalb also hatte der Freund ihn verraten? Er mußte in irgendeiner Verbindung zu den Corleonesi stehen und hatte offenbar keine andere Wahl gehabt, als der cosca von Corleone zu dienen.

Verdächtig war jedenfalls, daß Nello nie versucht hatte, ihn im Krankenhaus zu besuchen. Tatsächlich schien er das Weite gesucht zu haben. Auch im Club war er seit dem Überfall auf Astorre nicht mehr gesehen worden. Trotzdem hoffte Astorre noch immer, ihn fälschlicherweise zu verdächtigen.

»Bist du sicher, daß es Nello war?« fragte er Bianco. »Er war mein bester Freund.«

»Wen hätten sie denn sonst benutzen sollen?« fragte Bianco. »Deinen erbittertsten Feind vielleicht? Auf jeden Fall wirst du als achtenswerter Mann die Bestrafung des Verräters selbst in die Hand nehmen müssen. Sieh also zu, daß du bald gesund wirst.«

Bei Biancos nächstem Besuch erklärte ihm Astorre: »Wir haben keine Beweise gegen Nello. Laß die Sache ruhen und schließ Frieden mit den Corleonesi. Verbreite das Gerücht, daß ich meinen Verletzungen erlegen bin.«

Zunächst widersetzte sich Bianco diesem Ansinnen auf das Entschiedenste, schließlich sah er aber, was für Astorres Rat sprach und rühmte seine Weisheit. Tatsächlich gab ihm das Gerücht von Astorres Tod Gelegenheit, mit seinen Feinden Frieden zu schließen. Die Corleonesi konnten sich auf diese Weise einbilden, ihre Toten gerächt zu haben. Und Nello war schließlich nur eine Nebenfigur, die man einfach aus dem Spiel lassen konnte. Bis auf weiteres.

Die Vorbereitungen nahmen eine Woche in Anspruch. Astorre wurde von neuem in die Obhut Pryors in London gegeben, um dann von dort nach New York zurückzukehren. Aldo Monza aber, der Sizilien mit ihm verließ, begab sich direkt nach New York zu Don Aprile und wollte seinen Herrn, der ihn als seinen Assistenten eingestellt hatte, dort erwarten. Astorre blieb ein ganzes Jahr bei Pryor in London. Die Erfahrung war sehr lehrreich für ihn.

In Pryors Arbeitszimmer wurde ihm bei einem Krug Wein mit Zitrone erklärt, daß der Don viel mit ihm vorhatte und daß zur Vorbereitung auf die Rolle, die ihm zugedacht war, die in Palermo erhaltene Ausbildung ebenso unabdingbar war wie alles, was er noch von Pryor lernen würde.

Astorre fragte nach Rosie. Er hatte sie nie vergessen, ihre Anmut, ihre reine Lebensfreude, ihre Großzügigkeit in allen Dingen, auch im Bett. Sie fehlte ihm.

Pryor zog die Augenbrauen hoch. »Diese Mafiamieze?« fragte er. »Wußte ich doch, daß Sie die nicht vergessen würden.«

»Wissen Sie, wo sie ist?« fragte Astorre.

»Gewiß«, sagte Pryor. »In New York.«

Astorre zögernd: »Ich habe an sie gedacht. Schließlich bin ich wirklich furchtbar lang weg gewesen, und sie war jung. Was passiert ist, war nur natürlich. Ich hatte gehofft, sie wiederzusehen.«

»Natürlich«, sagte Pryor. »Warum nicht? Nach dem Essen werde ich Ihnen sagen, was Sie wissen müssen.«

Und so geschah es, daß Astorre in Pryors Arbeitszimmer spät in der Nacht erschöpfend über Rosie informiert wurde. Pryor hatte Rosies Telefongespräche aufgenommen, in denen sie Verabredungen mit Männern traf. Die Gespräche ließen keinen Zweifel an der Art der Beziehungen, die sie zu diesen Männern unterhielt. Auch von kostspieligen Geschenken und Honoraren war die Rede. Es war schockierend für Astorre, sie so reden zu hören. Er glaubte, daß sie nur mit ihm so geredet hätte - mit diesem hellen Lachen, diesen geistreichen, liebevollen Neckereien. Sie war äußerst charmant und nie grob oder vulgär. Wenn man sie hörte, konnte man glauben, daß sich da ein Schulmädchen zu einem Abschlußball verabredete. Ihre Unschuld war offensichtlich das

Werk einer genialen Künstlerin.

Pryor hatte sich seinen Mützenschirm in die Augen gezogen, beobachtete Astorre aber trotzdem sehr aufmerksam.

Astorre sagte: »Sie ist wirklich sehr gut, finden Sie nicht?«

»Ein Naturtalent«, sagte Pryor.

»Haben Sie diese Bänder aufgenommen, als ich mit ihr zusammen war?« fragte Astorre.

Pryor machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich hatte die Pflicht, Sie zu schützen. Ja.«

»Und warum haben Sie mir nie etwas davon gesagt?« fragte Astorre.

»Sie waren doch über beide Ohren verliebt«, meinte Pryor. »Warum hätte ich Ihnen den Spaß verderben sollen? Sie war nicht gierig und hat Sie gut behandelt. Ich war selber einmal jung und kann Ihnen sagen: In der Liebe kommt es auf die Wahrheit wirklich nicht groß an. Und schließlich ist Rosie trotz allem ein großartiges Mädchen.«

»Ein Klasse-Callgirl«, erwiderte Astorre ziemlich bitter.

»Nicht wirklich«, sagte Mr. Pryor. »Sie mußte schließlich sehen, wie sie durchkommt. Mit vierzehn ist sie von zu Hause weggelaufen, aber sie ist hochintelligent und wollte eine Ausbildung. Außerdem wollte sie ein gutes Leben. Sie konnte Männer glücklich machen, was ein rares Talent ist. Daß sie sich das vergüten ließ, ist nur fair.«

Astorre lachte. »Sie sind ein aufgeklärter Sizilianer. Aber was sagen Sie dazu, daß sie vierundzwanzig Stunden mit der Leiche eines ehemaligen Liebhabers zugebracht hat?«

Mr. Pryor lachte vergnügt. »Aber das zeigt sie doch von der besten Seite. Eine echte Mafiosa. Sie hat ein warmes Herz, aber ihr Verstand ist kühl. Großartige Kombination. Begeisternd geradezu. Natürlich muß man sich bei einer solchen Frau immer vorsehen. Man riskiert sonst, sich böse in die Nesseln zu setzen.«

»Und das Amyl-Nitrat?« fragte Astorre.

»Daran ist sie unschuldig. Ihre Liebschaft mit dem Professor war schon lange im Gang, ehe Sie sich trafen, und er bestand auf dem Konsum dieser Droge. Nein, wir haben es hier nur mit einem Mädchen zu tun, die ausschließlich auf ihr eigenes Glück bedacht ist. Ausschließlich. Soziale Hemmungen kennt sie nicht. Ich würde Ihnen raten, den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Es könnte sein, daß Sie eines Tages für ihre Talente noch berufliche Verwendung haben.«

»Sie haben recht«, sagte Astorre. Er war überrascht, daß er nicht böse war auf Rosie. Daß ihr Charme ihn so nachsichtig stimmte.

»Gut«, sagte Mr. Pryor. »Sie bleiben also ein Jahr hier, und dann gehen Sie zu Don Aprile.«

»Und was soll aus Bianco werden?« fragte Astorre.

Mr. Pryor schüttelte seufzend den Kopf. »Bianco muß nachgeben. Die cosca der Corleonesi ist zu stark. Sie haben allerdings von ihnen nichts mehr zu befürchten. Der Don hat Frieden geschlossen. Den armen Bianco

haben seine geschäftlichen Erfolge zu zivilisiert gemacht.«

Astorre behielt Rosie im Auge. Teilweise war das Vorsicht, teilweise war das Erinnerung an die große Liebe seines Lebens. Er wußte, daß sie sich wieder an der New Yorker Universität immatrikuliert hatte und an einer Dissertation über ein Thema der Psychologie arbeitete. Er wußte auch, daß sie in einem sicheren Apartmenthaus in der Nähe der Universität wohnte und auf nun schon sehr professionelle Weise Beziehungen zu reichen älteren Männern unterhielt.

Sie war sehr klug. Sie hatte immer drei Beziehungen gleichzeitig und ließ sich bezahlen mit Juwelen, Geldsummen und Ferienaufenthalten in den Kurorten der Reichen, wo sie immer neue Bekanntschaften machte. Niemand hätte sie als professionelle Prostituierte bezeichnen können, weil sie niemals etwas verlangte. Sie nahm nur Geschenke an. Daß die Männer, die ihr die Geschenke machten, sich in sie verliebten, war selbstverständlich. Aber Heiratsanträge nahm sie nicht an. Sie pflegte zu sagen, daß sie Freunde seien, die einander liebten, aber daß die eheliche Bindung nichts für sie wäre. Die Mehrzahl ihrer Freier ließ sich die so formulierte Ablehnung ihrer Anträge gern gefallen. Sie war keine Goldgräberin. Sie war nicht eigentlich habgierig. Sie wollte nur in Luxus leben, ohne Sorgen und Pflichten. Das allerdings auch in Zukunft, an die sie durchaus dachte. Sie hatte deshalb fünf verschiedene Bankkonten und zwei Tresorfächer.

Einige Monate nach dem Tode des Dons entschloß sich Astorre zu einem Wiedersehen mit Rosie. Er war überzeugt, daß sie ihm bei der Ausführung seiner Pläne behilflich sein könnte. Ihn selber würde sie andererseits nicht wieder betören können. Er kannte ja schließlich jetzt ihre Geheimnisse. Weil das aber der Fall war, glaubte er auch, daß sie ihm ihren Beistand nicht verweigern würde.

Er wußte, daß sie in gewissem Sinne amoralisch war, daß ihr eigenes Wohl und Vergnügen ihre höchsten Werte waren. Sie glaubte von ganzem Herzen, daß sie ein Recht auf Glück und daß dieses Recht vor jedem anderen Vorrang hätte.

Aber mehr als alles andere sehnte er sich danach, sie wiederzusehen. Wie bei vielen Männern hatte auch bei ihm die Zeit Wunder gewirkt und einerseits den Charme der einstigen Geliebten vermehrt, andererseits die Enttäuschungen über deren Treulosigkeit verharmlost. Ihre Sünden schienen ihm nun bloß noch von jugendlicher Sorglosigkeit zu zeugen, nicht mehr davon, daß sie ihn etwa nicht wirklich geliebt hätte. Er erinnerte sich ihrer Brüste und der rosa Flecken, die sich auf ihnen zeigten, wenn sie Liebe machten; wie sie schüchtern den Kopf zu senken pflegte. Er erinnerte sich ihrer ansteckenden guten Laune, ihres mühelosen Ganges auf diesen stelzenartigen Beinen und der unglaublichen Hitze ihres Mundes, die er spürte, wenn ihre Lippen ihn berührten. Nichtsdestoweniger hielt Astorre an der Überzeugung fest, daß er ein Wiedersehen mit ihr allein aus geschäftlichen Erwägungen suchte. Weil er ihre Dienste

brauchte.

Rosie traf ihn vor der Tür ihres Apartmenthauses. Er lächelte sie an. »Nett, dich mal wiederzusehen«, sagte er. Sie ließ die Bücher, die sie unter dem rechten Arm trug, auf den Bürgersteig fallen. Sie errötete vor Freude. Ihre Augen funkelten. Sie warf ihm die Arme um den Hals und küßte ihn auf den Mund.

»Ich wußte, daß ich dich wiedersehen würde«, sagte sie. »Ich wußte, daß du mir vergeben würdest.« Dann zog sie ihn ins Haus und treppauf in die erste Etage, wo ihre Wohnung lag.

Dort servierte sie ihm einen Cognac, sich selbst ein Glas Wein, dann nahm sie neben ihm auf dem Sofa Platz. Der Raum war luxuriös eingerichtet, und Astorre wußte, wo das Geld dafür herkam.

»Warum hast du so lange gewartet?« fragte Rosie. Während sie sprach, zog sie sich schon die Ringe von den Fingern und nahm sich die Clips von den Ohrläppchen, streifte auch drei Armbänder von ihrem linken Arm, die aus Gold und mit Diamanten besetzt waren.

»Ich hatte eine Menge zu tun«, sagte Astorre. »Und es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich dich gefunden habe.«

Rosie warf ihm einen liebevollen, sanften Blick zu. »Singst du noch? Reitest du noch aus in dieser lächerlichen Uniform?« Sie küßte ihn noch einmal, und Astorre wurde warm, nicht gerade die Reaktion, die er geplant hatte.

»Nein«, sagte er aber. »Rosie, wir können nicht wieder anfangen, wo wir aufgehört haben.«

Rosie zog ihn auf die Füße. »Es war die glücklichste Zeit meines Lebens«, erwiderte sie. Dann waren sie schon im Schlafzimmer und binnen weniger weiterer Sekunden auch nackt.

Rosie nahm eine Flasche Parfüm von ihrem Nachttisch und sprühte zuerst sich selbst und dann ihn damit ein. »Keine Zeit für ein Bad«, sagte sie lachend. Und dann waren sie im Bett, und er sah die rosa Flecken auf ihren Brüsten wieder langsam hervorkommen.

Für Astorre war es eine seltsame Erfahrung. Er fühlte sich irgendwie unbeteiligt. Er genoß den Sex, aber Rosie konnte er nicht genießen. Im Geiste sah er sie bei der Leiche ihres Professors wachen, einen Tag und eine Nacht lang, oder umgekehrt. War er vielleicht zuerst noch lebendig gewesen, hätte ihm vielleicht noch geholfen werden können? Was hatte Rosie getan, allein mit ihrem Professor und dem Tod?

Rosie, die auf dem Rücken lag, streckte die Hand aus und berührte seine Wange. Sie senkte den Kopf und flüsterte: »Der alte Zauber wirkt nicht mehr.« Sie hatte mit dem goldenen Medaillon, das von seinem Halsband hing, gespielt, hatte die häßliche Narbe gesehen und sie geküßt.

Astorre sagte: »Wieso? Es war doch sehr schön.«

Rosie setzte sich auf.

»Du kannst mir den Professor nicht verzeihen, daß ich ihn sterben ließ

und dann bei der Leiche blieb, stimmt's?«

Astorre antwortete nicht. Er würde ihr nie erzählen, was er jetzt von ihr wußte. Daß sie sich nie geändert hatte.

Rosie stieg aus dem Bett und fing an, sich anzuziehen. Er tat es ihr nach.

»Du bist im Grunde viel schlimmer«, sagte Rosie. »Der adoptierte Neffe von Don Aprile. Und dein Freund in London, der für mich aufgeräumt hat. Er hat das echt gut gemacht für einen englischen Banker: Nur wenn man wußte, woher er nach England eingewandert war, wurde das Geschick, das er bei der Sache bewies, einigermmaßen erklärlich.«

Sie waren nun wieder im Wohnzimmer, und sie schenkte zwei frische Drinks ein. Dabei sah sie ihm ernst in die Augen. »Ich weiß, wer du bist. Und es macht mir nichts, ehrlich. Wir sind im Grunde Seelenverwandte. Ist das nicht perfekt?«

Astorre lachte. »Also, eine Seelenverwandte habe ich in dir echt nicht zu finden erwartet. Ich wollte dir eigentlich nur ein Geschäft vorschlagen.«

Rosie wurde sehr sachlich. Der Charme verschwand aus ihren Zügen. Sie fing an, ihre Ringe wieder über die Finge zu streifen. »Für eine schnelle Nummer nehme ich fünfhundert Eier«, sagte sie. »Du kannst mit einem Scheck bezahlen.« Sie lächelte ihn schelmisch an, sie beliebte zu scherzen. Er wußte, daß sie nur zu Fest- und Geburtstagen Geschenke annahm, die aber wesentlich substantieller zu sein pflegten. Das Apartment, in dem sie sich befanden, war zum Beispiel das Geburtstagsgeschenk eines Verehrers.

»Nein, im Ernst«, meinte Astorre. Und dann erzählte er ihr von den Sturzo-Brüdern und was er von ihr erwartete. Nicht um ihrer alten Freundschaft willen natürlich, nein, er meinte, das Geschäft könnte sich für sie lohnen. »Ich gebe dir jetzt zwanzigtausend für deine Spesen«, sagte er. »Wenn die Sache dann gelaufen ist, gibt's ein Honorar von hunderttausend.«

Rosie sah ihn sehr nachdenklich an. »Und was passiert dann?« fragte sie.

»Darum brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, entgegnete Astorre.

»Ich verstehe«, sagte Rosie. »Und was ist, wenn ich ablehne?«

Astorre zuckte die Achseln. An diese Möglichkeit wollte er nicht denken. »Nichts«, sagte er.

»Du würdest mich nicht den englischen Behörden ausliefern?« fragte sie.

»Das könnte ich dir doch niemals antun«, antwortete er, und an der Aufrichtigkeit seines Tons war nicht zu zweifeln.

Rosie seufzte. »Okay.« Und dann sah er ihre Augen funkeln. Sie grinste ihn an. »Wieder ein neues Abenteuer also.«

Jetzt, während der Fahrt durch Westchester, wurde Astorre aus diesen Erinnerungen gerissen, als Aldo Monza ihm das Bein drückte. »In einer halben Stunde sind wir da«, sagte Monza. »Überlegen Sie sich, was Sie

mit den Sturzo-Brüdern machen wollen.«

Astorre starrte aus dem Fenster in das Wirbeln der fallenden Schneeflocken. Sie fuhren durch eine Gegend, in der nichts stand außer etlichen hohen kahlen Bäumen, deren schneebeladene funkelnde Äste ihm wie Zauberstäbe vorkamen. Auch die Steine am Straßenrand funkelten in der Schneedecke wie Sterne. Plötzlich fühlte er kalte Einsamkeit im Herzen. Nach dieser Nacht, das war ihm jetzt klar, würde die Welt sich ändern, er würde sich ändern und sein wahres Leben gewissermaßen erst beginnen.

Um drei Uhr früh war Astorre inmitten einer durch riesige Schneewehen geisterhaft verkleideten Landschaft am Ziel.

Im Hause fand er die Sturzos, die, an Händen und Füßen gefesselt, in Zwangsjacken gesteckt waren. Sie lagen in einem der Schlafzimmer am Boden, von zwei Bewaffneten bewacht.

Astorre musterte sie mitleidig. »Fassen Sie das als Kompliment auf«, sagte er ihnen. »Es beweist doch nur, daß wir zu schätzen wissen, wie gefährlich Sie sind.«

Die Haltung der beiden Gefangenen war grundverschieden. Stace schien ruhig und gefaßt, aber Franky starrte die Neuankömmlinge mit einem Haß in den Augen an, der sein gewöhnlich lebenswürdiges Gesicht zu einer dämonenhaften Fratze verzerrte.

Astorre setzte sich auf das Bett. »Ich nehme an, daß ihr inzwischen dahintergekommen seid, stimmt's?«

Stace sagte ruhig: »Rosie war ein Lockvogel. Sie war ausgezeichnet, stimmt's, Franky?«

»Außergewöhnlich«, meinte Franky. Er strengte sich an, seine Stimme aus der hysterischen hohen Lage herauszuhalten.

»Sie hat euch auch wirklich gern gehabt«, sagte Astorre, »besonders Franky. Es ist ihr deshalb auch schwergefallen, echt schwer.«

Franky sagte verächtlich: »Warum hat sie's dann gemacht?«

»Weil ich ihr 'ne Menge Geld gegeben habe«, sagte Astorre. »Wirklich viel Geld. Sie wissen ja, wie das ist, Franky.«

»Nein, weiß ich nicht«, entgegnete Franky.

»Ich nehme an, daß es auch 'ne Menge Geld gekostet hat, zwei smarte Typen wie Sie zu überreden, die Beseitigung des Dons zu übernehmen«, meinte Astorre. »Eine Million? Zwei Millionen?«

»Sie irren sich total. Damit hatten wir nichts zu tun. So blöde sind wir doch nicht«, sagte Stace.

»Ich weiß, daß Sie die Schützen waren. Sie sind bekannt dafür, daß Sie im Bedarfsfall 'ne Menge riskieren. Und ich bin Ihnen nachgegangen. Jetzt will ich den Namen des Mannes, der Ihnen den Auftrag gegeben hat.«

»Sie irren sich«, sagte Stace. »Das können Sie uns nie anhängen. Und wer, zum Teufel, sind Sie überhaupt?«

»Ich bin der Neffe des Dons«, erklärte Astorre. »Sein Aufräumer. Und ich bin Ihnen schon seit sechs Monaten auf der Spur. Zur Zeit des

Mordanschlags waren Sie nicht in Los Angeles. Länger als eine Woche waren Sie weg. Franky, Sie haben Ihre Jungs zweimal zu trainieren versäumt. Stace, Sie haben während dieser Wochen nicht einmal ins Geschäft hereingeschaut. Nicht mal angerufen haben Sie. Erzählen Sie mir also einfach, wo Sie waren.«

»Ich war in Las Vegas, spielen«, erwiderte Franky. »Und wir könnten uns vielleicht besser unterhalten, wenn Sie uns ein paar von diesen Fesseln abnehmen würden, wir sind schließlich keine Scheiß-Houdinis.«

Astorre lächelte ihn mitfühlend an. »Gleich«, sagte er. »Stace, und was haben Sie gemacht?«

»Ich war mit meiner Freundin oben in Tahoe«, entgegnete Stace. »Aber wer wird sich nach so langer Zeit da noch an Einzelheiten erinnern?«

Astorre sagte: »Vielleicht habe ich mehr Glück, wenn ich Sie mir einzeln vornehme?«

Er verließ die Gefangenen und ging hinunter in die Küche, wo Monza Kaffee für ihn gemacht hatte. Er befahl Monza, die Brüder in zwei verschiedene Schlafzimmer zu legen und jeden von ihnen von zwei Mann bewachen zu lassen.

»Sind Sie sicher, daß Sie die richtigen Leute haben?« fragte Monza.

»Ich glaube schon«, sagte Astorre. »Wenn nicht, haben sie eben Pech gehabt. Es tut mir echt leid, Aldo, aber Sie werden mir vielleicht helfen müssen, sie zum Reden zu bringen.«

»Na ja, manchmal sind sie leider auf keine Weise zum Reden zu bringen. Es ist kaum zu glauben, wie dickköpfig manche Leute sind. Und diese beiden kommen mir ziemlich dickköpfig vor.«

»Ich hasse es einfach, so verdammt tief sinken zu müssen«, sagte Astorre.

Er wartete eine Stunde, bevor er in das Zimmer hinaufging, wo Franky war. Es war schon wieder dunkel, aber das Lampenlicht fiel durch das Fenster in den draußen noch immer oder schon wieder wirbelnden Schnee.

»Die Sache ist sehr einfach«, sagte Astorre. »Nennen Sie mir den Namen des Auftraggebers und Sie haben eine Chance, lebendig hier rauszukommen.«

Franky sah ihn haßerfüllt an. »Ich werde Ihnen niemals auch nur die beschissenste Kleinigkeit sagen, Sie Arschloch. Sie haben die Falschen. Und Ihr Gesicht werde ich nicht vergessen und Rosie auch nicht.«

»Da sagen Sie genau das Falsche«, meinte Astorre.

»Haben Sie sie auch gefickt?« fragte Franky. »Sind Sie Ihr Zuhälter?«

Astorre verstand. Franky war nicht imstande, Rosie ihren Verrat zu verzeihen. Eine erstaunlich unangemessene Reaktion angesichts des Ernstes seiner Lage.

»Ich glaube, da sind Sie sehr dumm«, sagte Astorre. »Und dabei habt Ihr Brüder den Ruf, echt smart zu sein.«

»Ist mir scheißegal, was Sie denken«, sagte Franky. »Solange Sie keine

Beweise haben, können Sie nichts machen.«

»Wirklich? Ich verschwende also meine Zeit mit Ihnen«, sagte Astorre.
»Ich glaube, ich unterhalte mich lieber mal mit Stace.«

Ehe er zu Stace ging, stieg Astorre aber noch mal in die Küche hinab und trank noch etwas Kaffee. Er wunderte sich, daß Franky trotz seiner Fesseln so zuversichtlich zu sein schien und so frech geredet hatte. Nun ja, bei Stace mußte er mehr Geschick beweisen. Er fand den Mann in unbequemer Lage auf dem Bett. »Nehmen Sie ihm die Jacke ab, aber prüfen Sie die Hand- und Fußfesseln.«

»Ich verstehe jetzt«, sagte Stace ruhig. »Sie wissen, daß wir Zaster versteckt haben. Ich kann arrangieren, daß Sie ihn kriegen, wir können diesen Unsinn also beenden.«

»Ich habe mich gerade mit Franky unterhalten«, sagte Astorre. »Ich war sehr enttäuscht. Sie und Ihr Bruder sollen ja ziemlich schlau sein. Aber nun reden Sie mir von Geld, obwohl Sie wissen, daß Sie hier sind, weil Sie den Don umgelegt haben.«

»Sie irren sich«, erwiderte Stace.

Astorre sagte leise: »Ich weiß, daß Sie nicht in San Francisco waren, und ich weiß, daß Franky nicht in Vegas war. Sie sind die einzigen Auftragskiller, die für diesen Job in Frage kamen, und die Schützen waren Linkshänder wie Sie und Franky. Alles, was ich also noch von Ihnen wissen will, ist der Name Ihres Auftraggebers.«

»Warum sollte ich Ihnen den sagen?« fragte Stace. »Ich weiß, daß das Spiel aus ist. Sie tragen keine Masken, und Sie haben Rosie exponiert. Sie werden sich also hüten, uns lebendig hier rauszulassen. Ganz gleich, was Sie versprechen.«

Astorre seufzte. »Ich werde nicht versuchen, Sie zu beschleißen. So in etwa liegt die Sache. Aber vergessen Sie eins nicht, ich kann's Ihnen schwer oder leicht machen. Ich habe einen Spezialisten, den ich auf Franky ansetzen werde.« Astorre spürte einen Anflug von Übelkeit, als er das sagte. Er erinnerte sich, wie Aldo Monza Fissolini bearbeitet hatte.

»Sie verschwenden Ihre Zeit«, sagte Stace. »Franky wird nicht reden.«

»Vielleicht nicht«, sagte Astorre. »Aber wir werden ihn Stück für Stück in seine Bestandteile zerlegen und Ihnen jedes Stück zur Ansicht vorlegen. Ich schätze, daß Sie reden werden, um ihm das zu ersparen. Aber warum es so weit kommen lassen? Denn warum, Stace, wollen Sie Ihren Auftraggeber schützen? Der hätte doch wohl für Ihre Sicherheit sorgen sollen, und genau das tat er nicht.«

Stace antwortete nicht. Dann sagte er: »Warum lassen Sie Franky nicht laufen?«

»Sie wissen genau, warum das nicht in Frage kommt.«

»Wie wollen Sie wissen, daß ich Sie nicht anlüge?« fragte Stace.

»Warum sollten Sie?« fragte Astorre. »Was hätten Sie davon? Stace, Sie können Franky davor bewahren, was echt Schreckliches durchmachen zu müssen. Das muß Ihnen klar sein.«

»Wir waren nur die Schützen und haben einen Job gemacht«, sagte Stace. »Für Sie ist der Typ hinter dem Ganzen von Interesse. Warum können Sie uns nicht einfach laufenlassen?«

Astorre antwortete ihm geduldig: »Stace, Sie und Ihr Bruder haben den Auftrag übernommen, einen großen Mann umzulegen. Für zweifellos 'ne Menge Geld, und ein riesiger Egotrip ist nebenbei auch noch dabei rausgesprungen. Also, hören Sie mal. Das war 'ne große Sache. Sie haben eben gewürfelt und Pech gehabt, und nun müssen Sie zahlen, damit die Welt weiter rund läuft. So ist das nun mal. Aber ich kann Ihnen das Zahlen leicht oder schwer machen. Wenn Sie wollen, können Sie sich in einer Stunde auf diesem Tisch da ein wichtiges Stück von Franky ansehen. Glauben Sie mir bitte, wenn ich Ihnen sage, daß ich persönlich das echt bedauern würde.«

Stace sagte: »Woher weiß ich, daß Sie nicht voller Scheiße sind?«

Astorre sagte: »Denken Sie nach, Stace. Bedenken Sie, wie ich Rosie auf Sie angesetzt habe. Was für ein Aufwand von Zeit und Geduld! Bedenken Sie, wie ich Sie hierher bugsiiert habe, wo ich Sie mit acht bewaffneten Männern erwarten konnte. Welcher Aufwand von Geld und Mühe! Und das einen Tag vor Heiligabend. Ich bin ein sehr ernsthafter Mensch, Stace, ich nehme an, das werden Sie schon gemerkt haben. Ich gebe Ihnen eine Stunde, sich mein Angebot zu überlegen. Wenn Sie reden, verspreche ich Ihnen, daß Franky keine Ahnung haben wird, was ihm passiert, wenn es soweit ist.«

Astorre stieg wieder in die Küche hinab. Monza erwartete ihn.

»Na?« fragte Monza.

»Ich weiß nicht«, sagte Astorre. »Aber ich muß morgen zu Nicoles Weihnachtsfeier, deshalb müssen wir heute abend damit fertig werden.«

»Ich brauche nur eine Stunde«, sagte Monza. »Entweder redet er dann, oder er ist tot.«

Astorre entspannte sich ein Weilchen am lodernden Kaminfeuer, dann ging er wieder nach oben zu Stace. Der Mann sah erschöpft und schicksalsergeben aus. Er hatte sich die Sache überlegt. Er wußte, daß Franky nicht reden würde. Franky glaubte, er hätte noch was zu hoffen. Stace dagegen glaubte, daß Astorre tatsächlich die Karten auf den Tisch gelegt hatte. Und jetzt konnte Stace die Ängste all der Männer, die er getötet hatte, nachempfinden, ihre letzten verzweifelten und fruchtlosen Hoffnungen auf ein gütiges Schicksal. Er wollte nicht, daß Franky so sterben müßte. Stück für Stück. Er sah Astorre an. Er hatte ein strenges, unerbittliches Gesicht, das Gesicht eines Mannes, der trotz seiner Jugend genau wußte, was er zu tun hatte. Das Gesicht eines Richters, der über Leben und Tod zu urteilen hat und seine Pflicht kennt.

Das Schneetreiben bedeckte die Fensterscheiben mit einem weißen Fell. Franky hing in seinem Zimmer Tagträumen nach, in denen er mit Rosie in Europa war: Der Schnee deckte die Pariser Boulevards zu und fiel in die Kanäle von Venedig. Der Schnee ein Zauber, Rom ein Zauber.

Stace lag auf seinem Bett im Nebenzimmer und machte sich Sorgen um Franky. Sie hatten gewürfelt und verloren. Und das Spiel war aus. Aber er konnte Franky weismachen, daß der Punktverlust noch wettzumachen wäre.

»Ich bin einverstanden«, sagte Stace. »Aber achten Sie wirklich darauf, daß Franky nicht merkt, was ihm passiert, okay?«

»Verspreche ich«, sagte Astorre. »Aber wenn Sie versuchen, mich anzulügen, werde ich's merken.«

»Keine Angst«, sagte Stace. »Weshalb sollte ich? Der Auftragsvermittler ist ein Mann namens Heskow, und er wohnt in einem Städtchen namens Brightwaters, gleich hinter Babylon. Er ist geschieden, lebt allein und hat einen sechzehnjährigen Sohn, der fabelhaft Basketball spielt. Wir kannten uns schon als Kinder. Der Preis war eine Million, aber Franky und ich haben trotzdem gezögert, den Auftrag anzunehmen. Die Sache kam uns zu groß vor. Wir haben sie schließlich doch angenommen, weil uns versichert wurde, daß wir uns wegen des FBI keine Sorgen zu machen brauchten und wegen der Polizei auch nicht. Heskow versicherte uns überdies, daß die Verbindungen des Dons nicht mehr unter Strom stünden. Da hat er sich offensichtlich geirrt. Sie sind der Beweis. Jedenfalls konnten wir bei dem gebotenen Honorar den Job doch nicht ablehnen.«

»Da bieten Sie ja einem Typen, von dem Sie glauben, daß er voller Scheiße ist, echt umfassende Informationen«, sagte Astorre.

»Ich will Sie nur davon überzeugen, daß ich die Wahrheit sage«, sagte Stace. »Mir ist klar, daß das Spiel aus ist. Ich will nur, daß Franky es nicht merkt.«

»Keine Angst, ich glaube Ihnen«, sagte Astorre.

Er verließ das Zimmer und gab in der Küche Aldo seine Anweisungen. Er verlangte die Personalausweise, Führerscheine, Kreditkarten und sonstigen Papiere der beiden. Er hielt sein Wort: Franky sollte ohne vorherige Warnung durch einen Schuß in den Hinterkopf getötet werden, und auch Stace sollte möglichst schmerzlos hingerichtet werden.

Astorre machte sich auf den Rückweg nach New York. Der Schneefall ging über in Regen und wusch das Weiß aus der Landschaft.

Es kam selten vor, daß Monza sich über einen direkten Befehl hinwegsetzte, aber als Henker glaubte er, das Recht zu haben, nach eigenem Gutdünken zu verfahren. Schußwaffengebrauch schloß er aus. Er würde mit dem Strick arbeiten.

Zuerst erwürgte er mit Hilfe von vier Mann Stace. Stace leistete keinen Widerstand. Aber bei Franky war es anders. Zwanzig Minuten lang versuchte er, sich dem Strick zu entziehen. Schreckliche zwanzig Minuten lang wußte also Franky, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Dann wurden die beiden Leichen in Decken gewickelt und in den Wald hinter dem Haus getragen. Inzwischen war es wieder kälter geworden, und es hatte wieder angefangen zu schneien. Die Leichen wurden in

unzugänglichem Dickicht in einem Loch verborgen, wo sie frühestens im nächsten Frühjahr entdeckt würden. Und dann würden sie zweifellos schon so verwest sein, daß eine Todesursache nicht mehr festzustellen war.

Aber nicht nur aus solch praktischen Erwägungen hatte Monza sich über den ausdrücklichen Befehl seines Chefs hinweggesetzt. Denn wie Don Aprile war er in tiefster Seele der Überzeugung, daß nur Gott es sich leisten konnte, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Und Männer, die für Geld andere Männer ermordeten, verdienten nach menschlichem Ermessen keine Gnade. Im übrigen war es überhaupt vermessen, Schuld zu vergeben. Das war die Pflicht Gottes. Wenn Menschen Gnade erweisen wollten, so war das eitler Stolz und fehlender Respekt. Er selbst wünschte sich solche Gnade nicht.

NEUNTES KAPITEL

Kurt Cilke glaubte an das Gesetz, an jene Regeln, die die Menschen sich gegeben hatten, um in Frieden leben zu können. Er hatte jene Kompromisse, die eine gerechte Gesellschaft untergraben, stets zu vermeiden gesucht und kämpfte gnadenlos gegen die Feinde des Staates. Nun, nachdem er zwanzig Jahre lang in diesem Kampf gestanden hatte, hatte er viel von seinem Glauben verloren.

Nur seine Frau entsprach seinen Vorstellungen in jeder Hinsicht. Die Politiker waren Lügner, die Reichen frönten mitleidslos ihrem Machthunger, die Armen ihren Lastern, unter denen die Bössartigkeit nicht das seltenste war. Es gab auch geborene Hochstapler, Schwindler, Schläger und Mörder. Die Vertreter der Staatsgewalt waren im Durchschnitt nur wenig besser, aber Cilke hatte bis zuletzt an dem Glauben festgehalten, daß das FBI das Beste von allem war.

Während des vergangenen Jahres war er häufig von einem bestimmten Traum heimgesucht worden. In dem Traum war er zwölf Jahre alt und mußte ein Examen bestehen, das den ganzen Tag über dauern würde. Als er in die Schule ging, weinte seine Mutter, und in seinem Traum verstand Cilke den Grund für diese Tränen. Denn er wußte, daß er sie nie wiedersehen würde, wenn er die Prüfung nicht bestand.

In dem Traum hatten die Morde so überhand genommen, daß man mit Hilfe der Psychiatrie einen Test entwickelt hatte, der die Voraussagen zuließ, welcher von den zwölfjährigen Probanden, die man diesem Test unterwarf, mit der Tendenz belastet war, sich zum Mörder zu entwickeln. Kinder, denen auf Grund ihres Abschneidens bei diesem Test diese Tendenz nachgewiesen werden konnte, verschwanden einfach. Das war eine reine Vorbeugemaßnahme. Denn die psychiatrische Wissenschaft hatte bewiesen, daß alle Mörder, die zu ihrem Vergnügen töteten, Triebtäter waren, daß Geldgier, Eifersucht, Haß, politische Ideale und was sonst an Motiven für Kapitalverbrechen genannt werden, nur sekundäre Begründungen waren. Weshalb nun die Gesellschaft dazu übergegangen war, die mit dieser Anlage Belasteten schon früh aus dem Verkehr zu ziehen.

Cilke pflegte dieses peinliche Examen aber gewöhnlich zu bestehen und träumte, wie ihn die Mutter bei der Heimkehr herzte und küßte und wie seine Onkel und Vettern eine große Feier anläßlich seines guten Abschneidens bei der Prüfung organisiert hatten. Dann saß er allein in seinem Schlafzimmer und zitterte vor Angst. Denn er wußte, daß da etwas schiefgelaufen war, daß er das Examen niemals hätte bestehen dürfen. Und daß er nun zum Mörder heranwuchs.

Er hatte seiner Frau von diesem Traum nie etwas erzählt, denn er

wußte, was er bedeutete, oder glaubte wenigstens, es zu wissen.

Cilkes Verbindung zu Timmona Portella bestand nun schon seit mehr als sechs Jahren. Der Anknüpfungspunkt war ein Mord gewesen, den Timmona sich hatte zuschulden kommen lassen. In blindem Zorn hatte er einen Untergebenen getötet. Cilke hatte ihm daraufhin das folgende Geschäft vorgeschlagen: Er, Cilke, würde von der Strafverfolgung in diesem Fall absehen, wenn Timmona ihm in Zukunft berichten würde, was bei der New Yorker Mafia jeweils auf der Tagesordnung stand. Der Direktor hatte den Plan gebilligt, und der Rest war inzwischen Geschichte. Mit Portellas Hilfe hatte Cilke die New Yorker Mafia zerschlagen, hatte allerdings bei Timmona Portellas Machenschaften, seine Rolle im Drogenhandel inklusive, ein Auge zudrücken müssen.

Aber nun hatte Cilke mit Billigung des Direktors einen Plan entworfen, der auch Portella außer Gefecht setzen sollte. Portella war darauf aus, sich der Banken Don Apriles zu bemächtigen, um dort seine Einnahmen aus dem Drogengeschäft waschen zu können. Don Aprile hatte sich Portellas diesbezüglichen Machenschaften stets hartnäckig widersetzt. Bei einem schicksalsschweren Treffen hatte Portella Cilke gefragt: »Wird das FBI Don Aprile bewachen, wenn er der Firmung seines Enkels beiwohnt?« Cilke hatte das sofort verstanden, aber einen Augenblick gezögert, ehe er antwortete. »Das nicht. Aber was wird das NYPD tun, dessen Aufgabe es doch wohl ist, für die Sicherheit der Bürger zu sorgen?«

»Darum haben wir uns schon gekümmert«, sagte Portella.

Und Cilke wußte, daß er damit die Mitschuld an einem Mord auf sich nahm. Aber hatte der Don nicht ein solches Ende verdient? Während der längsten Zeit seines langen Lebens war er ein rücksichtsloser Verbrecher gewesen. Er war dann, vom Gesetz unbehelligt, in den Ruhestand getreten und hatte das zu Unrecht erworbene Gut in vollem Umfang behalten können. Was Portella ihm augenscheinlich zudachte, würde, bei Lichte besehen, nur eine gerechte Strafe sein. Und auf lange Sicht würde das Gesetz davon sogar mehr profitieren als Portella ahnte. Portella würde nun Apriles Banken erwerben und damit dem FBI geradewegs in die Falle gehen. Und natürlich war da immer Inzio im Hintergrund mit seinen Träumen von einem eigenen Nuklearwaffenarsenal. Cilke wußte, daß er mit etwas Glück das ganze Geschäft mit einem Schlag hochgehen lassen konnte, und die Regierung konnte für die Banken dann unter den RICO-Gesetzen zehn Milliarden Dollar kassieren, denn es gab keine Zweifel daran, daß die Erben sie verkaufen würden. Und diese zehn oder elf Milliarden Dollar würden dann ihrerseits als wirksame Waffe gegen das Verbrechen eingesetzt werden.

Aber Georgette würde ihn für diesen Handel verachten, und er nahm sich vor, daß sie davon niemals etwas erfahren sollte. Sie lebte schließlich in einer anderen Welt.

Und er mußte sich nun noch einmal mit Portella treffen. Er mußte

rauskriegen, wer die grausame Abschachtung seiner Schäferhunde angeordnet hatte. Und mit seinen Nachforschungen würde er bei Portella beginnen.

Timmona Portella war in einem für einen erfolgreichen Italiener sehr ungewöhnlichem Familienstand: Ein Junggeselle in seinen Fünzigern. Zölibatär lebte er allerdings nicht. Freitags pflegte er den größten Teil der Nacht mit einer schönen Frau zu verbringen, die er sich von einem der Escort-Services schicken ließ, die von seinen Leuten geleitet wurden. Seine Anforderungen waren, daß das Mädchen jung genug sein müsse, noch nicht zu lange im Geschäft, schön und mit feinem Gesicht. Dabei fröhlich und munter, aber nicht neunmalklug. Und besondere Macken durfte sie auch nicht haben. Timmona liebte normalen Sex. Natürlich hatte auch er seine kleinen Macken, aber die waren harmlos und onkelhaft. Eine davon war, daß seine Mädchen einfache angelsächsische Namen haben sollten, wie zum Beispiel Jane oder Susan. Allenfalls ließ er sich noch eine Merle oder Tiffany zumuten, aber alles, was irgendwie ethnisch und unamerikanisch klang, kam für ihn nicht in Frage. Er nahm nur sehr selten zweimal die gleiche Frau.

Diese Liebesnächte wurden stets in einem verhältnismäßig kleinen Hotel an der Ostseite von Manhattan organisiert, das einer seiner Gesellschaften gehörte. Er hatte dort ein ganzes Stockwerk zur Verfügung, auf dem zwei miteinander verbundene Apartments lagen. Eines verfügte über eine voll eingerichtete Küche, denn Portella war ein begabter Freizeitkoch, der sich seltsamerweise, seine Eltern waren aus Sizilien, auf oberitalienische Küche spezialisiert hatte.

An diesem Abend war das Mädchen vom Chef des Escort-Service gebracht worden, der, nachdem er ein Glas mit seinem prominenten Kunden getrunken hatte, seiner Wege gegangen war. Portella bereitete ein Abendessen für sich und das Mädchen zu und plauderte dabei mit ihr, um ihre Bekanntschaft zu machen. Sie hieß Janet. Portella brachte an diesem Abend seine Spezialität auf den Tisch: Kalbsschnitzel nach Mailänder Art, die Spaghetti waren mit einer Gruyère-Sauce angerichtet, als Beilage gab es winzige geröstete Auberginen und einen grünen Salat mit Tomaten. Den Nachtschiff hatte eine berühmte französische Patisserie aus dem Viertel geliefert.

Er bediente Janet mit einer formvollendeten Höflichkeit, die man ihm bei seinem Aussehen nicht zugetraut hätte. Er war ein dicker, haariger Mann mit riesigem Kopf und grober Haut, aber zum Essen setzte er sich stets mit Krawatte und zog dabei das Jackett nie aus. Während des Essens fragte er Janet mit großem Einfühlungsvermögen nach ihrem Leben aus. Gern hörte er sich Janets Erzählungen von dem Mißgeschick an, das sie schon von Kindesbeinen auf verfolgte, wie sie denn immer wieder nur Verrat erfahren hatte, von ihrem Vater, ihren Brüdern, ihren Liebhabern und den mächtigen Männern, die sie auf den Pfad der Sünde gedrängt hatten durch ungewollte Schwangerschaften und ökonomischen Druck, da

sie ja doch ihre am Hungertuch nagende Familie zu unterstützen hatte. Portella war erstaunt über die Vielfalt der Arten unehrenhaften Verhaltens seiner Geschlechtsgenossen und bewunderte die Güte, die er selbst den Frauen gegenüber stets bewies. Denn er war Frauen gegenüber äußerst großzügig, was sich nicht nur darin äußerte, daß er große Geldsummen gab.

Nach dem Essen nahm er den Wein mit in das Wohnzimmer und zeigte Janet sechs Schmuckkassetten, die folgende Stücke enthielten: Eine goldene Uhr, einen Rubinring, Diamantohrringe, eine Jadekette, ein Armband mit Edelsteinen besetzt und eine Kette vollkommener Perlen. Er sagte ihr, daß sie sich eins der Stücke als Geschenk aussuchen könnte. Jedes hatte einen Wert von ein paar tausend Dollar, wie die Mädchen feststellten, wenn sie, was sie vernünftigerweise zu tun pflegten, ihr Geschenk anschließend von einem Juwelier schätzen ließen.

Vor Jahren hatte eine seiner Mannschaften einen Juwelentransport geplündert, und einen Teil der Beute hatte er nicht gleich an die Hehler weitergegeben, sondern aufbewahrt. Mithin kosteten ihn seine kostspieligen Geschenke gar nichts.

Während Janet sich ein Stück aussuchte - sie nahm schließlich die Uhr - , ließ er ihr ein Bad ein, prüfte sorgfältig die Temperatur des Wassers und stellte ihr seine Lieblingssparfüms und Puder bereit. Erst nachdem sie gebadet und sich entspannt hatte, gingen sie zu Bett und hatten guten, normalen Sex, wie ihn jedes glücklich verheiratete Paar hätte.

Wenn er sich besonders zu Liebesspielen aufgelegt fühlte, behielt er das Mädchen mitunter bis vier oder fünf Uhr früh bei sich, schlief aber niemals, solange sie noch in der Suite war. An diesem Abend entließ er Janet früh.

All das geschah seiner Gesundheit zuliebe. Er wußte, daß er ein wildes Temperament hatte, das ihn leicht in Schwierigkeiten bringen konnte. Diese wöchentlichen Sexspiele dienten dazu, ihn zu beruhigen. Frauen hatten überhaupt eine beruhigende Wirkung auf ihn, und er bewies sich die Wirksamkeit seiner Strategie, indem er jeden Sonnabend seinem Arzt einen Besuch abstattete und sich sehr beruhigt versichern ließ, daß sein Blutdruck auf normale Werte gesunken sei. Als er dem Arzt sein Rezept erzählte, hatte dieser nur gemurmelt: »Sehr interessant.« Portella war sehr enttäuscht von ihm.

Die Treffen in jenem Hotel dienten aber noch einem anderen Zweck. Portellas Leibwächter pflegten am Eingang der Suite zu wachen. Die Suite hatte aber eine Hintertür, die zu der nächsten Suite führte, deren Haupteingang an einem Korridor an der Hinterseite des Hauses lag. Und in dieser Suite hielt Portella die Treffen ab, von denen er selbst seinen vertrautesten Beratern nichts sagte. Denn es wäre ziemlich gefährlich für ihn geworden, wenn seine Leute erfahren hätten, daß er sich insgeheim mit einem FBI-Agenten traf. Man hätte ihn als Polizeispitzel verdächtigen können, wie umgekehrt das FBI seinen Agenten Cilke, sich von der Mafia bestechen zu lassen.

Portella nannte bei diesen Gesprächen die Telefonanschlüsse, die abzuhören sich für das FBI empfahl, er nannte die Namen der Schwächlinge, die unter Druck auspacken würden, gab Tips zur Aufklärung von Morden und zur Funktion gewisser verbrecherischer Organisationen. Portella erledigte für das FBI auch gewisse schmutzige Arbeiten, die es selbst auszuführen nicht berechtigt war, die aber getan werden mußten.

Im Laufe der Jahre hatten sie für die Verabredung dieser Treffen einen gewissen Code entwickelt. Cilke hatte einen Schlüssel zu der benachbarten Suite, die er, ohne von Portellas Leibwächtern beobachtet werden zu können, durch die Tür zum hinteren Korridor betrat. Dort wartete er, bis Portella sein Mädchen wegschickte, und kam dann zu ihm herüber, um zu besprechen, was zu besprechen war. An dem Abend, von dem hier die Rede ist, wartete allerdings Portella auf Cilke.

Cilke war bei diesen Treffen immer etwas nervös. Er wußte, daß nicht einmal Portella es wagen würde, einem FBI-Agenten bewußt etwas anzutun, aber der Mann hatte ein Temperament, das an Wahnsinn grenzte. Cilke war zwar bewaffnet, aber da die Identität seines Informanten geheimgehalten werden mußte, konnte er keine Leibwächter mitbringen.

Portella hielt ein Weinglas in der Hand und begrüßte Cilke mit den Worten: »Was, zum Teufel, ist nicht in Ordnung?« Dabei lächelte er aber freundlich und bedachte den FBI-Agenten mit der Andeutung einer Umarmung. Sein massiver Bauch war in den Falten eines eleganten chinesischen Morgenmantels verborgen, den er über einem weißen Pyjama trug.

Cilke lehnte einen Drink ab, nahm auf dem Sofa Platz und sagte ganz ruhig: »Vor ein paar Wochen kam ich von der Arbeit nach Hause und fand meine beiden Hunde mit herausgeschnittenen Herzen. Ich dachte, Sie wüßten vielleicht, was da gespielt wurde.« Er beobachtete Portella genau.

Portellas Überraschung schien ungeheuchelt. Er hatte in einem Sessel gesessen, der Schock riß ihn jetzt hoch. Sein Gesicht drückte maßlose Wut aus. Cilke war nicht beeindruckt. Er wußte aus Erfahrung, daß die Schuldigen Unschuld wahrlich überzeugend zu mimen verstanden. Er sagte: »Wenn Sie versuchen, mir klar zu machen, daß ich von irgendeiner Sache die Finger lassen soll, wäre es jedenfalls besser gewesen, es mir einfach zu sagen.«

Darauf sagte Portella den Tränen nahe: »Kurt, Sie kommen bewaffnet hier rein. Ich bin unbewaffnet. Sie könnten mich umlegen und könnten sagen, ich hätte mich der Verhaftung widersetzt. Ich vertraue Ihnen. Ich habe mehr als eine Million Dollar auf Ihr Konto auf die Cayman Islands überwiesen. Wir sind Partner. Warum würde ich es mit einem so alten sizilianischen Trick versuchen? Irgend jemand versucht, uns gegeneinander aufzuhetzen. Das muß Ihnen doch klar sein!«

»Wer denn?« fragte Cilke.

Portella dachte nach. »Es kann sich nur um diesen Bengel Astorre handeln. Der wird allmählich größenwahnsinnig, seit er mir einmal entwischt ist. Nehmen Sie ihn mal unter die Lupe. Ich werde ein Kommando auf ihn ansetzen.«

Schließlich war Cilke überzeugt. »Okay«, sagte er. »Aber ich glaube, wir müssen sehr vorsichtig sein. Unterschätzen wir den Bengel nicht.«

»Keine Angst«, sagte Portella. »Übrigens, haben Sie schon gegessen? Ich kann Ihnen Kalbsschnitzel und Spaghetti bieten, einen Salat und einen echt guten Wein.«

Cilke lachte. »Das glaube ich Ihnen gern. Aber ich habe zum Essen keine Zeit.«

Tatsächlich hatte er keine Lust, das Brot zu brechen mit einem Mann, den er in Kürze ins Gefängnis zu schicken beabsichtigte. Astorre hatte nun genügend Informationen, um einen Schlachtplan zu erstellen. Er war überzeugt, daß das FBI bei der Ermordung des Dons die Hand im Spiel gehabt und daß es sich bei der fraglichen Hand speziell um die von Cilke gehandelt hatte. Er wußte jetzt auch, wer bei der Anstellung der Mörder als Mittler fungiert hatte. Er wußte, daß Timmona Portella den Auftrag vergeben hatte. Und doch blieben noch einige unaufgeklärte Geheimnisse. Der Botschafter hatte sich über Nicole erboten, die Banken durch ausländische Anleger aufkaufen zu lassen. Cilke hatte ihm den Handel angeboten, Portella zu einem Verbrechen zu nötigen. All das machte die Situation unübersichtlich und gefährlich. Astorre beschloß, sich deswegen mit Craxxi in Chicago zu beraten und zu der Beratung Mr. Pryor mitzubringen.

Astorre hatte Mr. Pryor schon mit der Leitung der Banken des Dons in New York betraut. Es war erstaunlich, wie schnell dieser wirklich tüchtige Banker sich aus einem englischen Gentleman in einen dynamischen amerikanischen Geschäftsmann verwandelt hatte.

Anstatt der Melone trug er nun einen Homburg, statt des aufgerollten Regenschirms eine aufgerollte Zeitung, und außer seiner Frau hatte er zwei Neffen nach Amerika mitgebracht. Seine Frau gab sich nun nicht mehr als englische Matrone, sondern trachtete, ganz der Mode entsprechend, sich gefälliger zu kleiden. Die beiden Neffen sprachen trotz ihrer sizilianischen Abstammung perfekt englisch und waren diplomierte Buchhalter. Sie waren auch leidenschaftliche Jäger, und ihre Waffen und sonstigen Artikel waidmännischen Bedarfs befanden sich immer im Gepäckraum ihres Wagens. In Wahrheit dienten sie Mr. Pryor als Leibwächter.

Die Pryors nahmen ein Stadthaus an der oberen Westseite Manhattans, bewacht von Sicherheitskräften einer privaten Agentur. Nicole, die anfänglich etwas gegen dessen Berufung hatte, fand Mr. Pryor bald ganz bezaubernd, zumal sie von ihm erfuhr, daß sie sogar entfernt mit ihm verwandt war. Mr. Pryors väterlicher Charme war überhaupt für Frauen unwiderstehlich, sogar Rosie war bezaubert von ihm. Und dann stand

auch außer Zweifel, daß er etwas vom Bankgeschäft verstand. Selbst Nicole fand seine Kenntnis der Feinheiten des internationalen Bankwesens beeindruckend. Allein durch den Devisenhandel hatte er bereits die Gewinne des Unternehmens gesteigert. Und Astorre wußte, daß er ein Vertrauter Don Apriles gewesen war. Tatsächlich war er es gewesen, der ihm geraten hatte, die amerikanischen Banken anzuschaffen und sie in Verbindung mit denen in England und Italien zu führen. Mr. Pryor hatte Astorre einmal geschildert, wie es dazu gekommen war.

»Ich sagte zu Ihrem Onkel«, sagte Mr. Pryor bei dieser Gelegenheit, »daß Banken mehr Gewinn bei geringerem Risiko bringen als das Geschäft, in dem er war. Ich erklärte ihm, daß derartige Unternehmen heutzutage eigentlich nicht mehr zeitgemäß seien. Die Regierung ist zu stark und sieht unseren Leuten zu streng auf die Finger. Unter diesen Umständen sei es besser, sich anderen Unternehmensformen zuzuwenden. Mit Banken kann man Geld verdienen, wenn man Erfahrung, tüchtiges Personal und politische Kontakte hat. Ohne zu prahlen, kann ich sagen, daß ich das Wohlwollen der Politiker in Italien jederzeit kaufen kann. Jeder wird reich bei diesem Geschäft, und niemand kommt zu Schaden oder hinter Gitter. Ich könnte ein Universitätslehrer sein, der die Leute lehrt, reich zu werden, ohne die Gesetze zu brechen oder Gewalt anzuwenden. Es kommt nur darauf an, daß die richtigen Gesetze verabschiedet werden. Tatsächlich ist doch Bildung der Schlüssel zu höherer Zivilisation.«

Mr. Pryor beliebte zu scherzen, doch mit der Sache war es ihm sehr ernst. Astorre fühlte ein tiefes Einverständnis mit ihm und vertraute ihm vollkommen. Don Craxxi und Mr. Pryor waren Männer, auf die er sich verlassen konnte. Nicht zuletzt weil sie an den zehn Banken, die der Don besessen hatte, ein Vermögen verdienten.

Als Astorre und Mr. Pryor Don Craxxis Haus in Chicago betraten, umarmten sich Pryor und Craxxi zu Astorres Überraschung mit großer Wärme. Offensichtlich kannten sie sich.

Craxxi stellte einen Imbiß von Früchten und Käse bereit und plauderte, während sie aßen, mit Pryor. Astorre hörte ihnen neugierig zu. Er hörte gern die Geschichten alter Männer. Craxxi und Pryor stimmten in der Meinung überein, daß die Geschäftsmethoden der alten Zeit zu risikoreich waren. »Jeder hatte hohen Blutdruck, jeder hatte Herzbeschwerden«, sagte Craxxi. »Es war eine schreckliche Art zu leben. Aber die Neuen haben kein Ehrgefühl mehr. Da ist es schon besser, wenn solche Leute ausradiert werden.«

»Ach«, sagte Pryor. »Wir haben doch alle mal anfangen müssen. Und sehen Sie uns nun an.«

Diese Unterhaltungen machten es Astorre schwer, das anliegende Geschäft zur Sprache zu bringen. Was, zum Teufel, glaubten diese beiden alten Kerle, heute darzustellen? Pryor bemerkte Astorres

zweifelnden Blick und kicherte. »Keine Angst, noch sind wir beiden keine Heiligen. Und in dieser Lage stehen unsere eigenen Interessen auf dem Spiel. Also, sagen Sie uns, was Sie brauchen, wir sind bereit einzusteigen.«

»Ich brauche Ihren Rat, keine operativen Maßnahmen«, sagte Astorre. »Um die kümmerge ich mich dann selber.«

Craxxi sagte: »Wenn es nur um Rache geht, würde ich Ihnen raten, sich darauf zu beschränken, Ihren Gesang noch intensiver zu kultivieren als bisher. Aber mir ist klar, wie hoffentlich auch Ihnen klar ist, daß es auch darum geht, Ihre Familie vor Gefahr zu schützen.«

»Es geht um beides«, sagte Astorre. »Jeder Grund ist für sich allein zureichend. Aber mein Onkel hat mich genau auf diese Lage vorbereitet. Ich darf nun seine Erwartungen nicht enttäuschen.«

»Gut«, sagte Pryor, »aber bedenken Sie eins: Was Sie machen, entspricht Ihrem Wesen. Versuchen Sie also, möglichst kühl die Risiken abzuschätzen. Lassen Sie sich nicht hinreißen.«

Don Craxxi fragte milde: »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Sie hatten recht mit den Sturzo-Brüdern«, sagte Astorre. »Sie haben die Liquidierung gestanden und mir den Namen des Mittlers verraten. Es war ein gewisser John Heskow, ein Mann, von dem ich noch nie was gehört habe. Jetzt werde ich mich mit ihm befassen müssen.«

»Und die Sturzo-Brüder?« fragte Craxxi.

»Die sind weg vom Fenster.«

Die beiden alten Männer schwiegen. Dann sagte Craxxi: »Diesen Heskow kenne ich. Er vermittelt schon seit zwanzig Jahren. Es gibt Gerüchte, denen zufolge er auch ein paar politische Mordanschläge organisiert haben soll, ich glaube das aber nicht. Jedenfalls werden die Methoden, die Sie bei den Sturzos angewandt haben, um sie zum Reden zu bringen, bei Heskow nicht ziehen. Er versteht sich aufs Verhandeln, und er wird verstehen, daß es für ihn bei dieser Verhandlung um Kopf und Kragen geht. Er wird begreifen, daß er im Besitz einer Information sein muß, die nur er allein Ihnen geben kann.«

»Er hat einen Sohn, den er anbetet«, sagte Astorre. »Einen Basketballspieler, der sein Augapfel ist.«

»Das ist 'ne alte Karte, und er wird sie übertrumpfen«, sagte Pryor, »und zwar, indem er die Information, auf die es ankommt, zurückhält und Sie mit Informationen abspeist, die letztlich nicht wesentlich sind. Sie müssen Heskow verstehen. Er hat sein ganzes Leben lang mit dem Tod gefeilscht. Sie müssen sich ein anderes Vorgehen überlegen.«

»Es gibt noch eine Menge Sachen, die ich wissen muß, ehe ich weitermachen kann«, sagte Astorre. »Wer zieht die Fäden im Hintergrund, und vor allem: Warum? Also, was diese letzte Frage angeht, habe ich schon so eine Ahnung. Es muß sich um die Banken handeln. Jemand muß die Banken brauchen.«

»Heskow mag darüber was wissen«, sagte Craxxi.

»Ich finde es komisch, daß bei der Firmung in der Kathedrale weder das FBI noch die New Yorker Polizei ein Auge offengehalten hat. Und die Sturzo-Brüder haben mir gesagt, ihnen sei garantiert worden, daß es keine Bewachung geben würde. Soll ich glauben, daß die Polizei und das FBI über den Mordanschlag auf meinen Onkel vorab informiert waren? Ist das möglich?«

»Allerdings ist es das«, sagte Craxxi. »Und in dem Fall müssen Sie mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen. Besonders bei Heskow.«

Pryor sagte kühl: »Astorre, Ihr Hauptziel ist die Rettung der Banken und die Bewahrung der Kinder Don Apriles vor Schaden. Die Rache an seinen Mördern ist nur ein sekundäres Ziel und kann aufgegeben werden.«

»Ich weiß nicht«, sagte Astorre, nun unentschlossen. »Darüber muß ich erst noch mal nachdenken.« Er bedachte seine beiden Gesprächspartner mit einem aufrichtigen Lächeln. »Wir werden aber sehen, wie die Sache läuft.«

Die beiden alten Männer glaubten ihm natürlich nicht. Sie hatten im Laufe ihres Lebens schon manchen jungen Mann wie Astorre getroffen. Sie erkannten in ihm einen Mann, der genauso war wie die großen Mafiabosse der alten Zeit, der das Charisma und den Willen hatte, die ihnen selber fehlten, weshalb sie sich nicht zu den Achtung gebietenden Männern rechnen konnten, die Provinzen beherrscht und den Gesetzen des Staates getrotzt hatten und aus allem triumphierend hervorgegangen waren. Sie erkannten in Astorre den Willen, den Zauber, die Entschlossenheit, die ihm selbst gar nicht bewußt waren. Selbst seine närrischen Hobbys, sein Gesang, seine Jagdpferde waren Schwächen, die ihn an der Erfüllung seiner Bestimmung nicht hinderten und nur zeigten, daß er ein gutes Herz hatte.

Astorre erzählte ihnen vom Generalkonsul Mariano Rubio und über Inzio Tulippa, und wie sie versucht hatten, die Banken zu kaufen. Er erzählte ihnen auch von Cilkes Versuch, Portella mit seiner Hilfe in die Falle zu locken. Die beiden alten Männer hörten aufmerksam zu.

»Schicken Sie die beiden das nächste Mal zu mir«, meinte Pryor. »Soweit ich weiß, ist Rubio der Finanzmanager des weltweiten Drogengeschäfts.«

»Ich verkaufe nicht«, sagte Astorre. »Die Anweisungen des Dons waren unmißverständlich.«

»Natürlich«, sagte Craxxi, »Doch diese Leute sind die Zukunft und könnten Ihnen Protektion gewähren.« Er hielt inne und fuhr dann fort: »Lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Ehe ich mich zur Ruhe setzte, hatte ich einen Geschäftspartner, der das Muster des ehrlichen Geschäftsmanns war, die Sorte Mann, auf die unsere Gesellschaft zu Recht stolz ist. Er lud mich einmal zum Lunch in sein Bürohaus ein, wo er natürlich über einen privaten Speisesaal verfügte. Später führte er mich durch das Gebäude und zeigte mir diese enormen Säle, in denen in tausenden Vorschlägen junge Männer und Frauen an

ihren Computern saßen.

Er sagte zu mir: »Diese jungen Leute verdienen eine Milliarde Dollar im Jahr für mich. Es gibt dreihundert Millionen Menschen in diesem Land, und wir strengen uns an, unsere Produkte bei denen abzusetzen. Wir planen besondere Lotterien, Preise, Bonusse, wir machen extravagante Versprechungen, die alle darauf angelegt sind - vollkommen im Rahmen der Gesetze übrigens -, die Leute zu Veranlassen, uns ihr Geld zu geben. Und wissen Sie, worauf es dabei hauptsächlich ankommt? Auf die Banken, die diesen fast dreihundert Millionen Menschen Kredit geben, damit sie Geld ausgeben können, das sie nicht haben. Die Banken sind der Schlüssel zu allem, man muß die Banken immer auf seiner Seite haben.«

»Das ist wahr«, sagte Pryor. »Und den Nutzen davon haben beide Seiten. Obwohl hohe Zinsen zu zahlen sind, spornen diese Schulden die Leute an, sich mehr anzustrengen, mehr zu verdienen.«

Astorre lachte. »Es freut mich zu hören, daß ich ein gutes Geschäft mache, wenn ich die Banken nicht verkaufe. Aber darauf kommt es nicht an. Der Don hat mich angewiesen, nicht zu verkaufen. Das reicht mir. Und daß sie ihn getötet haben...«

Craxxi entgegnete Astorre sehr bestimmt: »Sie können einem Mann wie Cilke nicht schaden. Die Regierung ist heute zu stark, als daß man mit Gewaltakten etwas ausrichten könnte. Ich gebe aber zu, daß der Mann irgendwie gefährlich ist. Sie müssen klug sein.«

»Ihr nächster Schritt führt jedenfalls zu Heskow«, sagte Pryor. »Er ist wesentlich, aber auch bei ihm müssen Sie sehr vorsichtig sein. Bedenken Sie, daß Sie Don Craxxi um Hilfe ansprechen können, und auch mir selbst stehen gewisse Ressourcen noch zur Verfügung. Wir haben uns zwar vom Geschäft zurückgezogen, aber nicht gänzlich. Und wir sind an den Banken interessiert - ganz abgesehen von unserer alten Freundschaft zu Don Aprile, in Frieden möge er ruhen, und Gott habe ihn selig.«

»Okay«, sagte Astorre. »Nachdem ich Heskow besucht habe, können wir uns wieder treffen.«

Die Gefährlichkeit seiner Lage war Astorre schmerzlich bewußt. Er wußte, daß sein Erfolg bisher begrenzt war, trotz der Bestrafung der Mörder. Aber damit hatte er doch einstweilen nur einen Faden aus dem geheimnisvollen Gewebe gezogen, als das sich ihm der Anschlag auf das Leben seines Onkels darstellte. Aber er verließ sich auf die unfehlbare Paranoia, die man ihm während seiner Lehrjahre inmitten der endlosen sizilianischen Verrätereien eingetrichtert hatte. Er mußte sich jetzt besonders vorsehen. Heskow schien zwar ein leichtes Ziel zu sein, aber vielleicht ging man bei ihm auch in eine Falle.

Eine Sache überraschte ihn. Er hatte geglaubt, mit seinem Leben als kleiner Geschäftsmann und Gesangsamateur sehr zufrieden zu sein, aber jetzt erfüllte ihn ein Hochgefühl, das ihm ganz neu war. Er empfand, daß er endlich in die Welt zurückgekehrt war, in die er gehörte. Und daß er

nun eine Aufgabe hatte: Die Kinder Don Apriles zu schützen und den Tod des Mannes zu rächen, den er wie einen Vater geliebt hatte. Er mußte nun einfach den Willen des Gegners brechen. Aldo Monza hatte zehn gute Männer aus Sizilien kommen lassen. Auf Astorres Anweisungen hin würde es den Familien nie an etwas mangeln, ganz gleich, was den Männern passierte.

»Zähle nicht auf die Dankbarkeit der Leute für erwiesene Wohltaten, die lange zurückliegen«, hatte der Don ihm gelegentlich erklärt. »Sorge vielmehr dafür, daß sie dir ihre Dankbarkeit beweisen für Wohltaten, die du ihnen zukünftig zu tun versprichst.« Die Banken waren die Zukunft der Familie Aprile, für Astorre und dessen wachsendes Heer von Vasallen. Für diese Zukunft lohnte es sich zu kämpfen, gleichviel, wie hoch die Kosten sein würden.

Don Craxxi hatte ihm noch sechs Mann zur Verfügung gestellt, für deren Zuverlässigkeit er sich persönlich verbürgte. Und Astorre hatte mit der Installation der modernsten Alarmanlagen sein Haus in eine Festung verwandelt, die er nun von diesen Männern bewachen ließ. Im übrigen hatte er auch einen Schlupfwinkel für sich selbst vorbereitet, in den er verschwinden konnte, falls jemals die Behörden versuchen sollten, seiner habhaft zu werden.

Er verzichtete auf eine Leibwache. Statt dessen verließ er sich auf seine eigene Wachsamkeit und setzte die Männer, die ihm zur Verfügung standen, zur Sicherung der Wege ein, die er zu nehmen gedachte.

Er würde Heskow noch ein Weilchen schmoren lassen. Astorre wunderte sich aber über Cilkes Ruf, ein ehrbarer Mann zu sein, ein Ruf, den Cilke sogar bei Don Aprile genossen hatte.

»Es gibt ehrbare Männer, die sich während ihres ganzen Lebens nur auf einen elementaren Akt des Verrats vorbereiten«, hatte Pryor ihm erklärt. Doch dessen ungeachtet fühlte Astorre Zuversicht. Er würde schließlich nur danach trachten müssen, am Leben zu bleiben, um zuletzt alle Stücke des Puzzles ineinandergreifen zu sehen.

Männer wie Heskow, Portella, Tulippa und Cilke würden allerdings bestrebt sein, das zu verhindern. Er würde sich wohl noch einmal die Hände schmutzig machen müssen.

Astorre brauchte einen Monat, um sich genau zu überlegen, wie er John Heskow angehen sollte. Der Mann würde unendlich schwierig sein, listig. Umbringen können würde man ihn wohl mit Leichtigkeit, weit weniger einfach würde es aber zweifellos sein, ihm Informationen abzuringen. Den Sohn als Hebel zu benützen, fand Astorre zu gefährlich. Damit würde er Heskow zwingen, gegen ihn zu konspirieren, während er so tat, als würde er mit ihm zusammenarbeiten. Er hatte auch beschlossen, Heskow nicht zu verraten, daß er von den Sturzo-Brüdern erfahren hatte, daß Heskow bei dem Anschlag auf den Don den Wagen gefahren hatte. Das würde Heskow nur unnötig erschrecken.

Inzwischen sammelte er die erforderlichen Informationen über Heskows

Lebensweise. Er schien ein bescheidener Mann zu sein, der seine Tage damit verbrachte, Blumen zu züchten, die er dann an Floristen oder sogar persönlich in den Hamptons an einem Stand am Straßenrand verkaufte. Seine einzige Liebhaberei schienen die Basketballspiele des Teams zu sein, dem sein Sohn angehörte. Und er pflegte Villanovas Spielplan fromm zu memorieren.

Eines Abends im Januar ging Heskow zu dem Spiel Villanova-Temple im Madison Square Garden in New York. Als er sein Haus verließ, schaltete er eine ausgeklügelte Alarmanlage an. Er war bei solchen Sicherheitsvorkehrungen im alltäglichen Leben stets sehr sorgfältig und glaubte zuversichtlich, für jedes erdenkliche Mißgeschick Vorsorge getroffen zu haben. Und genau diese Zuversicht wollte Astorre zunichte machen, noch bevor er mit Heskow ins Gespräch käme.

John Heskow fuhr in die Stadt und speiste allein in einem chinesischen Restaurant in der Nähe des Garden. Er aß immer chinesisch, wenn er ausging, denn die chinesische Küche hatte offenbar Geheimnisse, hinter die er noch nicht gekommen war. Und deshalb konnte er sie zu Hause auch nicht besser nachkochen. Es gefiel ihm auch, wie die chinesischen Gerichte im Restaurant serviert wurden, immer unter diesen silbernen Deckeln wie schöne Überraschungen. Er mochte die Chinesen überhaupt. Sie kümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten, waren keine lästigen Schwätzer und vermieden jede unterwürfige Vertraulichkeit. Und bisher hatte er noch niemals einen Fehler in seiner Rechnung gefunden, die er jedesmal sorgfältig überprüfte, weil er gewöhnlich zahlreiche Gerichte bestellte.

An diesem Abend hatte er sich ein besonders üppiges Mahl geleistet. Eines seiner speziellen Leibgerichte war Pekingente und Langusten in kantonesischer Hummersauce. Dazu gebratener weißer Reis, und natürlich gönnte er sich auch ein paar gebratene Klößchen und würzige Spareribs. Er beendete sein Mahl mit einer Eiscreme von grünem Tee, die sicherlich nicht nach jedermanns Geschmack gewesen wäre, aber bewies, daß Heskow in die Feinheiten der fernöstlichen Kochkunst eingeweiht war.

Als er im Garden ankam, war die Arena nur halb voll, obwohl Temple eine hochrangige Mannschaft geschickt hatte. Heskow begab sich zu seinem Platz am mittleren Rand des Spielfelds, den sein Sohn ihm besorgt hatte.

Das Spiel war nicht weiter aufregend. Temple besiegte Villanova, aber die höchste Punktzahl hatte Jocko. Er war stolz auf ihn. Nachher ging Heskow nach hinten in die Umkleidekabinen.

Sein Sohn begrüßte ihn mit einer Umarmung. »Hallo, Papa, schön, daß du gekommen bist. Willst du nachher mit zum Essen kommen?«

Heskow war für die Einladung echt dankbar. Sein Sohn war ein echter Gentleman. Natürlich wollten die Jungs sich an einen solchen Abend nicht wirklich mit einem alten Knacker wie ihm belasten, sie wollten sich

vielmehr ein bißchen besaufen, sich amüsieren, vielleicht sogar ein Mädchen aufreißen. Er hätte da nur gestört.

»Danke!« erwiderte Heskow. »Ich habe schon gegessen und muß ja bis nach Hause noch ein ganzes Stück fahren. Du hast heute abend großartig gespielt. Ich bin stolz auf dich. Jetzt geh los und amüsier dich.« Er gab seinem Sohn einen Abschiedskuß und staunte darüber, daß er soviel Glück hatte mit ihm. Na ja, eine gute Mutter hatte er ja, wenn sie auch eine lausige Ehefrau gewesen war.

Heskow brauchte für die Fahrt nach Brightwaters zurück nur eine Stunde, da der Long Island Parkway zu dieser Stunde fast ausgestorben war. Er war müde bis auf die Knochen, als er daheim ankam, warf aber, ehe er ins Haus ging, noch einen prüfenden Blick in die Gewächshäuser, um sich zu vergewissern, daß Temperatur und Feuchtigkeit in Ordnung waren.

In dem Mondlicht, das durch das Glasdach des Gewächshauses fiel, hatten die Blumen eine wilde alptraumhafte Schönheit. Das Rot war fast schwarz, das Weiß wirkte geisterhaft bleich. Er betrachtete seine Blumen gern, besonders vor dem Schlafengehen.

Er ging auf dem Kiesweg zum Haus hinüber und schloß die Tür auf. Als er im Haus war, drückte er schnell die Codiernummer auf der Anzeigetafel, die die Alarmanlage stilllegte. Dann ging er ins Wohnzimmer.

Sein Herz machte einen riesigen Satz. Da standen zwei Männer, die ihn erwarteten. Er erkannte Astorre. Er wußte genug vom Tod, um ihn auf den ersten Blick zu erkennen. Die beiden waren Todesboten.

Aber er ging automatisch zum Angriff über. »Wie, zum Teufel, seid ihr Kerle hier reingekommen und was wollt ihr, verdammt noch mal?«

»Keine Aufregung«, sagte Astorre. Er stellte sich vor und fügte hinzu, daß er der Neffe des verstorbenen Don Aprile sei.

Heskow zwang sich zur Ruhe. Er war schließlich nicht zum ersten Mal in die Enge getrieben worden, und wenn er den ersten Adrenalinstoß überstanden hatte, hatte er immer seine Kaltblütigkeit zurückgewonnen. Er setzte sich auf das Sofa und legte die Hand auf die hölzerne Armlehne mit der versteckten Waffe. »Was wollen Sie also?«

Astorre hatte ein amüsiertes Lächeln im Gesicht, das Heskow, der eigentlich den richtigen Moment hatte abwarten wollen, ärgerte. Er klappte den Deckel der Armlehne auf und griff nach der Waffe. Das Versteck war leer.

In diesem Augenblick kamen drei Wagen die Einfahrt herauf, deren Scheinwerfer ins Zimmer blendeten. Zwei weitere Männer kamen ins Haus.

Astorre sagte freundlich: »Ich habe Sie nicht unterschätzt, John. Wir haben das Haus durchsucht. Wir haben die Pistole in der Kaffeekanne gefunden, eine weitere, die unter Ihrem Bett angeklebt war, dann die in dem vorgetäuschten Briefkasten und die hinter der Klossettschüssel. Haben wir eine übersehen?«

Heskow antwortete nicht. Sein Herz hatte wieder angefangen zu hämmern. Er fühlte die Schläge bis in seinen Hals.

»Was, zum Teufel, züchten Sie in diesen Gewächshäusern?« fragte Astorre lachend. »Diamanten, Hanf, Koks oder was? Ich habe schon gedacht, daß Sie nie ins Haus kommen würden. Übrigens ist das eine Menge Feuerkraft für jemanden, der Azaleen züchtet, finden Sie nicht?«

»Lassen Sie den Scheiß«, antwortete Heskow ruhig.

Astorre setzte sich auf den Stuhl gegenüber dem Sofa und warf zwei Brieftaschen - beide von Gucci, golden die eine, braun die andere - auf den zwischen ihnen stehenden Glastisch. »Sehen Sie sich die mal an«, sagte er.

Heskow schlug die Brieftaschen auf. Als erstes sah er die Führerscheine der Sturzo-Brüder mit ihren eingeschweißten Fotos. Die Magensäure in seiner Kehle biß so sehr, daß er sich fast erbrochen hätte.

»Sie haben mir verraten«, sagte Astorre, »daß Sie die Liquidierung von Don Aprile gemanagt haben. Sie haben auch gesagt, daß Sie ihnen garantiert hätten, daß es bei der kirchlichen Zeremonie seitens des NYPD oder des FBI keine Aufpasser geben würde.«

Heskow machte sich klar, was passiert war. Sie hatten ihn nicht einfach kaltgemacht, wenn auch die Sturzo-Brüder mit Sicherheit tot waren. Er spürte einen kleinen Enttäuschungsschmerz wegen ihres Verrats. Aber Astorre schien nicht zu wissen, daß er den Wagen gefahren hatte. Das war noch eine Verhandlungsgrundlage, eine Grundlage für die wichtigste Verhandlung seines Lebens.

Heskow zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Aldo Monza, der aufmerksam zugehört und dabei Heskow scharf beobachtet hatte, ging in die Küche und kam mit zwei Tassen schwarzen Kaffees zurück, von denen er eine Astorre reichte, die andere Heskow. Er meinte: »Hey, Sie haben italienischen Kaffee. Klasse.« Heskow warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

Astorre trank seinen Kaffee und sagte dann langsam und bedächtig zu Heskow: »Wie ich höre, sind Sie ein intelligenter Mensch, und nur deshalb sind Sie noch nicht tot. Hören Sie mir also gut zu und denken Sie scharf nach. Ich bin Don Apriles Aufräumer. Ich verfüge über die Macht, die ihm zu Gebote stand, bevor er sich zur Ruhe setzte. Sie kannten ihn, Sie wissen also, was das heißt. Sie hätten nie gewagt, den Vermittler zu spielen, wenn er sich nicht zurückgezogen hätte, stimmt's?«

Heskow sagte nichts. Er sah Astorre nur scharf an und versuchte, ihn einzuschätzen.

»Die Sturzos sind tot«, fuhr Astorre fort. »Sie können ihnen auf dem Fuß folgen, wenn Sie wollen. Aber ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen und will, daß Sie dabei gut aufpassen Während der nächsten dreißig Minuten werden Sie mich davon überzeugen müssen, daß Sie auf meiner Seite sind, daß Sie gedenken, als mein Agent zu handeln. Wenn Ihnen das nicht gelingt, werden Sie unter den Blumen in Ihrem Gewächshaus

begraben. Aber ich habe auch eine erfreulichere Ankündigung für Sie. Ich werde niemals Ihren Sohn in diese Geschichte hineinziehen. So was ist nicht meine Art, und außerdem würde ich Sie mir damit zum Feind machen, der nur darauf sinnen würde, mich zu verraten. Aber es muß Ihnen klar sein, daß ich derjenige bin, der Ihren Sohn am Leben erhält. Meine Feinde wollen mich tot sehen. Wenn sie ihren Willen bekommen, werden meine Freunde Ihren Sohn nicht schonen. So ist sein Schicksal von meinem abhängig.«

»Was wollen Sie also?« fragte Heskow.

»Ich brauche Informationen«, sagte Astorre. »Sie müssen reden. Wenn Sie mich zufriedenstellen können, sind wir im Geschäft. Wenn nicht, sind Sie tot. Ihr unmittelbares Problem ist also, die heutige Nacht zu überleben. Fangen Sie an.«

Heskow schwieg die nächsten fünf Minuten. Zunächst versuchte er, sich ein Urteil über Astorre zu bilden. Er sah nett aus, keine Spur brutal. Aber die Sturzo-Brüder waren tot. Und sie hatten das Sicherheitssystem des Hauses geknackt und die versteckten Waffen gefunden. Das Unheimlichste war, wie Astorre abgewartet hatte, bis er nach der verschwundenen Pistole faßte. Die Brüder blufften also nicht. Und wenn, dann jedenfalls nicht so, daß er ihnen trotzen konnte. So trank Heskow schließlich seinen Kaffee aus und kam zu einem Entschluß mit gewissen Vorbehalten.

»Ich sehe ein, daß ich bei Ihnen mitmachen muß«, sagte er zu Astorre. »Ich will nur hoffen, daß Sie das Richtige machen. Der Mann, der mich beauftragt hat, den Auftrag zu vermitteln und der mir das Geld dafür gegeben hat, ist Timmona Portella. Die Abwesenheit des NYPD bei der Firmung von Don Apriles Enkel habe ich gekauft. Ich fungierte als Timmonas Zahlmeister und habe dem Chef der New Yorker Kriminalpolizei Di Benedetto fünfzig Riesen gegeben und seiner Stellvertreterin Aspinella Washington fünfundzwanzig. Hinsichtlich des FBI hat Portella mir die Garantie gegeben. Ich bat ihn, mir zu erklären, wie er für dessen Abwesenheit garantieren könne, und er sagte mir, daß er diesen Cilke, den Chef des New Yorker Büros, in der Tasche hätte. Cilke hätte die Liquidierung des Dons bewilligt.«

»Haben Sie schon früher einmal für Portella gearbeitet?«

»O ja«, sagte Heskow. »Er kontrolliert das Drogengeschäft in New York, und da hat es immer eine Menge zu liquidieren gegeben. Natürlich nie jemanden, der sich mit dem Don hätte messen können. Wie er schließlich auf den gekommen ist, habe ich nie verstanden. Und das war's.«

»Gut«, sagte Astorre. Er sah ernst aus. »Jetzt geben Sie bitte gut acht. In Ihrem eigenen Interesse. Ist da nicht vielleicht noch was, das Sie mir erzählen sollten?«

Und plötzlich wußte Heskow, daß sein Leben am seidenen Faden hing. Es war ihm nicht gelungen, Astorre zu überzeugen. Nun verließ er sich auf seinen Instinkt. Er bedachte Astorre mit einem schwachen Lächeln. »Eine

Sache vielleicht«, sagte er sehr langsam. »Es gibt da noch einen laufenden Auftrag von Portella. Für Ihre Beseitigung. Ich soll zwei Kriminalbeamten eine halbe Million dafür zahlen, daß die Sie umlegen. Die werden kommen, Sie zu verhaften, Sie werden Widerstand leisten und dabei erschossen werden.«

Astorre schien etwas irritiert zu sein. »Warum so kompliziert und teuer?« fragte er. »Wäre es nicht einfacher gewesen, einen Profikiller zu mieten?«

Heskow schüttelte den Kopf. »Die schätzen Sie höher ein als das. Und nach dem Don würde eine einfache Liquidierung zuviel Aufsehen erregen. Sie sind schließlich sein Neffe. Die Medien würden durchdrehen. Auf die Weise wären sie mehr in Deckung.«

»Haben Sie ihnen das Geld schon gegeben?« fragte Astorre.

»Nein«, sagte Heskow. »Wir müssen deshalb noch ein Treffen arrangieren.«

»Okay«, meinte Astorre. »Arrangieren Sie das Treffen im stillen. Unterrichten Sie mich vorher über die Einzelheiten. Ah, und noch was: Nach dem Treffen gehen Sie nicht mit ihnen zusammen weg.«

»Scheiße«, sagte Heskow. »So ist das also? Da können wir uns ja auf einen verdammten Wirbel gefaßt machen.«

Astorre lehnte sich in seinem Sitz zurück. »So ist das eben«, antwortete er. Er erhob sich von seinem Stuhl, trat zu Heskow und umarmte diesen flüchtig, aber wie in aller Freundschaft. »Vergessen Sie nicht«, sagte er, »wir beide müssen einander am Leben erhalten.«

»Kann ich von dem Zaster ein bißchen abzweigen?« fragte Heskow.

Astorre lachte. »Nein. Das ist eben das Schöne daran. Denn wie sollen die Bullen die halbe Million erklären, die sie in der Tasche haben?«

»Nur zwanzig Riesen«, sagte Heskow.

»Okay«, sagte Astorre gutmütig. »Aber mehr nicht. Nur damit Sie nicht ganz leer ausgehen.«

Jetzt mußte sich Astorre unbedingt noch einmal mit Don Craxxi über die Einzelheiten des großen Einsatzplans beraten, den er auszuführen hatte.

Aber die Umstände hatten sich geändert. Pryor bestand darauf, sich von seinen beiden Neffen, die als seine Leibwächter fungierten, nach Chicago begleiten zu lassen. Und als sie Don Craxxis bescheidenes Eigenheim in einem Vorort von Chicago erreichten, zeigte sich, daß dieses seit Astorres letztem Besuch zu einer Festung umgebaut worden war. An beiden Seiten der Einfahrt standen nun zwei grüne Häuschen, in denen knallhart aussehende junge Männer wachten. Ein Übertragungswagen war in dem Obstgarten hinter dem Haus geparkt. Und drei junge Männer meldeten sich, wenn das Telefon klingelte oder an der Haustür geklingelt wurde, und prüften die Ausweispapiere der Besucher.

Pryors Neffen, Erice und Roberto, waren mager und athletisch, Experten im Gebrauch von Feuerwaffen und verehrten ihren Onkel sichtlich. Sie schienen auch Astorres sizilianische Vergangenheit zu kennen und erwiesen ihm größte Hochachtung, stets bemüht, ihm jeden erdenklichen

Dienst zu leisten. Sie trugen sein Gepäck ins Flugzeug, sie schenkten ihm beim Essen Wein ein und entfernten mit ihren Servietten eventuelle Krümel von seinem Anzug. Sie zahlten seine Trinkgelder und hielten ihm die Türen auf und ließen ihn auf jede Weise wissen, daß sie ihn für einen großen Mann hielten. Astorre gab sich alle Mühe, ihnen mit einer gewissen Kameradschaftlichkeit zu begegnen, aber darauf gingen sie niemals ein.

Die Männer, die über die Sicherheit Don Craxxis wachten, waren nicht so zuvorkommend. Sie waren höflich, aber zurückhaltend, gestandene Männer in den Fünfigern, die nur auf ihren Job konzentriert und natürlich bewaffnet waren.

Als abends Don Craxxi, Pryor und Astorre beim Nachtschisch saßen, sagte Astorre zu dem Gastgeber: »Warum mit einem Mal diese ganzen Sicherheitsvorkehrungen?«

»Reine Vorsichtsmaßnahmen«, erklärte dieser ruhig. »Mir sind beunruhigende Nachrichten zu Ohren gekommen. Ein alter Feind von mir, Inzio Tulippa, ist in Amerika gelandet. Er ist ein sehr unbeherrschter Mann und kolossal habgierig, also empfiehlt es sich, auf der Hut zu sein. Er ist hier, um sich mit Timmona Portella zu beraten. Bei der Gelegenheit überlegen sie sich, wie sie ihre Drogenprofite in die Höhe treiben können und ihre Feinde in den Tod. Deshalb ist Vorsicht am Platze. Aber nun, was haben Sie auf dem Herzen, mein lieber Astorre?«

Astorre erzählte ihnen, was er von Heskow erfahren und wie er diesen umgedreht hatte. Er erzählte ihnen von Portella, Cilke und den beiden Kriminalbeamten.

»Jetzt muß ich handeln. Ich brauche einen Feuerwerker und noch mindestens zehn gute Leute. Ich weiß, daß Sie beide mir die stellen können, daß Sie die alten Freunde des Dons mobilisieren können, wenn sie gebraucht werden.« Sorgfältig schälte er eine grüngelbe Birne. »Sie verstehen, daß die ganze Sache sehr gefährlich sein wird, und wollen natürlich so wenig wie möglich damit zu tun haben.«

»Unsinn«, meinte Pryor ungeduldig. »Wir schulden Don Aprile unser Geschick. Natürlich werden wir helfen. Aber bedenken Sie, daß es hier nicht um Rache geht. Nur um Selbstverteidigung. Das heißt, Sie dürfen Cilke nichts antun. Die Bundesregierung wird uns sonst das Leben zu schwer machen.«

»Aber der Mann muß neutralisiert werden«, sagte Don Craxxi. »Er wird immer gefährlich sein. Aber überlegen Sie doch mal: Verkaufen Sie die Banken, und alle werden glücklich sein.«

»Alle außer meinen Vettern und mir«, sagte Astorre.

»Es ist etwas zu bedenken«, merkte Pryor an. »Ich möchte meinen Anteil zusammen mit Don Craxxi an den Banken aufgeben. Obwohl ich weiß, daß er zu einem enormen Vermögen anwachsen wird. Aber ein friedliches Leben hat auch etwas für sich.«

»Ich werde die Banken nicht verkaufen«, sagte Astorre. »Sie haben

meinen Onkel getötet, und dafür müssen sie jetzt zahlen, anstatt zu bekommen, was sie mit dem Mord bezweckten. Und in einer Welt, wo ich meinen Platz der Gnade dieser Leute verdanke, kann ich nicht leben. Das habe ich von meinem Onkel gelernt.«

Astorre war überrascht, daß Don Craxxi und Pryor irgendwie erleichtert aussahen, daß ihr Ansinnen, mit dem Verkauf der Banken alle glücklich zu machen, derart entschieden zurückgewiesen worden war. Sie versuchten zwar, ein bewunderndes Lächeln zu verbergen, aber Astorre begriff, daß diese beiden alten Männer, mächtig wie sie waren, großen Respekt vor ihm hatten, in ihm Qualitäten erkannten, auf die sie niemals hatten Anspruch erheben können.

Craxxi sagte: »Wir kennen unsere Pflicht gegenüber Don Aprile, er ruhe in Frieden. Und wir kennen unsere Pflicht Ihnen gegenüber. Aber lassen Sie sich zur Vorsicht raten. Wenn Sie zu verwegen vorgehen und Ihnen was passiert, werden wir genötigt sein, die Banken zu verkaufen.«

»Ja«, sagte Pryor, »seien Sie vorsichtig.«

Astorre lachte. »Keine Angst. Wenn ich falle, wird niemand übrigbleiben.«

Sie aßen ihre Birnen und Pfirsiche. Don Craxxi wirkte gedankenverloren. Dann sagte er: »Tulippa ist der größte Drogenhändler der Welt. Portella ist sein amerikanischer Partner. Sie müssen die Banken haben, um ihre Einnahmen zu waschen.«

»Und wie paßt Cilke da rein?« fragte Astorre.

»Ich weiß nicht«, sagte Craxxi. »Trotzdem, Cilke können Sie nicht angreifen.«

»Das wäre eine Katastrophe«, sagte Pryor.

»Werde ich mir merken«, sagte Astorre.

Aber was würde er tun, wenn Cilke wirklich schuldig war?

Kriminalbeamtin Aspinella Washington achtete darauf, daß ihre achtjährige Tochter ihre Schularbeiten gemacht und gut zu Abend gegessen hatte, ehe sie sie ins Bett steckte und ihre Abendgebete sagen ließ. Sie liebte das Kind abgöttisch und hatte dessen Vater schon vor langer Zeit aus ihrem Leben verbannt. Die Babysitterin, Tochter eines Polizisten, kam um acht. Aspinella erklärte ihr, welche Medikamente dem Kind wann zu verabreichen waren, und sagte, daß sie selber schon gegen Mitternacht wieder da sein würde.

Bald wurde an der Haustür geklingelt, und Aspinella lief die Treppen hinab. Den Aufzug benützte sie niemals. Paul Di Benedetto erwartete sie in dem ungekennzeichneten hellbraunen Chevrolet. Sie sprang hinein und schnallte sich an. Bei Nacht war Paul ein miserabler Fahrer.

Er rauchte eine lange Zigarre, weshalb Aspinella das Fenster auf ihrer Seite herunterkurbelte. »Wir fahren ungefähr eine Stunde«, sagte er. »Wir müssen uns die Sache gut überlegen.« Er wußte, daß es ein großer Schritt für sie beide war. Es war eine Sache, sich von Rauschgifthändlern bestechen zu lassen, eine andere, eine Liquidierung zu übernehmen.

»Was ist da noch groß zu überlegen?« fragte Aspinella. »Wir kriegen eine halbe Million, um einen Kerl umzulegen, der sowieso schon lange in der Todeszelle sitzen sollte. Wissen Sie, was ich mit einer Viertelmillion alles machen kann?«

»Nein«, erwiderte Di Benedetto. »aber ich weiß, was ich damit machen werde. Ich werde mir eine tolle Eigentumswohnung in Miami kaufen, wenn ich pensioniert werde. Aber vergessen Sie nicht, daß wir mit dieser Sache werden leben müssen.«

»Es reicht schon, daß wir uns von diesen Rauschgiftbaronen bestechen lassen«, sagte Aspinella. »Schon damit sitzen wir verdammt tief in der Tinte. Scheiß auf sie alle.«

»Ja«, meinte Di Benedetto. »Wollen wir nur hoffen, daß dieser Heskow das Geld heute abend wirklich dabei hat und nicht einfach versucht, uns auszutricksen.«

»Er war bisher immer zuverlässig«, sagte Aspinella. »Er ist mein Weihnachtsmann. Und wenn er heute abend seinen großen Sack nicht dabei hat für uns, ist er tot.«

Di Benedetto lachte. »So ist's recht, Mädchen. Sie sind doch auf dem laufenden bezüglich der Gewohnheiten dieses Astorre, nicht wahr? Damit wir uns seiner sofort annehmen können?«

»Ja. Ich habe ihn überwachen lassen. Ich weiß genau, wo wir ihn uns vornehmen können. In seinem Makkaroni-Lagerhaus. Er arbeitet dort meistens bis in die Nacht.«

»Haben Sie eine Kanone mit, die wir ihm zustecken können?«

»Na logisch«, meinte Aspinella.

Zehn Minuten lang fuhren sie schweigend weiter. Dann fragte Di Benedetto mit einer absichtlich ruhigen, fast teilnahmslosen Stimme: »Wer soll schießen?«

Aspinella sah ihn amüsiert an. »Paul«, sagte sie. »Seit zehn Jahren sitzen Sie nun schon hinter dem Schreibtisch. Ketchup ist Ihnen vertrauter als Blut. Schießen werde also ich.« Sie merkte, wie ihn diese Ankündigung erleichterte. Männer - sie waren doch einfach beschissen nutzlos.

Wieder schwiegen sie, während jeder von den beiden darüber nachdachte, wie es so weit mit ihm gekommen war. Di Benedetto war als junger Mann zur Polizei gegangen, vor inzwischen über dreißig Jahren. Er war langsam, aber stetig, korrupt geworden. Angefangen hatte er mit Größenwahn: Man würde ihn achten, weil er sein Leben für den Schutz seiner Mitbürger riskierte. Mit den Jahren hatte er sich solche Illusionen abgewöhnt. Anfänglich hatte er nur kleine Zuwendungen von Straßenhändlern und kleinen Läden genommen. Dann hatte er falsch ausgesagt, um einen Angeklagten freizubekommen. Da war es dann nur noch ein kleiner Schritt, Geld von hochrangigen Drogendealern zu nehmen. Dann schließlich von Heskow, der, soviel war sonnenklar, im Auftrag von Portella handelte, dem größten Mafiaboss, der noch übrig war in New

York.

Natürlich gab es gute Entschuldigungen, haufenweise. Man kann sich immer alles verkaufen. Er sah, wie sich die Beamten höherer Dienstgrade an den Bestechungsgeldern der Drogendealer bereicherten, und es entging ihm nicht, daß die Bullen auf der Straße im Rahmen ihrer Möglichkeiten noch korrupter waren. Und schließlich mußte er drei Kinder aufs College schicken. Vor allem aber stank ihm die Undankbarkeit der Leute, die er schützte. Man brauchte nur einen schwarzen Handtaschenräuber mal ein bißchen hart anzufassen, und schon protestierten die Bürgerrechtsgruppen gegen die Polizeibrutalität. Und überhaupt nahmen ja die Medien jede Scheißgelegenheit wahr, die Polizei mit Scheiße zu beschmieren. Bürger verklagten Polizisten. Infolgedessen wurden Polizisten, die viele Dienstjahre hinter sich hatten, plötzlich entlassen, gingen ihrer Pension verlustig, ja kamen manchmal sogar ins Gefängnis. Er selbst hatte einmal ein Disziplinarverfahren am Halse gehabt, weil er angeblich bevorzugt schwarze Verbrecher verhaftete, und er wußte, daß er keine rassistischen Vorurteile hatte. Was konnte er dafür, daß in New York tatsächlich die meisten Verbrecher Schwarze waren? Was sollte er unter diesen Umständen tun? Sollte er den bisher so sträflich unterprivilegierten Schwarzen Lizenzen zum Stehlen ausstellen? Er hatte den Aufstieg schwarzer Polizisten unterstützt. Er hatte sich für Aspinellas Beförderung eingesetzt, die sie übrigens verdient hatte, indem sie die gleichen schwarzen Verbrecher, die man nicht hart anfassen durfte, terrorisiert hatte. Und ihr konnte man rassistische Motive schließlich nicht unterstellen. Alles in allem konnte man sagen, daß die Gesellschaft auf die Polizisten schieß, die sie beschützten. Außer natürlich, wenn sie in Ausübung ihrer Pflicht ums Leben kamen. Dann war ein Haufen Scheiße zu hören. Und? Es lohnte sich nicht, ein ehrbarer Polizist zu sein. Und doch, und doch hatte er nie geglaubt, daß er sich je zu einem Mord hergeben würde. Aber andererseits war er unverwundbar. Es gab kein Risiko. Die Sache wurde verdammt gut bezahlt. Und das Opfer war selber ein Killer. Dennoch...

Auch Aspinella überlegte, wie es mit ihr so weit kommen konnte. Schließlich hatte sie die kriminelle Unterwelt New Yorks jahrelang mit einer Leidenschaft und Hartnäckigkeit bekämpft, die sie in New York berühmt gemacht hatte. Natürlich hatte sie auch Bestechungsgelder angenommen, falsches Zeugnis über schwere Verbrechen abgegeben. Allerdings war sie in dieses Spiel erst spät und auf Anraten Di Benedettos eingestiegen. Er war jahrelang ihr Mentor und für ein paar Monate sogar ihr Liebhaber gewesen. Nicht schlecht als solcher, nur wie ein ungeschickter Bär, für den Sex ein Teil der Winterschlafroutine war.

Aber korrupt war sie schon seit ihrem ersten Arbeitstag, seit ihrer Ernennung zur Kriminalbeamten. Ein angeberischer weißer Polizist namens Gangee hatte sie gutmütig geneckt. »Hey, Aspinella«, sagte er, »mit deiner Möse und meinen Muskeln werden wir das ganze Verbrechen

in der zivilisierten Welt ausrotten.« Die Polizisten, unter ihnen einige Schwarze, hatten gelacht.

Aspinella hatte ihn kalt angesehen und gesagt: »Sie werden niemals mein Partner sein. Ein Mann, der eine Frau beleidigt, ist ein kleinschwänziger Feigling.«

Gangee versuchte freundlich zu bleiben. »Mein kleiner Schwanz kann dir die Möse stopfen, wann immer du mal den Versuch machen willst. Ich bin sowieso auf der Suche nach einer Neuen.«

Aspinella sah ihn kalt an. »Schwarz ist besser als gelb«, sagte sie. »Geh und fick dich ins Knie, du dummer Scheißhaufen.«

Die Anwesenden erstarrten. Gangee wurde feuerrot. Eine derartige Beleidigung konnte nicht ungesühnt bleiben. Er ging auf sie zu, sein massiger Körper verschaffte sich Platz im Raum.

Aspinella trug Dienstkleidung. Sie zog ihre Waffe, ohne zu zielen. »Versuch, mich anzufassen, und ich schieße dir die Eier ab«, sagte sie, und keiner im Raum zweifelte daran, daß sie ihr Versprechen wirklich halten würde. Gangee blieb stehen und schüttelte angewidert den Kopf.

Der Vorfall wurde natürlich berichtet. Von Aspinellas Seite handelte es sich um einen ernsthaften Verstoß gegen die Vorschriften, aber Di Benedetto war klug genug zu merken, daß ein Disziplinarverfahren nur auf eine politische Katastrophe für das NYPD hinauslaufen konnte. Also kehrte er die Sache unter den Teppich, und von Aspinella war er so beeindruckt, daß er sie zu seiner persönlichen Assistentin machte und ihr Mentor wurde.

Aspinella hatte an der Geschichte mehr als alles andere beeindruckt, daß sich dabei mindestens vier schwarze Polizisten im Raum befunden hatten, von denen sie nicht einer verteidigt hatte. Statt dessen hatten auch sie über die Späße des weißen Polizisten gelacht. Geschlechtsloyalität war stärker als Rassenloyalität.

Ihre Laufbahn hatte sie dann bald in die anerkannte Stellung des besten Beamten des Abschnitts gebracht. Mit Drogenhändlern, Handtaschenräubern, mit Verbrechern, die Waffengewalt androhten oder gebrauchten, verfuhr sie gnadenlos. Ob sie weiß oder schwarz waren, war ihr egal. Wenn sie ihr gegenüberstanden, hatten solche Leute nichts zu lachen. Sie schoß sie nieder, schlug sie, demütigte sie. Beschuldigungen wurden deshalb gegen sie erhoben. Was man ihr vorwarf, konnte aber nie bewiesen werden, und der Ruf für ungewöhnlichen Mut, den sie genoß, sprach für sie. Aber diese Beschuldigungen brachten sie gegen die Gesellschaft auf. Wie konnten diese Leute es wagen, ihr Vorwürfe zu machen, wenn sie sich doch von ihr vor dem schlimmsten Schmutz der Stadt beschützen ließen? Di Benedetto stärkte ihr dabei den Rücken.

In eine etwas kitschige Lage hatte sie sich gebracht, als sie einmal zwei jugendliche Handtaschenräuber niederschoß, die sie auf einer hell beleuchteten Straße in Harlem genau vor ihrer Haustür überfielen. Einer der beiden Jungen schlug ihr ins Gesicht, während der andere nach ihrer

Handtasche griff. Aspinella zog ihre Dienstwaffe, und die Jungen erstarrten. Sie erschöß die beiden mit voller Absicht. Nicht nur wegen des Schlags ins Gesicht, sondern auch als Botschaft an andere Mochtegernräuber. Bürgerrechtsgruppen organisierten zwar einen Protest, doch die Polizeibehörde gestand ihr zu, in Notwehr gehandelt zu haben. Sie wußte, daß das nicht ganz der Wahrheit entsprach.

Es war Di Benedetto, der sie überredet hatte, sich bei einem bedeutenden Drogengeschäft zum ersten Mal bestechen zu lassen. Er redete mit ihr wie ein lieber Onkel.

»Aspinella«, sagte er. »Heutzutage machen uns nicht mehr die Kugeln der Gangster die größten Sorgen. Die sind sozusagen Bestandteil der Geschäftsbedingungen. Nein, heute müssen wir mit den Bürgerrechtsgruppen rechnen, mit den Bürgern und Verbrechern, die auf Schadenersatz klagen. Mit den politischen Beamten in der eigenen Behörde, die einen hinter Gitter bringen, weil ihnen das Wählerstimmen verspricht. Vor allem jemand wie dich. Du bist ein natürliches Opfer. Willst du enden wie die anderen armen Karnickel auf der Straße, die vergewaltigt, beraubt, ermordet werden? Oder willst du dich schützen? Mach also mit. Dann kriegst du auch mehr Schutz von den Funktionären in der Behörde, die sich schon haben kaufen lassen. Und in fünf oder sechs Jahren kannst du mit einem fetten Bankkonto in den Ruhestand treten. Und brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen, daß sie dich vielleicht ins Gefängnis stecken, weil du irgendeinem Straßenräuber die Frisur in Unordnung gebracht hast.«

Und so hatte sie schließlich nachgegeben. Und mit der Zeit hatte sie auch gelernt, ihre Freude daran zu haben, wie ihre geheimen Bankkonten allmählich immer fetter wurden. Die Verbrecher hatte sie deshalb noch lange nicht in Ruhe gelassen.

Aber das hier war etwas anderes. Hier handelte es sich einerseits um eine Verabredung zu einer Straftat, und zwar zum Mord, andererseits war dieser Astorre offenbar ein großes Tier bei der Mafia, und so einen kaltzumachen, wäre ein Vergnügen. Im Grunde genommen würde sie damit eigentlich nur ihre Pflicht tun. Vor allem aber sprach dafür, daß sie bei der Sache so wenig riskieren und so viel kassieren würde - eine Viertelmillion.

Di Benedetto fuhr vom Southern State Parkway herunter, und ein paar Minuten später rollte er auf den Parkplatz eines kleinen Shopping-Centers, dessen Gebäude ein Obergeschoß hatte. Das knappe Dutzend Läden, das sich da befand, war dicht, sogar die Pizzeria, deren Neonreklame rot aus dem Schaufenster leuchtete, war geschlossen. Sie stiegen aus dem Wagen. »Zum ersten Mal sehe ich eine Pizzeria, die so früh geschlossen hat«, sagte Di Benedetto. Es war erst zehn Uhr abends.

Er führte Aspinella zu einem Seiteneingang des Lokals. Die Tür war nicht verschlossen. Sie stiegen ein Dutzend Stufen zu einem Treppenabsatz hoch. Links daneben war ein Gang, von dem zwei Räume abgingen, rechts führte eine Tür in einen dritten Raum. Er machte eine

Handbewegung, und Aspinella durchsuchte die beiden Zimmer zur Linken, während er Wache stand. Dann gingen sie in den Raum rechts der Treppe. Dort erwartete sie Heskow.

Er saß am Ende eines langen hölzernen Tisches, um den vier wackelige hölzerne Stühle standen. Auf dem Tisch stand eine Sporttasche, die vollgestopft zu sein schien. Heskow schüttelte Di Benedetto die Hand und nickte Aspinella zu. Sie meinte, niemals einen so weißen Mann gesehen zu haben. Aus seinem Gesicht, ja selbst aus seinem Hals, schien alle Farbe gewichen zu sein.

Das Zimmer wurde nur von einer schwachen Glühbirne beleuchtet und hatte keine Fenster. Sie saßen rund um den Tisch, und Di Benedetto klopfte an die Tasche. »Alles da drin?« fragte er.

»Na sicher«, meinte Heskow nervös. Na ja, wenn man 500 000 Dollar in einer Sporttasche durch die Gegend schleppen mußte, hatte man ja wohl das Recht, nervös zu sein, dachte Aspinella. Trotzdem suchte sie mit den Augen das Zimmer ab, es hätte ja verwandt sein können.

»Schauen wir doch mal rein«, sagte Di Benedetto. Heskow öffnete den Reißverschluß der Sporttasche und kippte sie halb aus. An die zwanzig Päckchen Geldscheine, mit Gummibändern gebündelt, fielen auf den Tisch. Die meisten Päckchen schienen Hunderter zu enthalten, Fünfiger waren nicht zu sehen, zwei Päckchen bestanden aus Zwanzigern.

Di Benedetto seufzte: »Scheiß Zwanziger«, sagte er. »Okay, Sie können wieder einpacken.«

Heskow schob die Bündel wieder in die Tasche und zog den Reißverschluß zu. »Mein Klient wünscht umgehende Erledigung des Auftrags«, sagte er.

»Binnen vierzehn Tagen«, sagte Di Benedetto.

»Gut«, sagte Heskow.

Aspinella hob die Sporttasche an. Eigentlich nicht schwer, dachte sie. Eine halbe Million wog eigentlich nicht besonders viel, wenn man's recht überlegte.

Sie sah, wie Di Benedetto Heskow die Hand schüttelte und verspürte eine müde Ungeduld. Sie wollte so schnell wie möglich raus. Sie begann, die Treppe herunterzusteigen, die Tasche auf der Schulter, eine Hand frei für die Waffe. Sie hörte, daß Di Benedetto ihr folgte. Dann standen sie draußen in der kühlen Nacht. Beiden tropfte der Schweiß vom Leib.

»Stell die Tasche in den Kofferraum«, sagte Di Benedetto. Er schlüpfte hinter das Steuer und zündete sich eine Zigarre an. Aspinella kam nach vorn und setzte sich auf den Beifahrersitz.

»Wohin fahren wir, um uns die Kohle zu teilen?« fragte Di Benedetto.

»Zu mir nicht, ich habe eine Babysitterin.«

»Zu mir auch nicht«, sagte Di Benedetto. »Meine Frau würde es komisch finden. Sollen wir also vielleicht ein Zimmer in einem Motel nehmen?«

Aspinella zog eine Grimasse, und Di Benedetto meinte lächelnd: »Also

gut, mein Büro. Wir können uns ja da einschließen.« Beide lachten. »Sieh doch noch mal nach, ob der Kofferraum richtig abgeschlossen ist«, sagte er.

Aspinella widersprach nicht. Sie stieg aus und öffnete den Kofferraum. Im gleichen Augenblick ließ Paul den Wagen an, das heißt, drehte den Zündschlüssel im Schloß.

Die Explosion füllte das Shopping-Center mit einem Schauer von Glasscherben. Der Wagen selbst schien sich aufzubäumen, stürzte dann aber zu Boden und begrub den Leichnam Paul Di Benedettos unter seinem Schrott. Aspinella Washington wurde von der Druckwelle der Explosion fast zehn Fuß weit weggeschleudert, wobei ihr ein Arm und ein Bein gebrochen wurde. Was ihr aber das Bewußtsein raubte, war der Schmerz, als ihr ein Auge herausgerissen wurde.

Heskow, der die Pizzeria durch den Hintereingang verließ, wurde vom Luftdruck gegen die Wand des Gebäudes gepreßt. Dann sprang er in seinen Wagen, und zwanzig Minuten später war er daheim in Brightwaters. Er mixte sich schnell einen Drink und zählte die beiden Bündel Hunderter, die er aus der Sporttasche genommen hatte. Vierzig Riesen, eine nette kleine Erfolgsprämie. Er beschloß, seinem Jungen ein paar Tausender als Taschengeld zu geben. Na ja, tausend. Und den Rest wollte er auf die hohe Kante legen.

Er sah sich die Spätnachrichten im Fernsehen an, die schon von der Explosion berichteten. Ein Kriminalbeamter getötet, eine Kriminalbeamtin schwer verwundet. Und im Wrack des Wagens eine Sporttasche mit einem sehr hohen Geldbetrag. Wieviel genau, wurde nicht gesagt.

Als Aspinella Washington zwei Tage später im Krankenhaus zu Bewußtsein kam, wunderte es sie nicht, daß man ihr bohrende Fragen wegen des Geldes stellte und insbesondere wissen wollte, warum dabei genau vierzig Riesen zu einer halben Million fehlten. Sie behauptete, von dem Geld nichts gewußt zu haben. Man fragte sie, weshalb der Chef der Kriminalpolizei zusammen mit der stellvertretenden Chefin da draußen unterwegs waren. Sie weigerte sich, diese Frage zu beantworten. Der Zweck des Ausflugs sei eine Privatangelegenheit gewesen. Und sie wurde wütend, daß man sie so hochnotpeinlich verhörte, obwohl sie ja offenbar nur knapp mit dem Leben davongekommen war. Die Behörde scherte sich wenig darum. Trotz all ihrer Verdienste. Aber dann ging doch noch alles gut aus. Die Behörde piesackte sie nicht weiter und sorgte dafür, daß die Untersuchung der Herkunft des Geldes im Sande verlief.

Aspinella brauchte noch eine weitere Woche im Krankenhaus, um rauszukriegen, was da eigentlich gelaufen war. Man hatte sie in die Pfanne gehauen. Und Heskow war der einzige, der sie hatte in die Pfanne hauen können. Und die Tatsache, daß von dem Zaster vierzig Riesen fehlten, bewies nur, daß dieses gierige Schwein der Versuchung, seine eigenen Leute zu bescheißen, nicht hatte widerstehen können. Na ja, dachte sie, eines Tages würde sie wieder einigermaßen fit sein, und dann

wollte sie sich diesen Heskow mal vornehmen.

ZEHNTES KAPITEL

Astorre ließ jetzt stets die größte Vorsicht walten. Nicht nur, um einem Mordanschlag aus dem Wege zu gehen, sondern auch, um eine Verhaftung zu vermeiden. So entfernte er sich nach Möglichkeit nicht weit von seinem schwer bewachten Haus, wo jederzeit eine fünfköpfige Wachmannschaft zu seiner Verteidigung auf dem Posten war. Im Garten und im Wald um das Haus waren Sensoren angebracht, Infrarotlicht zur Überwachung bei Nacht. Wenn er irgendwohin mußte, ließ er sich von sechs Leibwächtern begleiten, die in zwei Drei-Mann-Teams organisiert waren. Manchmal ging er auch allein aus; er glaubte, mit nur einem oder zwei gedungenen Mördern auch allein fertig werden zu können. Die beiden Kriminalbeamten in die Luft zu sprengen, war zwar nötig gewesen, aber natürlich hatte das die Bullen aufgescheucht. Und wenn Aspinella Washington erst wieder auf den Beinen war, würde sie sich inzwischen auch ausgerechnet haben, daß sie Heskow den Verrat zu verdanken hatte. Und wenn Heskow auspackte, wäre sie bald ihm selber auf den Fersen.

Aber inzwischen war ihm überhaupt die Ungeheuerlichkeit seines Problems bewußt. Er kannte alle am Tode des Dons Schuldigen und so auch die ernstesten Probleme, die er zu lösen hatte. Da war Kurt Cilke, den er praktisch nicht antasten durfte. Timmona Portella hatte den Mord angeordnet; genau wie Inzio Tulippa und Michael Graziella. Bisher hatte er nur die Sturzo-Brüder bestrafen können, die eindeutig kleinen Fische.

Was er an Kenntnissen hatte, kam von John Heskow, Pryor, Don Craxxi und Octavius Bianco in Sizilien. Wenn möglich, mußte er alle seine Feinde zur gleichen Zeit am gleichen Ort versammeln. Sie einen nach dem anderen einzeln zu erledigen, würde ein Ding der Unmöglichkeit sein. Und Pryor und Craxxi hatten ihn ja schon warnend darauf hingewiesen, daß er von Cilke besser die Finger lassen sollte.

Und dann war da noch der Generalkonsul von Peru, Mariano Rubio, Nicles Gefährte. In welchem Ausmaß fühlte sie sich ihm gegenüber zur Loyalität verpflichtet? Was hatte sie in der FBI-Akte des Dons eingeschwärzt, um es vor Astorre zu verbergen? Was verheimlichte sie ihm?

In seltenen Momenten träumte Astorre von den Frauen seines Herzens. Zuerst war Nicole gekommen, so jung und so eigenwillig, ihr kleiner und zarter Körper so leidenschaftlich, daß sie ihn gezwungen hatte, sie zu lieben. Wie sehr sie sich seitdem geändert hatte, nun, da sie ihre ganze Leidenschaft der Politik und ihrer Karriere widmete.

Buji in Sizilien kam ihm in den Sinn. Sie war ja nicht direkt ein Callgirl, aber doch etwas sehr Ähnliches. Trotzdem hatte sie eine impulsive Güte,

die unter Umständen zu rasendem Zorn werden konnte. Er erinnerte sich ihres wundervollen Betts in den lauen sizilianischen Nächten, wenn sie schwammen und Oliven aus Ölfässern aßen. Am meisten schätzte er, daß sie ihn niemals anlog; sie sprach ganz offen über ihr Leben, die anderen Männer. Großartig war ja auch ihre Loyalität gewesen, als man auf ihn geschossen und sie ihn aus dem Wasser gezogen hatte, von oben bis unten beschmiert mit seinem Blut. Und er dachte an ihr Geschenk, die goldene Kette, um die häßlichen Narbe zu verstecken.

Dann dachte er an Rosie, seine verräterische Rosie, die so schön, so gefühlvoll war und stets versicherte, daß ihm ihre wahre Liebe galt, obwohl sie ihn gleichzeitig betrog. Doch sie hatte ihn noch jedesmal, wenn er bei ihr war, glücklich machen können. Er hatte gehofft, seine gefühlsmäßige Bindung an Rosie beenden zu können, als er sie gegen die Sturzo-Brüder einsetzte. In der Erinnerung daran überwog aber nur sein Staunen über die Bereitwilligkeit, mit der sie die von ihr verlangte Rolle gespielt hatte, und die Erkenntnis, daß Rosies richtiges Leben eben das falsche war.

Und dann pflegte ihm wie ein Geist mitunter Georgette zu erscheinen, Cilkes Frau. Was für ein Quatsch! Er hatte sie einen Abend lang beobachtet und sie blödes Zeug reden gehört, Zeug, an das er niemals glauben würde, über die Kostbarkeit jeder einzelnen menschlichen Seele. Und doch konnte er sie nicht vergessen. Wie war sie dazu gekommen, einen Kerl vom Schlage Kurt Cilkes zu heiraten?

An manchen Abenden fuhr Astorre in Rosies Viertel und rief sie aus dem Auto an. Sie war immer da, was ihn überraschte, aber sie erklärte, für ihr Examen büffeln zu müssen und deshalb nicht ausgehen zu können. Ihm war das sehr recht, denn er traute sich unter den Umständen nicht, sie in ein Restaurant zu führen oder ins Kino mit ihr zu gehen. So ließ er sich denn bei Zabar's an der Westside Delikatessen zum Mitnehmen einpacken, die Rosie dann zu entzücktem Lächeln veranlaßten, während Monza draußen im Wagen wartete.

Rosie pflegte das mitgebrachte Essen zu servieren und eine Flasche Wein zu öffnen. Beim Essen legte sie ihm die Füße in den Schoß, kameradschaftlich, und ihr Gesicht leuchtete vor Behagen wegen seiner Gesellschaft. Sie schien jedes seiner Worte mit erfreutem Lächeln aufzunehmen. Das war ihr Geschenk, und Astorre wußte, daß es allen ihren Männern zuteil wurde. Das kümmerte ihn aber nicht.

Und wenn sie dann zu Bett gingen, war sie leidenschaftlich, aber auch sehr lieb und anhänglich. Sie streichelte ihm das Gesicht und küßte ihn und sagte: »Wir sind wirklich Seelenverwandte.« Und bei diesen Worten lief es Astorre kalt den Rücken herunter. Er wollte nicht, daß sie mit einem Mann wie ihm seelenverwandt war. Er sehnte sich bei diesen Gelegenheiten nach klassischer Tugend, doch war er außerstande, von ihr fernzubleiben.

Er blieb immer zwischen fünf und sechs Stunden. Er ging gewöhnlich

um drei Uhr früh. Manchmal, wenn sie schlief, blickte er in ihr schlafendes Gesicht und sah in den entspannten Zügen eine traurige Verletzlichkeit und die Spuren eines Kampfes, als wenn die Dämonen, die sie in der innersten Seele gefangenhielt, versuchten, sich zu befreien.

Eines Nachts ging er früher als gewöhnlich. Als er in den wartenden Wagen stieg, hörte er von Monza, daß ein Mr. Juice ihn dringend zu sprechen verlangte.

Juice war ein Deckname Heskows. Astorre rief ihn sofort an.

Heskows Stimme drängte: »Am Telefon kann ich nicht reden. Wir müssen uns sofort treffen.«

»Wo?« fragte Astorre.

»Vor dem Eingang des Madison Square Garden. Lassen Sie mich einfach zusteigen. In genau einer Stunde.«

Als Astorre eine Stunde später vor dem Garden ankam, sah er Heskow vor dem Haupteingang auf dem Bürgersteig stehen. Monza hatte seine Pistole im Schoß, als er genau vor Heskow anhielt. Astorre stieß die Tür auf, und Heskow setzte sich neben ihn auf die Vorderbank. Sein Gesicht war naß von der Kälte. Er sagte zu Astorre: »Sie haben großen Ärger.«

Astorre merkte, daß ihm kalt wurde. »Die Kinder?« fragte er.

Heskow nickte. »Portella hat Ihren Cousin Marcantonio entführt und hält ihn irgendwo gefangen. Ich weiß nicht wo. Morgen will er Sie zu einem Treffen einladen. Er will irgendwas für seine Geisel eintauschen. Aber wenn Sie unvorsichtig sind, hat er auch ein vierköpfiges Liquidierungsteam auf Sie angesetzt. Seine eigenen Leute. Er wollte mir den Job geben, ich habe aber abgelehnt.«

Sie waren in einer dunklen Nebenstraße. »Danke«, sagte Astorre. »Wo kann ich Sie absetzen?«

»Am besten gleich hier. Mein Wagen steht nur eine Ecke weiter.«

Astorre verstand. Heskow war nicht scharf darauf, mit ihm gesehen zu werden.

»Noch was«, sagte Heskow. »Sie wissen doch, daß Portella eine Suite in diesem Hotel für sich selber reserviert hat? Na ja, die benützt heute nacht sein Bruder Bruno mit einem Mädchen. Leibwächter hat er zu dem Rendezvous nicht mitgenommen.«

»Danke auch dafür«, sagte Astorre. »Also dann...« Er öffnete die Wagentür, und Heskow verschwand in der Dunkelheit.

Marcantonio Aprile hatte seinen letzten Termin am heutigen Tag und wollte es kurz machen, denn es war schon sieben und um neun war er zum Abendessen verabredet. Er traf sich mit seinem Lieblingsproduzenten und besten Freund im Filmgeschäft, einem Mann namens Steve Brody, der niemals die geplanten Kosten überschritt, einen großartigen Riecher für sensationelle Geschichten hatte und Marcantonio oft mit jungen aufstrebenden Schauspielerinnen bekannt machte, die ein bißchen Förderung ihrer Karriere gebrauchen konnten.

Doch an diesem Abend versprach ihr Treffen kontrovers zu werden.

Brody kam mit einem der dynamischsten Agenten in der Branche, einem Mann namens Matt Glazier, der sich für seine Klienten stets vehement einsetzte. Jetzt vertrat er einen Romancier, dessen letztes Buch die Vorlage abgegeben hatte zu einer groß angelegten, achtsündigen Fernsehserie. Glazier wollte dem Fernsehen nun die drei früheren Bücher seines Klienten verkaufen.

»Marcantonio«, sagte Glazier. »Die drei anderen Bücher sind großartig, waren aber keine Verkaufserfolge. Sie wissen ja, wie Verleger sind. Die könnten ein Glas Kaviar nicht mal zu fünf Cents absetzen. Brody ist willens, die Produktion zu übernehmen. Da Sie sich an seinem letzten Buch dumm und dämlich verdient haben, seien Sie mal großzügig und kommen wir zum Abschluß.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Marcantonio. »Das sind schließlich alte Titel. Sie haben nie auf der Bestsellerliste gestanden. Und außerdem sind sie längst vergriffen.«

»Das macht doch nichts«, sagte Glazier mit der eifrigen Zuversicht aller Agenten. »Sobald wir zum Abschluß gekommen sind, werden doch die Verleger mit Neuauflagen kommen.«

Marcantonio hatte dieses Argument schon oft gehört. Es war wahr. Wenn die Sache fürs Fernsehen eingekauft war, wurden vergriffene Bücher wieder aufgelegt, aber das half dem Fernsehen nicht. Statt dessen half das Fernsehen den Verlagen. Aus der Sicht des Fernsehens war dabei nichts zu holen.

»Davon mal ganz abgesehen«, sagte Marcantonio, »habe ich die Bücher gelesen. Sie geben für uns nichts her. Sie sind zu literarisch. Sie leben von der Sprache, nicht von der Aktion. Ich habe sie gern gelesen. Ich will nicht sagen, daß man da nicht vielleicht was draus machen könnte, aber das lohnt das Risiko nicht und den erforderlichen Aufwand.«

»Machen Sie mir doch nichts vor«, sagte Glazier. »Sie haben irgendeine Besprechung gelesen. Sie sind Programmdirektor. Für Bücher haben Sie doch keine Zeit.«

Marcantonio lachte. »Sie irren sich. Ich lese gerne Bücher, und ich habe diese Bücher echt gern gelesen. Aber für das Fernsehen kommen sie nicht in Frage.« Seine Stimme war warm und freundlich. »Tut mir leid, aber damit werden wir nicht ins Geschäft kommen. Vielleicht das nächste Mal. Ich würde gern mit Ihnen arbeiten.«

Nachdem seine Besucher gegangen waren, nahm Marcantonio im Badezimmer seiner Executivesuite eine Dusche und zog sich für seine Verabredung zum Dinner an. Dann wünschte er seiner Sekretärin, die immer blieb, bis er ging, eine gute Nacht und fuhr in die Lobby herunter.

Seine Verabredung war im Four Seasons, ganz in der Nähe seines Büros, deshalb beschloß er, zu Fuß dorthin zu gehen. Anders als die meisten hohen Wirtschaftsbosse hatte er keinen Wagen und Chauffeur nur für sich. Er beschränkte sich darauf, sie anzufordern, wenn er sie mal brauchte. Er war stolz auf diese Sparsamkeit, die er von seinem Vater

hatte, der unnütze Verschwendung stets mit Verachtung gestraft hatte.

Als er auf die Straße hinaustrat, fröstelte er im kalten Wind. Eine schwarze Limousine fuhr an den Bordstein, der Chauffeur stieg aus und hielt ihm die Tür auf. Hatte seine Sekretärin ihm den Wagen bestellt? Der Fahrer war ein großer massiver Mann, die Mütze saß ihm irgendwie komisch auf dem Kopf, als sei sie eine Nummer ZU klein. Er verbeugte sich und sagte: »Mr. Aprile?«

»Ja«, sagte Marcantonio. »Ich werde Sie heute abend nicht brauchen.«

»O doch«, erwiderte der Chauffeur mit einem fröhlichen Lächeln. »Entweder steigen Sie jetzt ein, oder wir schießen.«

Plötzlich wurde sich Marcantonio bewußt, daß noch drei Männer hinter ihm waren. Er zögerte. Der Chauffeur sagte: »Machen Sie sich keine Sorgen, da ist nur ein Freund, der eine Kleinigkeit mit Ihnen durchsprechen will.«

Marcantonio schlüpfte auf den Rücksitz der Limousine, und die drei Männer drängten sich neben ihn.

Sie fuhren ein oder zwei Straßenecken weit, und dann gab einer der Männer Marcantonio eine dunkle Brille und befahl ihm, sie aufzusetzen.

Marcantonio gehorchte und glaubte zu erblinden. Die Gläser waren so tief geschwärzt, daß sie alles Licht abwiesen. Marcantonio fand das schlau und nahm sich vor, das Motiv bei Gelegenheit in einem Film zu verwenden. Außerdem schöpfte er Hoffnung. Wenn er nicht sehen sollte, wo sie ihn hinbrachten, hatten sie ja offenbar nicht vor, ihn umzulegen, oder? Andererseits kam ihm die ganze Situation so unreal vor wie eine seiner Fernsehserien. Bis er plötzlich an seinen Vater dachte. Und dachte, daß er nun endlich in der Welt seines Vaters angekommen war, an die er nie so recht geglaubt hatte.

Nach ungefähr einstündiger Fahrt hielt der Wagen an, und zwei seiner Bewacher halfen ihm beim Aussteigen. Er merkte, daß er einen mit Ziegeln gepflasterten Gartenweg hinaufging und dann vier Stufen in ein Haus. Dort wieder eine Treppe hinauf in ein Zimmer, dessen Tür hinter ihm geschlossen wurde. Dann nahm man ihm endlich die schwarze Brille ab. Er befand sich in einem kleinen Schlafzimmer, dessen dichte Vorhänge zugezogen waren. Einer seiner Bewacher saß auf einem Stuhl neben dem Bett.

»Legen Sie sich hin und schlafen Sie ein bißchen«, sagte der Mann zu ihm. »Morgen haben Sie einen harten Tag.« Marcantonio sah auf seine Armbanduhr, es war fast Mitternacht.

Es war vier Uhr früh, und die Wolkenkratzer standen wie Geister in der Finsternis, als Astorre und Aldo Monza vor dem Hotel Lyceum aus dem Wagen stiegen. Der Fahrer wartete hinter dem Steuer.

Monza klimperte mit dem Schlüsselring, während sie die drei Etagen hinauf zur Tür von Portellas Suite stiegen.

Monza schloß die Tür auf, und sie betraten das Wohnzimmer. Auf dem Tisch standen die Reste einer Mahlzeit, Kartons, die chinesisches Essen

enthalten hatten, leere Gläser und Wein- und Whiskyflaschen. In der Mitte eine halbverzehrte Sahnetorte, in der oben wie eine Kerze auf einem Geburtstagskuchen eine halbgerauchte Zigarette steckte. Sie gingen ins Schlafzimmer, und Astorre knipste die Deckenbeleuchtung an. Auf dem Bett lag, nur mit einer Unterhose bekleidet, Bruno Portella.

Die Luft war parfümgeschwängert, aber Bruno war allein. Hübsch sah er nicht aus. Sein schweres schlaffes Gesicht war schweißnaß, und er roch nach halbverdauten chinesischen Meeresfrüchten. Seine breite Brust gab ihm ein bäriges Aussehen und irgendwie, fand Astorre, glich er sogar einem liebenswerten Teddybär. Am Fuß des Bettes stand eine geöffnete Flasche Rotwein, die eine Insel eigenen Geruchs um sich verbreitete. Es schien ein Jammer zu sein, den guten Mann aus seinen süßen Träumen zu reißen, Astorre tat es aber trotzdem, indem er ihm sanft auf die Stirn tippte.

Bruno öffnete erst ein Auge, dann das andere. Er schien keine Angst zu haben, nicht einmal überrascht zu sein. »Was, zum Teufel, machen Sie hier?« fragte er verschlafen.

»Bruno, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte Astorre sanft. »Wo ist das Mädchen?«

Bruno setzte sich auf. Er lachte. »Sie mußte früh nach Hause, um ihr Kind zur Schule zu bringen. Da ich sie schon dreimal gefickt hatte, habe ich sie gehen lassen.« Er sagte das mit einem gewissen Stolz nicht nur auf seine Manneskraft, sondern auch auf das Verständnis für die mütterlichen Pflichten seines Mädchens. Er streckte die Hand nach dem Nachttisch aus. Astorre hielt die Hand freundlich fest, zog dabei die Schublade auf und nahm die Pistole heraus.

»Hören Sie mal, Bruno«, sagte Astorre in beschwichtigendem Ton. »Es wird nichts Schlimmes passieren. Ich weiß, Ihr Bruder weiht Sie in solche Sachen nicht ein, aber er hat letzte Nacht meinen Cousin Marcantonio entführt. Nun muß ich ihm also Sie zum Tausch anbieten, damit ich meinen Cousin zurückbekomme. Ihr Bruder liebt Sie, Bruno. Er wird den Tausch also machen. Das glauben Sie doch auch, oder nicht?«

»Na klar«, erwiderte Bruno. Er sah erleichtert aus.

»Machen Sie bloß keine Dummheiten. Ziehen Sie sich jetzt an.«

Als Bruno fertig angezogen war, schienen ihm die Schnürsenkel Schwierigkeiten zu machen. »Was ist los?« fragte Astorre.

»Diese Schuhe trage ich zum ersten Mal. Gewöhnlich trage ich Slippers.«

»Sie können sich die Schnürsenkel nicht zubinden?«

»Diese Schuhe sind die ersten mit Schnürsenkeln, die ich habe.«

Astorre lachte. »Jesus Christus. Na schön. Ich werde sie Ihnen zubinden.« Und er ließ sich Brunos Fuß auf den Schoß legen.

Als die Schnürsenkel zugebunden waren, reichte Astorre dem Mann den Telefonapparat vom Nachttisch. »Rufen Sie Ihren Bruder an«, sagte er.

»Um fünf Uhr früh?« fragte Bruno. »Der bringt mich doch um.«

Astorre begriff, daß Bruno nicht nur verschlafen, sondern echt schwer von Begriff war.

»Sagen Sie ihm nur, daß ich Sie habe«, sagte Astorre. »Dann werde ich mit ihm reden.«

Bruno nahm das Telefon und sagte in klagendem Ton: »Timmona, du hast mich echt in die Scheiße geritten, deshalb rufe ich so früh an.«

Astorre konnte am anderen Ende ein Brüllen hören, und dann sagte Bruno schnell: »Astorre Viola hat mich und will mit Dir sprechen.« Dann gab er Astorre den Hörer.

Astorre sagte: »Timmona, tut mir leid, Sie zu wecken, aber ich habe Bruno nehmen müssen, weil Sie meinen Cousin haben.«

Portellas Stimme erhob sich zu zornigem Gebrüll. »Davon habe ich keine Ahnung. Was, zum Teufel, wollen Sie also von mir?«

Bruno hörte seinen Bruder und schrie: »Du hast mich hier reingeritten, du Arsch! Jetzt hol mich gefälligst auch hier wieder raus!«

Astorre sagte seelenruhig: »Timmona, machen Sie diesen Austausch, und dann können wir über den Handel reden, der Ihnen vorschwebt. Ich weiß, Sie glauben, daß ich uneinsichtig und bockig gewesen bin, aber wenn wir uns treffen, werde ich Ihnen den Grund für mein Verhalten erklären, und Sie werden begreifen, daß ich Ihnen eigentlich einen Gefallen getan habe.«

Portellas Stimme hatte sich jetzt beruhigt. »Okay«, sagte er. »Wo und wie treffen wir uns?«

»Ich werde mittags im Paladin auf Sie warten. Ich habe dort einen privaten Raum. Ich werde Bruno dabeihaben, bringen Sie Marcantonio mit. Sie können auch Ihre Leibwächter mitbringen, wenn Sie mißtrauisch sind, aber ein Blutbad in einem öffentlichen Lokal wollen wir nicht. Wir werden uns nur unterhalten und den Austausch machen.«

Nach langem Schweigen sagte Portella: »Ich werde da sein, aber bitte keine krummen Touren.«

»Keine Angst«, sagte Astorre fröhlich. »Nach diesem Treffen werden wir Freunde sein.«

Astorre und Monza nahmen Bruno in die Mitte. Astorre hakte sich freundschaftlich bei ihm ein. Sie gingen die Treppe zur Straße hinunter. Dort warteten inzwischen zwei weitere Wagen mit Astorres Leuten. »Nehmen Sie Bruno in einem von Ihren Wagen mit«, sagte Astorre zu Monza. »Seien Sie Punkt zwölf im Paladin. Ich werde Sie dort treffen.«

»Was, zum Teufel, soll ich bis dahin mit ihm machen?« fragte Monza. »Das sind noch Stunden.«

»Führen Sie ihn irgendwo zum Frühstück aus. Er ißt gern. Das sollte Sie schon für ein paar Stunden beschäftigen. Dann machen Sie einen Spaziergang durch den Central Park. Besuchen Sie den Zoo dort. Wenn er abzuhaufen versucht, legen Sie ihn nicht um. Fangen Sie ihn einfach wieder ein.«

»Sie werden allein sein. Ist das klug?«

»Das wird schon in Ordnung gehen«, sagte Astorre und wählte auf seinem Handy Nicoles private Nummer. Es war inzwischen fast sechs Uhr früh.

Nicole meldete sich verschlafen. Astorre erinnerte sich der Zeiten, als sie noch ein junges Mädchen und er ihr Liebhaber gewesen war. »Nicole, wach auf«, sagte er. »Weißt du, wer hier ist?«

Die Frage ärgerte sie offensichtlich. »Natürlich weiß ich das. Wer sonst würde mich zu dieser Stunde anrufen?«

»Hör mir gut zu«, sagte Astorre. »Keine Fragen, bitte. Dieses Dokument, das du für mich aufbewahrst, dieses Papier, das ich für Cilke unterschrieben habe, gegen deine ausdrückliche Empfehlung, erinnerst du dich?«

»Ja«, antwortete Nicole knapp. »Natürlich.«

»Hast du es zu Hause oder in deinem Büro?« fragte Astorre.

»Natürlich liegt es im Safe in meinem Büro«, sagte Nicole.

»Okay«, sagte Astorre. »In dreißig Minuten klinge ich an deiner Haustür. Komm dann sofort runter. Bring alle Schlüssel mit. Wir fahren in dein Büro.«

Als Astorre an Nicoles Tür klingelte, kam sie sofort herunter. Sie trug einen blauen Ledermantel und eine große Handtasche. Sie küßte ihm die Wange, wagte es aber nicht, ein Wort zu sagen, ehe sie eingestiegen war und dem Fahrer die Adresse gesagt hatte. Dann schwieg sie wieder, bis sie ihre Büroräume erreicht hatten.

»Jetzt sag mir aber, wozu du dieses Dokument brauchst«, fragte sie endlich.

»Das brauchst du nicht zu wissen«, erwiderte Astorre.

Er sah, daß sie diese Antwort ärgerte. Sie öffnete aber den Safe in ihrem Schreibtisch und entnahm ihm eine Akte.

»Schließ den Safe noch nicht ab, ich will auch das Band, das du bei unserem Treffen mit Cilke aufgenommen hast.«

Nicole reichte ihm die Akte. »Auf diese Dokumente hast du ein Recht«, sagte sie. »Aber nicht auf irgendwelche Tonaufnahmen, selbst wenn sie existierten.«

»Vor langer Zeit hast du mir mal erzählt, daß du jedes Gespräch in deinem Büro aufnimmst«, sagte Astorre. »Und bei unserem Treffen habe ich dich beobachtet. Du sahst mir ein bißchen zu selbstzufrieden aus.«

Nicole lachte. »Du hast dich echt verändert«, sagte sie. »Früher warst du keines von diesen Arschlöchern, die glauben, daß sie die Gedanken von anderen Leuten lesen können.«

Astorre bedachte sie mit einem schuldbewußten Grinsen und sagte, um Verständnis bittend: »Ich dachte, daß du mich noch immer magst. Deshalb habe ich dich nie gefragt, was du in der Akte deines Vaters eingeschwärzt hast, ehe du sie mir gezeigt hast.«

»Nichts habe ich eingeschwärzt«, sagte Nicole kühl. »Und das Band gebe ich dir nicht, bevor du mir nicht erzählt hast, was hier eigentlich

läuft.«

Astorre schwieg, dann sagte er: »Okay, schön, du bist ja inzwischen auch schon ein großes Mädchen.«

Er lachte, als er sah, wie übel sie ihm die Bemerkung nahm. Ihre Augen blitzten und der Mund verriet Abscheu. Der Gesichtsausdruck erinnerte ihn an den, den sie ihm und ihrem Vater gezeigt hatte, als er sich damals zur Ausbildung bei Pryor nach England hatte schicken lassen.

»Na, du hast schon immer mit den großen Jungs spielen wollen«, sagte Astorre. »Und nun tust du das ja zweifellos. Als Anwältin versetzt du fast so viele Leute in Angst und Schrecken wie ehemals dein Vater.«

»Er war nicht so schlimm, wie die Presse und das FBI ihn gemacht haben«, sagte Nicole zornig.

»Okay«, sagte Astorre begütigend. »Marc ist letzte Nacht von Timmona Portella entführt worden. Kein Grund zur Aufregung. Ich bin hingegangen und habe mir seinen Bruder Bruno gekascht. Jetzt können wir feilschen.«

»Du hast jemanden entführt?« fragte Nicole ungläubig.

»Sie auch«, sagte Astorre. »Sie würden unsere Banken gar zu gerne haben.«

Nicole schrie fast: »Dann gib ihnen doch die Scheißbanken!«

»Du verstehst nicht«, sagte Astorre. »Wir geben ihnen gar nichts. Wir haben Bruno. Wenn sie Marc was tun, tun wir Bruno was.«

Nicole starrte ihn entsetzt an. Astorre erwiderte ihren Blick ausdruckslos und berührte dabei mit einer Hand sein goldenes Halsband. »Ja«, bekräftigte er. »In dem Fall müßte ich ihn töten.«

Nicoles glattes Gesicht warf jetzt Sorgenfalten. »Nicht du, Astorre, nicht auch du.«

»So, jetzt weißt du Bescheid«, sagte Astorre. »Ich bin nicht der Mann, der ihnen die Banken verkauft, nachdem sie euren Vater und meinen Onkel getötet haben. Aber ich brauche das Band und das Dokument, um den Handel abzuschließen und Marc ohne Blutvergießen zurückzubekommen.«

»Verkaufe ihnen doch einfach die Banken«, flüsterte Nicole ihm zu. »Wir werden reich sein. Es wäre doch egal.«

»Mir wäre es nicht egal«, sagte Astorre. »Und dem Don war es auch nicht egal.«

Schweigend griff Nicole in den Safe und entnahm ihm ein kleines Päckchen, das sie auf die Akte legte.

»Spiel's mir vor, bitte«, sagte Astorre.

Nicole entnahm ihrer Schreibtischschublade einen kleinen Kassettenrecorder. Sie legte das Band ein, und beide hörten es sich an. Cilke entwickelte seinen Plan, Portella in die Falle zu locken. Dann steckte Astorre alles ein und sagte: »Im Laufe des Tages bringe ich das alles zurück und Marc auch. Mach dir keine Sorgen. Es wird nichts passieren. Und wenn, wird es für sie schlimmer sein als für uns.«

Kurz nach zwölf saßen Astorre, Aldo Monza und Bruno Portella in einem

privaten Speisezimmer im Paladin.

Bruno schien sich als Geisel ganz wohl zu fühlen. Er plauderte fröhlich mit Astorre. »Wissen Sie, da habe ich mein ganzes Leben in New York verbracht und bisher nicht gewußt, daß es im Central Park einen Zoo gibt. Wenn das mehr Leute wüßten, hätte er bestimmt mehr Besucher.«

»Es hat Ihnen also gefallen dort«, sagte Astorre in zufriedennem Ton und dachte, daß Bruno, selbst wenn alles schiefging, wenigstens mit einer angenehmen Erinnerung in den Tod gehen würde. Die Tür des Speisezimmers öffnete sich, und der Eigentümer des Lokals erschien zusammen mit Portella und Marcantonio. Portellas breite Gestalt in dem gutgeschnittenen Anzug verbarg Astorres Cousin fast. Bruno umarmte Portella und küßte ihn auf beide Wangen, und überrascht sah Astorre, wie liebevoll und zufrieden Timmona blickte.

»Was für ein Bruder«, rief Bruno laut, »was für ein Bruder!«

Astorre und Marcantonio begrüßten einander mit einem Händedruck, dann legte Astorre einen Arm um den Cousin und fragte: »Ist alles okay, Marc?«

Marcantonio wandte sich von ihm ab und setzte sich. Seine Beine versagten den Dienst teils aus Erleichterung über die bestandene Gefahr, teils wegen des neuen Lichts, in dem ihm Astorre plötzlich erschien. Der Junge, der nichts lieber tat als zu singen, der frohsinnige und liebevolle Leichtfuß der Familie, zeigte plötzlich sein wahres Gesicht: das eines Todesengels. Die Macht seiner Gegenwart bedrückte den prahlerischen, aber zugleich eingeschüchterten Portella sichtlich.

Astorre setzte sich neben Marcantonio und klopfte ihm aufs Knie. Er lächelte zuvorkommend, als sei der Cousin ein geschätzter Geschäftsfreund. »Alles in Ordnung?« fragte er.

Marcantonio sah ihm direkt in die Augen. Ihm war nie zuvor aufgefallen, was für klare, gnadenlose Augen Astorre hatte. Er sah Bruno an, den Mann, der mit seinem Leben für seines bezahlt hätte. Den Mann, der jetzt seinem Bruder irgend etwas über den Zoo im Central Park vorschwatzte.

Astorre sagte zu Portella: »Wir müssen uns über Verschiedenes unterhalten.«

»Okay«, antwortete Portella. »Bruno, verschwinde. Draußen wartet ein Wagen. Wir sprechen uns, wenn ich nach Hause komme.«

Monza trat ein. »Bringe Marcantonio nach Hause«, sagte Astorre zu ihm. »Marc, warte da auf mich.«

Portella und Astorre saßen nun allein einander gegenüber. Portella öffnete eine Weinflasche und füllte sein Glas. Astorre bot er keines an.

Astorre griff in die Tasche, zog einen braunen Umschlag heraus und leerte dessen Inhalt auf den Tisch. Da lag der Vertrag, mit dem er sich durch seine Unterschrift verpflichtet hatte, Portella eine Falle zu stellen. Außerdem lag da ein kleiner Kassettenrecorder mit eingelegtem Band.

Portella sah sich das Dokument mit dem Briefkopf des FBI an und las es. Dann warf er es beiseite. »Das könnte eine Fälschung sein. Und

warum sollten Sie so dumm sein, etwas Derartiges zu unterschreiben?»

Statt einer Antwort schaltete Astorre den Kassettenrecorder ein, und da ließ sich nun Cilke hören, der Astorre einlud, im Verein mit ihm Portella in die Falle zu locken. Portella hörte zu und versuchte, die Überraschung und Wut, die er empfand, zu verbergen, aber sein Gesicht war zornesrot, und seine Lippen artikulierten lautlose Verwünschungen. Astorre schaltete das Band ab.

»Ich weiß, daß Sie sechs Jahre lang mit Cilke zusammengearbeitet haben«, sagte Astorre. »Sie haben ihm geholfen, die New Yorker Mafiafamilien zu liquidieren. Und ich weiß, daß Ihnen Cilke für diesen guten Dienst Immunität garantiert hat. Aber jetzt ist er hinter Ihnen her. Diese Burschen von den Behörden sind nie zufrieden. Sie wollen alles. Sie haben gedacht, er wäre jetzt Ihr Freund. Sie haben ihm zuliebe die Omerta gebrochen. Sie haben ihn berühmt gemacht, und jetzt will er Sie ins Gefängnis schicken. Er braucht Sie nicht mehr. Er wird Sie hochnehmen, sobald Sie die Banken haben. Deshalb konnte ich das Geschäft nicht machen. Ich würde die omertà niemals brechen.«

Portella war sehr still und schien dann einen Entschluß zu fassen. »Wenn ich das Cilke-Problem löse, was haben Sie dann mit den Banken vor?«

Astorre steckte alles wieder in sein Aktenköfferchen. »Glatter Verkauf«, sagte er. »Abgesehen von mir, ich behalte fünf Prozent.«

Portella schien sich von seiner unangenehmen Überraschung erholt zu haben. »Okay«, sagte er. »Das können wir im einzelnen noch aushandeln, wenn erst mal das Problem gelöst ist.«

Sie schüttelten sich die Hände, und Portella ging als erster. Astorre merkte, daß er sehr hungrig war und bestellte ein dickes blutiges Steak zum Lunch. Ein Problem ist gelöst, dachte er.

Um Mitternacht traf Portella sich mit Mariano Rubio, Inzio Tulippa und Michael Graziella im peruanischen Generalkonsulat.

Rubio hatte sich seinen Gästen Tulippa und Graziella als vorbildlicher Gastgeber erwiesen. Er hatte sie ins Theater, in die Oper, ins Ballett begleitet und diskrete schöne junge Frauen besorgt, die in gewissem Maße in verschiedenen Künsten glänzten. Tulippa und Graziella amüsierten sich königlich und waren nicht gerade scharf darauf, in ihren natürlichen Lebensraum zurückzukehren, der die in New York verfügbaren Anregungen nicht zu bieten hatte.

An diesem Abend übertraf die Gastfreundschaft des Konsuls sich selbst. Der Konferenztisch war überladen mit exotischen Gerichten, Früchten, Käseplatten und Konfekt. Neben jedem Stuhl stand in einem Eiskübel eine Flasche Champagner. Auf zarten Leitern aus gesponnenem Zucker lockten delikate Konfiserien, und neben der großen dampfenden Kaffeekanne standen Zigarrenkisten, die mit Havannas für jeden Geschmack gefüllt waren, maduros, hellbraunen und grünen.

Der Konsul eröffnete die Verhandlungen, indem er zu Portella sagte:

»Was ist also so wichtig, daß wir alle anderen Verabredungen wegen dieses Treffens absagen mußten?« Trotz der Höflichkeit der Frage war in seiner Stimme ein leicht herablassender Ton, der Portella fuchsteufelswild machte. Und er wußte, daß er in der Achtung dieser Leute sinken würde, wenn sie von Cilkes Verrat erfuhren. Er erzählte ihnen aber die ganze Geschichte.

Tulippa aß ein Stück Konfekt, als er sagte: »Sie meinen, Sie hatten seinen Cousin Marcantonio und haben ihn gegen Ihren Bruder ausgetauscht, ohne uns vorher zu konsultieren?« Seine Stimme war voller Verachtung.

»Ich konnte meinen Bruder doch nicht opfern«, sagte Portella. »Und außerdem, wenn ich diesen Handel nicht gemacht hätte, wären wir Cilke in die Falle gegangen.«

»Stimmt«, erwiderte Tulippa, »aber die Entscheidung stand Ihnen nicht zu.«

»Na schön«, sagte Portella. »Aber wem dann...?«

»Uns allen!« bellte Tulippa. »Wir sind Ihre Partner.«

Portella sah ihn an und fragte sich, was ihn eigentlich davon abhielt, diesen schmierigen Hundesohn aus der Welt zu schaffen. Dann fielen ihm die fünfzig in die Höhe geworfenen Panamahüte ein.

Der Konsul schien seine Gedanken gelesen zu haben. Er sagte beschwichtigend: »Wir alle kommen aus verschiedenen Kulturen und haben verschiedene Werte. Wir müssen uns irgendwie aufeinander einstellen. Timmona ist Amerikaner und sentimental.«

»Sein Bruder ist ein Scheißschwachkopf«, sagte Tulippa.

Rubio drohte ihm mit dem Finger. »Inzio, hören Sie auf, nur aus Spaß am Vergnügen Ärger zu machen. Wir haben alle das Recht, Entscheidungen über unsere Privatangelegenheiten zu treffen.«

Graziella lächelte ein dünnes belustigtes Lächeln. »Das ist wahr. Sie, Inzio, haben uns über Ihre geheimen Laboratorien niemals informiert. Sie wollen Ihre eigenen Nuklearwaffen. Was ich persönlich für ausgesprochen dumm halte. Glauben Sie, die Regierung wird sich von einer Drohung aus der Fassung bringen lassen? Sie wird statt dessen nur alle Gesetze ändern, die uns gegenwärtig noch schützen und uns erlauben, in Frieden unserem Beruf nachzugehen.«

Tulippa lachte. Das Treffen machte ihm Spaß. »Ich bin Patriot«, sagte er. »Ich will, daß Südamerika imstande ist, sich gegen Länder wie Israel, Indien und den Irak zu verteidigen.«

Rubio lächelte ihm wohlwollend zu. »Daß Sie so national empfinden, ist mir wirklich neu.«

Portella ließ sich von dieser heiteren Laune nicht anstecken. »Ich habe ein echtes Problem hier. Ich hielt Cilke für meinen Freund. Ich habe einen Haufen Geld in ihn investiert. Und jetzt ist er hinter mir her - hinter mir und hinter uns allen.«

Graziella sagte entschieden: »Wir müssen den ganzen Plan sausen

lassen. Wir müssen uns mit weniger zufriedengeben.« Er war nicht länger der lebenswürdige Mann, den sie gekannt hatten. »Wir müssen eine andere Lösung finden. Vergeßt Kurt Cilke und Astorre Viola. Sie sind als Feinde zu gefährlich. Wir dürfen nicht einen Kurs einschlagen, bei dem wir alle Schiffbruch erleiden können.«

»Mit diesem Rat ist mir nicht gedient«, meinte Portella. »Cilke ist auf jeden Fall hinter mir her.«

Auch Tulippa ließ jetzt die Maske der Verbindlichkeit fallen. Er sagte zu Graziella: »Daß gerade Sie uns eine friedliche Lösung des Problems empfehlen, ist für jemanden, der Ihre Geschichte ein bißchen kennt, ziemlich erstaunlich. Sie haben schließlich in Sizilien eine Menge Polizisten und Justizbeamte umgebracht, ja, in einem Fall, wenn ich recht unterrichtet bin, sogar den Chef der Provinzregierung und seine Frau. Und dann diesen General, der nach Sizilien geschickt worden war, um mit euch aufzuräumen. Ich meine, daß gerade Sie uns nun empfehlen, ein Projekt aufzugeben, das uns Milliarden von Dollar verspricht - und dabei auch noch unseren Freund Portella im Stich zu lassen.«

»Ich werde jedenfalls Cilke beseitigen, ganz gleich, was mir hier empfohlen wird«, sagte Portella.

»Damit würden Sie aber einen sehr gefährlichen Kurs einschlagen«, meinte der Generalkonsul. »Das FBI würde eine Vendetta gegen Sie führen. Sie würden alles aufbieten, um den Killer aufzuspüren.«

»Ich gebe Timmona recht«, sagte Tulippa. »Das FBI unterliegt gewissen gesetzlichen Zwängen, das kriegen wir schon in den Griff. Ich werde das Überfallkommando stellen. Wenn sich dann die Bullen die Augen reiben und sich wundern, wie alles passiert ist, sind die Leute längst im Flugzeug nach Südamerika.«

»Ich weiß, daß es gefährlich ist, aber mir bleibt nichts anderes übrig«, stellte Portella fest.

»Einverstanden«, meinte Tulippa. »Wenn man auf Milliarden spekuliert, muß man ein gewisses Risiko eingehen. Und wieso sind wir sonst im Geschäft?«

Rubio sagte zu Inzio: »Sie und ich riskieren nicht allzu viel, weil wir diplomatische Immunität genießen. Michael, Sie kehren am besten fürs erste nach Sizilien zurück. Timmona, Sie sind derjenige, der irgendwie an Ort und Stelle die Folgen wird tragen müssen.«

»Im schlimmsten Fall«, sagte Tulippa, »kann ich Sie ja irgendwo in Südamerika verstecken.«

Portella breitete in einer hilflosen Geste die Hände aus. »Ich habe also eine Wahl«, sagte er. »Aber ich will Ihre Unterstützung. Michael, sind Sie einverstanden?«

Graziellas Gesicht war ungerührt. »Ja, einverstanden«, sagte er. »Ich würde mir aber mehr Sorgen wegen Astorre Viola machen als wegen Kurt Cilke.«

ELFTES KAPITEL

Als Astorre die verschlüsselte Bitte um ein Treffen mit Heskow erhielt, traf er gewisse Sicherheitsvorkehrungen. Es bestand ja immer die Gefahr, daß Heskow sich gegen ihn wandte. Anstatt also die Botschaft zu beantworten, erschien er um Mitternacht unangemeldet in Heskows Haus in Brightwaters. Er nahm Aldo Monza mit und einen zweiten Wagen mit vier Mann. Er trug auch eine kugelsichere Weste. Er rief Heskow an, als der Wagen in der Auffahrt hielt, und bat ihn, die Haustür zu öffnen.

Heskow schien nicht überrascht zu sein. Er machte Kaffee und bediente Astorre und sich selbst. Dann lächelte er Astorre an und sagte: »Ich habe gute und schlechte Nachrichten. Welche wollen Sie zuerst hören?«

»Schießen Sie einfach los«, sagte Astorre.

»Die schlechte Nachricht ist, daß ich außer Landes gehen muß, und zwar infolge der guten Nachricht. Und ich will Sie nur bitten, Ihr Versprechen zu halten, daß meinem Sohn nichts passieren wird, selbst wenn ich nicht mehr für Sie arbeiten kann.«

»Das Versprechen haben Sie«, antwortete Astorre. »Aber warum müssen Sie außer Landes gehen?«

Heskow schüttelte den Kopf in heiterer Besorgtheit. Er sagte: »Weil dieser blöde Hund Portella jetzt total durchdreht. Er will Cilke umlegen lassen, diesen FBI-Agenten. Und ich soll der Chef des Kommandos sein.«

»Weigern Sie sich doch einfach«, meinte Astorre.

»Kann ich nicht«, sagte Heskow. »Die Liquidierung wird von seinem ganzen Syndikat verlangt, und wenn ich mich weigere, bin ich erledigt und mein Sohn vielleicht auch. Ich werde also die Liquidierung organisieren, aber mitmachen werde ich dabei nicht. Ich werde weg sein. Und wenn Cilke fällt, wird das FBI hundert Mann auf den Fall ansetzen, und es wird hier verdammt ungemütlich werden. Ich habe sie darauf aufmerksam gemacht, aber das ist denen scheißegal. Cilke hat sie irgendwie beschissen oder so was. Sie glauben, daß sie ihm soviel Dreck anhängen können, daß seine Leute sich nicht zu sehr aufregen, wenn sie ihn loswerden.«

Astorre bemühte sich, seine Befriedigung zu verbergen. Es lief also alles wie geplant. Cilke würde getötet werden, ohne irgendein Risiko für ihn selbst. Und wenn er ein bißchen Glück hatte, würde das FBI Portella erledigen.

»Wollen Sie mir eine Adresse hinterlassen?« fragte er Heskow.

Heskow lächelte. »Ich glaube nicht«, sagte er. »Nicht, daß ich Ihnen nicht traue, aber Sie werden für mich ja immer erreichbar sein.«

»Na gut, danke für die Information«, sagte Astorre. »Aber wer hat diese Entscheidung eigentlich getroffen?«

»Timmona Portella«, sagte Heskow. »Aber Inzio Tulippa und der Generalkonsul haben sich deshalb abgemeldet. Und dieser Typ aus Corleone, Graziella, will nichts damit zu tun haben. Ich glaube, er kehrt nach Sizilien zurück. Komisch, wo er doch da so ziemlich jeden umgebracht hat. Sie verstehen wirklich nicht, wie Amerika läuft, und Portella ist einfach nur dumm. Er sagt, daß er wirklich geglaubt habe, in Cilke einen echten Freund zu haben.«

»Und Sie haben sich die Führung des Liquidierungskommandos aufs Auge drücken lassen. Das ist auch nicht gerade schlau«, sagte Astorre.

»Nein. Aber ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich schon über alle Berge sein werde, wenn sie das Haus aufmischen.«

»Das Haus?« fragte Astorre und dachte mit Schrecken an die Antwort, die er auf diese Frage erhalten würde.

»Ja«, antwortete Heskow. »Ein massives Einsatzkommando fliegt nach Südamerika zurück und verschwindet.«

»Sehr professionell«, meinte Astorre. »Und wann passiert das alles?«

»Übermorgen abend. Sie brauchen nur zuzusehen, wie da alle Ihre Probleme gelöst werden. Das ist die gute Nachricht.«

»Wir werden sehen«, sagte Astorre. Er sah ausdruckslos aus, aber im Geiste sah er Georgette Cilke, ihre Schönheit, ihre Güte.

»Ich dachte, Sie sollten es rechtzeitig erfahren, damit Sie sich ein gutes Alibi besorgen können«, sagte Heskow. »Und jetzt sind Sie mir etwas schuldig und passen vielleicht auf meinen Sohn auf.«

»Selbstverständlich«, sagte Astorre. »Machen Sie sich keine Sorgen seinetwegen.«

Er schüttelte Heskow die Hand, ehe er ging. »Ich glaube, es ist wirklich schlau, das Land zu verlassen. Der Teufel wird los sein.«

»Ja«, bestätigte Heskow.

Einen Augenblick überlegte Astorre, was er nun mit Heskow machen sollte. Schließlich hatte der Mann bei dem Mordanschlag auf den Don den Wagen gefahren.

Und dafür mußte er büßen, auch wenn er der guten Sache seitdem manchen Dienst geleistet hatte. Aber seit er erfahren hatte, daß mit Cilke auch dessen Frau und Tochter sterben sollten, war sein Tatendrang irgendwie gedämpft. Laß ihn gehen, dachte er. Vielleicht kann er mir noch nützlich sein. Umbringen kann ich ihn dann immer noch. Und er sah in Heskows lächelndes Gesicht und erwiderte das Lächeln.

»Sie sind ein kluger Mann«, sagte er zu Heskow.

Heskow errötete geschmeichelt. »Ich weiß«, sagte er. »Deshalb komme ich immer mit dem Leben davon.«

Am nächsten Vormittag um elf traf Astorre im Hauptquartier des FBI ein, begleitet von Nicole Aprile, die den Termin für ihn verabredet hatte.

Er hatte die ganze Nacht gegrübelt, wie er sich in der gegebenen Lage verhalten sollte. Im Grunde verlief ja alles nach Plan. Portella machte Anstalten, Cilke zu beseitigen. Aber er wußte, daß er nicht zulassen

konnte, daß bei dieser Gelegenheit auch Georgette und ihre Tochter umgebracht würden. Er wußte aber auch, daß Don Aprile nie daran gedacht hätte, dem Schicksal in den Arm zu fallen. Dann erinnerte er sich aber einer Geschichte über den Don, die ihm zu denken gab.

Eines Abends, Astorre war zwölf Jahre alt und saß mit dem Don in Sizilien beim Abendessen im Garten, hatte er in aller Unschuld gefragt, wie der Don und Caterina (die wie gewöhnlich das Essen auftrug) einander kennengelernt hätten. »Seid ihr zusammen aufgewachsen?« Der Don und Caterina hatten einander angesehen und dann über die ganz ernsthaft gestellte Frage des Knaben gelacht.

Der Don hatte den Zeigefinger über die Lippen gelegt und spöttisch geflüstert: »Omertà. Das darf nicht verraten werden.«

Caterina klopfte Astorre mit dem hölzernen Salatlöfel auf die Handknöchel. »Das geht dich nun wirklich nichts an, du kleiner Teufel«, sagte sie. »Und außerdem bin ich auch nicht gerade stolz darauf.«

Don Aprile sah Astorre liebevoll an. »Warum sollte er es nicht wissen? Er ist schließlich sizilianisch bis auf die Knochen. Erzähl es ihm.«

»Nein«, sagte Caterina. »Aber erzähle du es ihm, wenn du willst.«

Nach dem Essen zündete Don Aprile seine Zigarre an, füllte sein Glas mit Anisette und erzählte Astorre die Geschichte.

»Vor zehn Jahren war der wichtigste Mann in der Stadt ein gewisser Pater Sigismundo, ein sehr gefährlicher Mann, trotzdem war er gutmütig. Wenn ich Sizilien besuchte, kam er oft in mein Haus und spielte Karten mit meinen Freunden. Damals hatte ich eine andere Haushälterin.

Aber Pater Sigismundo war nicht gottlos. Er war ein frommer und fleißiger Priester. Er schimpfte Leute aus, die nicht regelmäßig zur Messe gingen, und prügelte sich einmal sogar mit einem hartnäckigen Atheisten. Er war stets zur Stelle, sterbenden Opfern der Mafia die letzte Ölung zu reichen. Die Leute bewunderten das, fingen aber schließlich auch an, sich darüber zu wundern. Darüber, daß er immer zur Stelle war, wenn diese Leute starben. Man begann ihn zu verdächtigen, bei ihrer Hinrichtung die Hand im Spiel gehabt zu haben und vielleicht das Beichtgeheimnis nicht immer so zu wahren, wie er sollte.

Caterina war damals mit einem Polizisten verheiratet, der den Kampf gegen die Mafia sehr ernst nahm. Er hatte die Untersuchung einer Mordtat fortgesetzt, sogar nachdem ihm von Seiten des Chefs der Mafia in der Provinz bedeutet worden war, daß er seine Nase nicht in Sachen stecken sollte, die ihn nichts angingen. Eine Woche später wurde er in einer Seitenstraße von Palermo überfallen und tödlich verwundet. Pater Sigismundo war mit der letzten Ölung zur Stelle. Die Täter wurden nie gefaßt.

Caterina, die schmerzgebeugte Witwe, war ein Jahr lang in frommer Trauer trostsuchend auf den Stufen des Altars zu sehen gewesen. Dann war sie eines Samstagsmorgens zu Pater Sigismundo zur Beichte gegangen. Und als er dann aus dem Beichtstuhl trat, hatte Caterina ihm

vor aller Augen den Dolch ihres Mannes ins Herz gestoßen.

Die Polizei steckte sie ins Gefängnis, aber da hatte der Chef der Mafia schon das Todesurteil über sie verhängt.«

Astorre starrte Caterina mit großen Augen an. »Hast du das wirklich getan, Tante Caterina?«

Caterina sah ihn belustigt an. Er war voller Neugier, aber ohne Furcht. »Du mußt verstehen, warum. Nicht weil er meinen Mann getötet hatte. Männer bringen einander ja dauernd gegenseitig um hier in Sizilien. Aber Pater Sigismundo war ein falscher Priester, ein Mörder, dem keine Absolution erteilt worden war. Er konnte also seinerseits einem Sterbenden nicht die Absolution erteilen. Sein Wort galt nichts in Gottes Ohr. So wurde mein Mann also nicht nur ermordet, ihm wurde auch das Himmelstor verschlossen. Die Männer wissen einfach nie, wo sie zu weit gehen. Gewisse Sachen macht man einfach nicht. Deshalb habe ich den Priester getötet.«

»Wieso lebst du dann noch und bist sogar auf freiem Fuß?« hatte Astorre gefragt.

»Weil Don Aprile sich für den Fall interessiert hat«, sagte Caterina, »konnte die ganze Sache friedlich geregelt werden.«

Der Don sagte ernsthaft zu Astorre: »Ich genoß ein gewisses Ansehen in der Stadt, Respekt. Die Behörden waren leicht zufriedenzustellen, und die Kirche wollte wegen dieses korrupten Priesters kein großes Aufheben machen. Der Chef der örtlichen Mafia war nicht so vernünftig und weigerte sich, sein Todesurteil aufzuheben. Nun, er wurde dann mit durchschnittener Gurgel auf dem Friedhof gefunden, wo Caterinas Mann begraben lag, und seine cosca wurde total zugrunde gerichtet. Unterdessen hatte ich Caterina sehr lieb gewonnen, und ich machte sie zum Oberhaupt dieses Haushalts. Und während der letzten neun Jahre sind die Sommermonate, die ich in Sizilien verbrachte, die süßesten meines Lebens gewesen.«

Für Astorre war all das Magie. Er aß eine Handvoll Oliven und spuckte die Kerne aus. »Ist Caterina deine Freundin?« fragte er.

»Natürlich«, sagte Caterina. »Du bist schließlich schon zwölf Jahre alt und verstehst das Leben. Ich lebe unter seinem Schutz, als wäre ich seine Frau, und erfülle alle Pflichten einer Ehefrau.«

Don Aprile schien ein bißchen verlegen, und dies war das einzige Mal, daß Astorre ihn in Verlegenheit sah. Astorre fragte: »Aber warum heiratet ihr dann nicht?«

Caterina sagte: »Ich könnte niemals Sizilien verlassen. Ich lebe hier wie eine Königin, und dein Onkel ist großzügig. Hier habe ich meine Freunde, meine Familie, meine Schwestern und Brüder und Vettern. Und dein Onkel könnte nicht in Sizilien leben. Wir haben uns also arrangiert, so gut es ging.«

Astorre sagte zu Don Aprile: »Onkel, du kannst Caterina heiraten und hier leben. Ich werde bei dir bleiben. Ich will nie aus Sizilien weg.«

Daraufhin lachten sie beide.

»Hör mal«, sagte der Don. »Es hat mich eine Menge Arbeit gekostet, die Vendetta gegen sie zum Stillstand zu bringen. Wenn wir nun heirateten, würde die ganze Sache wieder von vorn losgehen. Sie können hinnehmen, daß sie meine Geliebte ist, aber nicht meine Frau. Mit dem gegenwärtigen Arrangement sind wir beide glücklich und beide frei. Ich will, ehrlich gesagt, auch keine Frau, die sich weigert, meine Entscheidungen anzunehmen, und wenn sie sich weigert, Sizilien zu verlassen, bin ich nicht ihr Ehemann.«

»Und das wäre eine infamia«, sagte Caterina. Ihr Kopf sank, und dann hob sie die Augen zum schwarzen sizilianischen Himmel und begann zu weinen.

Astorre war bestürzt. Das Kind verstand diese Tränen nicht. »Wirklich?« fragte er. »Aber warum wäre es eine Schande? Warum?«

Don Aprile seufzte. Er zog an seiner Zigarre, blies eine Rauchwolke aus und nahm einen Schluck Anisette. »Du mußt wissen«, sagte er, »daß Pater Sigismundo mein Bruder war.«

Astorre erinnerte sich nun, daß ihn die damals gegebene Erklärung nicht überzeugt hatte. Mit der Dickköpfigkeit eines romantischen Kindes hatte er gemeint, daß zwei Menschen, die einander liebten, alles erlaubt sein sollte. Erst jetzt verstand er die schreckliche Entscheidung, die sein Onkel und Tante Caterina damals getroffen hatten. Wenn er Caterina geheiratet hätte, wären alle Blutsverwandten des Dons seine Feinde geworden. Natürlich war ihnen bekannt, daß Pater Sigismundo ein Schurke war, der den Tod verdient hatte. Aber er war ein Bruder, und das entschuldigte alle seine Sünden. Und ein Mann wie der Don konnte nicht die Mörderin seines Bruders heiraten. Caterina konnte ein solches Opfer nicht verlangen. Und dann hätte Caterina ja auch geglaubt haben können, daß der Don an der Ermordung ihres Mannes irgendwie mitschuldig gewesen sei. Sie hätten beide ihrem Glauben eine Menge abverlangen müssen und hätten vielleicht all das, woran sie glaubten, verraten.

Aber hier war er in Amerika, nicht in Sizilien. Während der langen Nacht traf Astorre seine Entscheidung. Am Morgen rief er Nicole an.

»Ich hole dich zum Frühstück ab«, sagte er. »Dann werden wir Cilke im Hauptquartier des FBI besuchen.«

Nicole sagte: »In einer verdammt ernstesten Angelegenheit, stimmt's?«

»Ja. Ich erzähle es dir beim Frühstück.«

»Hast du eine Verabredung mit ihm?« hatte Nicole gefragt.

»Nein, arrangiere du einen Termin.«

Eine Stunde später frühstückten die beiden zusammen in einem vornehmen Hotel, wo die Tische des Frühstücksraums in großem Abstand voneinander standen, weil sich dort zu früher Stunde gewöhnlich die auf Diskretion bedachten Machtmakler der Stadt trafen.

Nicole nahm ein kräftiges Frühstück, um Kraft für einen zwölfstündigen Arbeitstag zu tanken. Astorre begnügte sich mit Orangensaft und Kaffee,

was ihn mit einem Brötchenkorb schlappe zwanzig Dollar kostete. »Was für Halsabschneider«, sagte er grinsend.

Nicole war nicht seiner Meinung. »Du bezahlst für die Atmosphäre. Das importierte Leinen, das Geschirr. Aber warum, zum Teufel, müssen wir eigentlich schon so früh zum FBI?«

»Ich werde meiner Bürgerpflicht genügen«, sagte Astorre. »Ich weiß aus absolut zuverlässiger Quelle, daß Kurt Cilke und seine Familie morgen nacht getötet werden sollen. Ich will ihn warnen. Und ich will, daß er es zu schätzen weiß, daß ich ihn warne. Er wird meine Quelle wissen wollen, und die kann ich ihm leider nicht nennen.«

Nicole schob ihren Teller von sich und lehnte sich zurück. »Wer, zum Teufel, ist so blöde?« fragte sie Astorre. »Christus, ich will bloß hoffen, daß du nichts damit zu tun hast.«

»Wie kommst du denn darauf?« fragte Astorre.

»Weiß nicht«, sagte Nicole. »Ist mir einfach so durch den Kopf gegangen. Warum warnst du ihn nicht anonym?«

»Ich will Kredit für meine guten Taten.« Astorre lächelte. »Irgendwie kommt es mir dieser Tage so vor, als ob mich niemand mehr liebt.«

»Ich liebe dich«, sagte Nicole und lehnte sich zu ihm hinüber. »Okay, hier ist unsere Geschichte. Als wir in das Hotel kamen, hat uns ein unbekannter Mann aufgehalten und dir die Information ins Ohr geflüstert. Er trug einen grauen Nadelstreifenanzug, ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte. Er war durchschnittlich groß, brünett, hätte italienischer oder hispanischer Herkunft gewesen sein können. Danach können wir voneinander abweichen. Ich bin die Zeugin für deine Geschichte, und er weiß, daß er sich bei mir vorsehen muß.«

Astorre lachte. Sein Lachen war immer entwaffnend, es hatte die ungehemmte Fröhlichkeit kindlichen Gelächters. »Er hat also vor dir mehr Angst als vor mir?«

Nicole lächelte. »Und ich kenne den Direktor des FBI. Er ist ein Mann der Politik. Muß er bei seiner Stellung ja sein. Ich werde Cilke anrufen und ihm sagen, daß er uns erwarten soll.« Sie nahm das Handy aus der Handtasche und rief Cilke an.

»Hier ist Nicole Aprile«, sagte sie. »Mr. Cilke, neben mir sitzt mein Cousin Astorre Viola, der eine wichtige Information für Sie hat.«

Nach einer Weile sagte sie: »Nein, das ist zu spät. Wir werden im Laufe der nächsten Stunde bei Ihnen sein.« Sie beendete das Gespräch, noch bevor Cilke etwas erwidern konnte.

Eine Stunde später wurden Astorre und Nicole in Cilkes Büro geführt. Es war ein großes Büro mit Fenstern aus kugelsicherem Glas, die keinen Ausblick gestatteten.

Cilke stand hinter einem großen Schreibtisch, als sie eintraten. Drei schwarze Ledersessel befanden sich davor, und dahinter stand seltsamerweise eine Schiefertafel wie in der Schule. Auf einem der schwarzen Ledersessel saß Bill Boxtton, der keine Miene machte, den

Besuch mit Handschlag zu begrüßen.

»Werden Sie das aufnehmen?« fragte Nicole.

»Natürlich«, sagte Cilke.

Boxton sagte beruhigend: »Wir nehmen doch alles auf, verdammt noch mal, sogar wenn wir Kaffee und Donuts bestellen. Natürlich nehmen wir auch jeden auf, von dem wir glauben, daß wir vielleicht genötigt sein werden, ihn ins Kittchen zu stecken.«

»Sie sind verdammt komisch«, bemerkte Nicole, ohne eine Miene zu verziehen. »Sie könnten mich nicht mal am besten Tag Ihres Lebens ins Kittchen stecken. Versuchen Sie, die Sache mal vernünftig anzusehen. Mein Klient Astorre Viola hat Sie freiwillig aufgesucht, um Ihnen eine wichtige Information mitzuteilen. Ich begleite ihn, um ihn vor rechtswidriger Behandlung Ihrerseits zu schützen.«

Kurt Cilke war nicht so freundlich, wie er sich bei der vorigen Begegnung gegeben hatte. Er bat sie mit einer Handbewegung, neben Boxton Platz zu nehmen, und setzte sich hinter seinen ausladenden Schreibtisch.

»Okay«, sagte er. »Lassen Sie hören.«

Astorre spürte die Feindseligkeit des Mannes, der offenbar glaubte, daß er hier auf seinem eigenen Terrain auf die geschäftsmäßige Freundlichkeit verzichten konnte, die er draußen vortäuschte. Er fragte sich, wie er auf die Mitteilung reagieren würde, und sah ihm gerade in die Augen, als er sagte: »Ich habe erfahren, daß ein schwerbewaffneter Angriff auf Ihr Haus geplant ist, für morgen abend. Spät. Man beabsichtigt aus irgendeinem Grunde, Sie zu töten.«

Cilke sagte darauf gar nichts. Er saß wie festgefroren auf seinem Stuhl, aber Boxton sprang auf und stellte sich hinter Astorre. Zu Cilke sagte er: »Kurt. Ruhe bewahren.«

Cilke erhob sich. Sein ganzer Körper schien vor Zorn zu explodieren. »Das ist ein alter Mafiatrick«, sagte er. »Erst arrangiert er selber den Anschlag, dann sabotiert er ihn. Und ich soll ihm dann dankbar dafür sein. Denn, sagen Sie mir doch bitte«, fuhr er Astorre an, »wie, zum Teufel, sind Sie denn an diese interessante Information gekommen?«

Astorre erzählte ihm die Geschichte, die Nicole und er sich ausgedacht hatten. Cilke wandte sich an Nicole und fragte sie: »Sie waren also dabei?«

»Ja«, sagte Nicole. »Aber was der Mann gesagt hat, habe ich nicht gehört.«

Cilke sagte zu Astorre: »Sie sind verhaftet.«

»Weshalb?« fragte Nicole.

»Wegen Bedrohung eines Bundesbeamten«, sagte Cilke.

Nicole sah auf ihre Uhr.

»Ich glaube, ich werde mal mit Ihrem Direktor sprechen«, sagte sie.

»Die Verhaftung steht in meinem Ermessen«, erklärte Cilke ihr.

Nicole sah auf ihre Uhr.

Cilke fuhr mit leiser Stimme fort: »Auf Anordnung des Präsidenten habe

ich die Vollmacht, Sie und Ihren Klienten für achtundvierzig Stunden ohne Rechtsbeistand in Haft zu halten, wenn ich die nationale Sicherheit durch Sie bedroht sehe.«

Astorre war verblüfft. Auf seine kindlich staunende Weise sagte er: »Wirklich? Solche Vollmachten haben Sie?« Er war echt beeindruckt. Er wandte sich an Nicole und meinte vergnügt: »Hey, das wird hier immer mehr wie in Sizilien.«

»Wenn Sie das jetzt tun, hat das FBI für die nächsten zehn Jahre einen Prozeß am Hals, und Sie werden es dann noch zur historischen Figur bringen«, sagte Nicole. »Andererseits haben Sie jetzt noch Zeit, Ihre Familie in Sicherheit zu bringen und den Angreifern eine Falle zu stellen. Sie werden nicht wissen, daß sie erwartet werden. Wenn Sie einen von denen schnappen, können Sie ihn verhören. Wir werden nicht reden und niemanden warnen.«

Cilke schien das zu erwägen. Dann entgegnete er Astorre voller Verachtung: »Ihren Onkel konnte man respektieren. Er hätte nie geredet.«

Astorre lächelte verlegen. »Das waren die alten Zeiten und das alte Land und übrigens, Sie sind ja selber nicht so wesentlich anders mit Ihren geheimen Vollmachten.« Er fragte sich, was Cilke sagen würde, wenn er den wahren Grund erfahren würde: Daß Astorre gewillt war, ihn zu retten, einfach nur, weil er einmal einen Abend mit seiner Frau verbracht und sich romantisch und aussichtslos in seine Vorstellung von ihr verliebt hatte.

»Ihre blöde Geschichte nehme ich Ihnen nicht ab, aber darüber können wir ja noch mal reden, wenn es morgen abend wirklich einen Anschlag gibt. Wenn irgendwas passiert, nehme ich Sie in Haft, und Sie vielleicht auch, Frau Anwältin. Aber warum haben Sie mir eigentlich die Warnung zukommen lassen?«

Astorre lächelte. »Weil ich Sie mag«, sagte er.

»Machen Sie, daß Sie wegkommen«, sagte Cilke grob. Er wandte sich an Boxton. »Sagen Sie dem Chef der taktischen Einsatzgruppe, er soll sich sofort bei mir melden, und bitten Sie meine Sekretärin, mich mit dem Direktor zu verbinden.«

Astorre und Nicole wurden noch zwei Stunden festgehalten und von Cilkes Stab vernommen. Cilke selbst redete unterdessen über die verschlüsselte Leitung mit dem Direktor in Washington.

»Nehmen Sie diese Leute unter keinen Umständen in Haft. Das wäre ein gefundenes Fressen für die Medien, und denen«, meinte er, »wollen wir uns doch nicht zum Fraß vorwerfen, oder?« Weiter sagte der Direktor: »Halten Sie alles streng geheim, und wir werden ja sehen, was morgen abend passiert. Die Wachen bei Ihrem Haus sind schon gewarnt worden, und Ihre Familie wird schon fortgebracht. Geben Sie mir bitte Bill. Er soll sich darum kümmern, daß den Angreifern eine Falle gestellt wird.«

»Das wäre doch aber eigentlich eine Aufgabe für mich, Sir«, protestierte Cilke.

»Sie können bei der Planung helfen«, sagte der Direktor, »aber bei der

taktischen Durchführung dürfen Sie sich unter keinen Umständen beteiligen. Das FBI hat sich verpflichtet, unnötige Gewaltanwendung stets zu vermeiden. Wenn irgend etwas schiefginge, würden Sie dumm dastehen. Verstehen Sie?«

»Ja, Sir.« Cilke verstand vollkommen.

ZWÖLFTES KAPITEL

Nach einem Monat im Krankenhaus entließ man Aspinella Washington, nur die Augenhöhle war noch nicht hinreichend ausgeheilt für die Aufnahme eines künstlichen Auges. Ihr Körper regenerierte sich erstaunlich schnell. Zwar schleppte sie nun den linken Fuß etwas nach, und ihre Augenhöhle sah gräßlich aus. Aber statt einer handelsüblichen schwarzen Augenklappe trug sie eine quadratisch zugeschnittene grüne, die auf ihrer kaffeebraunen Haut sehr apart aussah. Als sie wieder ihren Dienst antrat, hatte sie schwarze Hosen an, ein grünes T-Shirt und eine grüne Lederjacke. Im Spiegel betrachtet, fand sie ihre Erscheinung beeindruckend.

Obwohl sie noch krank geschrieben war, reizte es sie schon, bei Verhören mitzuwirken. Nach ihrer Verletzung war ihr Selbstvertrauen enorm gewachsen, und sie fühlte sich jetzt zu allem imstande.

Bei der ersten Vernehmung hatte sie zwei Verdächtige, ein ungewöhnliches Paar, einen Weißen und einen Schwarzen. Als der Weiße sie sah, bekam er es sofort mit der Angst zu tun. Aber der Schwarze war entzückt von der hochgewachsenen schönen schwarzen Frau mit der grünen Augenklappe und dem kalten geraden Blick aus dem verbliebenen Auge. Echt coole Braut.

»Heilige Scheiße« rief er mit glücklichem Gesicht. Es war seine erste Verhaftung, er hatte keine Vorstrafen und keine Ahnung, daß er in ernsten Schwierigkeiten war. Er und sein Partner waren in ein Haus eingebrochen, hatten die Bewohner, ein Ehepaar, gefesselt und das Haus ausgeraubt. Sie waren aus dem Milieu verpiffen worden. Der schwarze Junge trug noch immer die Rolex des Hausherrn. Er sagte fröhlich und in bewunderndem Ton zu Aspinella: »Na, Käpt'n Kidd, werden Sie uns über Bord springen lassen?«

Die anderen Beamten im Raum grinsten über die blöde Bemerkung. Aber Aspinella ging nicht darauf ein. Der Junge trug Handschellen und konnte deshalb ihren Schlag nicht abwehren. Wie eine Schlange sprang ihm der Gummiknüppel ins Gesicht, brach ihm das Nasenbein und den Backenknochen. Er fiel nicht vom Stuhl. Er sank in sich zusammen und sah sie vorwurfsvoll an. Sein Gesicht war blutüberströmt. Dann rutschte er zu Boden. Während der nächsten zehn Minuten prügelte Aspinella ihn mitleidlos. Wie aus einer frisch entsprungenen Quelle begann der Junge aus den Ohren zu bluten.

»Jesus«, sagte einer der anderen Beamten. »Wie sollen wir ihn denn nun vernehmen?«

»Mit dem will ich ja gar nicht reden«, sagte Aspinella. »Reden will ich mit dem da.« Mit dem Gummiknüppel wies sie auf den weißen Verdächtigen.

»Zeke, stimmt's? Mit dir will ich reden, Zeke.« Sie packte ihn an der Schulter und schubste ihn auf den Stuhl, der vor ihrem Schreibtisch stand. Er starrte sie verängstigt an. Ihr fiel auf, daß ihre Augenklappe verrutscht war und Zeke in ihre leere Augenhöhle starrte. Sie schob die Augenklappe wieder darüber.

»Zeke«, sagte sie. »Bitte hör mir mal genau zu. Ich will hier keine Zeit unnütz verlieren. Ich will wissen, wie du diesen Jungen in diese Geschichte reingezogen hast, verstanden? Kann ich mit deiner Kooperation rechnen?«

Zeke wurde sehr blaß. Er zögerte nicht. »Ja, Ma'am«, sagte er. »Ich sage Ihnen alles.«

»Okay«, sagte Aspinella zu einem anderen Beamten. »Bringen Sie diesen Jungen aufs Krankenrevier und schicken Sie die Videoleute runter und sorgen Sie dafür, daß Zekes freiwilliges Geständnis schön in Farbe gefilmt wird.«

Sobald die Monitore aufgebaut waren, sagte Aspinella zu Zeke: »Wer war euer Hehler? Wer hat euch den Tip gegeben? Erzähl mir den Einbruch in allen Einzelheiten. Dein Partner ist offenbar ein netter Junge. Er hat keine Vorstrafen und auch nicht viel Grips. Deshalb habe ich ihn mit Glacehandschuhen angefaßt, ich meine vorsichtig, verstehst du? Du selber, Zeke, hast dafür ein ansehnliches Vorstrafenregister, ich nehme also an, daß du ihn in die Scheiße geritten hast, stimmt's? Na los, übe schon mal für das Video.«

Von der Polizeiwache fuhr Aspinella auf den Southern State Parkway in Richtung Brightwaters auf Long Island.

Seltsamerweise fand sie, daß ihr das Autofahren mit nur einem Auge mehr Spaß machte als früher mit zweien. Die Landschaft war interessanter, weil sie im Zentrum schärfer war und an den Rändern wie ein modernistisches Gemälde in Träume zerfloß. Es war, als wäre die Welt in zwei Hälften zerfallen, und die Hälfte, die sie sehen konnte, verlangte jetzt mehr Aufmerksamkeit.

Schließlich fuhr sie durch Brightwaters und an John Heskows Haus vorbei. Sie sah seinen Wagen in der Auffahrt stehen und sah einen Mann einen großen Azaleenbusch aus dem Gewächshaus ins Haus tragen. Dann kam ein anderer Mann aus dem Gewächshaus, der einen Kasten voll gelber Blumen trug. Interessant, dachte sie. Die räumen das Gewächshaus aus.

Während sie im Krankenhaus lag, hatte sie Nachforschungen über Heskow angestellt. Beim Kraftverkehrszulassungsbüro hatte sie seine Adresse gefunden. Danach hatte sie die Datenspeicher der Polizei abgefragt und herausbekommen, daß John Heskow eigentlich Louis Ricci hieß. Das Schwein war Itaker, obwohl er aussah wie ein deutscher Pudding. Vorstrafen hatte Ricci keine. Er war wegen Erpressung und Gewaltanwendung schon wiederholt verhaftet, aber noch nie verurteilt worden. Das Gewächshaus konnte nicht das Geld einbringen, das er zur

Aufrechterhaltung seines Lebensstandards benötigte.

All das hatte sie ausgegraben, weil ihr klargeworden war, daß nur Heskow sie und Di Benedetto ans Messer geliefert haben konnte. Das einzige Faktum, das sie noch rätselhaft fand, war, daß er ihnen das Geld gegeben hatte. Dieses Geldes wegen waren ja dann die Leute von der Steuer zu ihr gekommen. Na ja, deren nicht sehr lebhaftes Interesse hatte sich zum Glück gelegt, als ihnen klarwurde, daß sie den Zaster behalten konnten. Jetzt traf sie Vorbereitungen zur Beseitigung von Heskow.

Vierundzwanzig Stunden vor dem geplanten Anschlag auf Cilke fuhr Heskow zum Kennedy Airport in Idlewild, von wo er mit gefälschten Pässen nach Mexiko City fliegen wollte.

Es war alles geregelt. Die Gewächshäuser waren geräumt, seine Ex-Frau würde sich um den Verkauf des Hauses kümmern und den Erlös auf ein Konto einzahlen, das für die Ausbildung ihres Sohnes bestimmt war. Heskow hatte ihr erzählt, daß er für zwei Jahre verschwinden würde. Dem Jungen hatte er bei einem chinesischen Abschiedessen die gleiche Geschichte erzählt.

Er kam am frühen Abend auf dem Flughafen an. Alles, was er brauchte, war in den beiden Koffern, die er aufgab. Das heißt bis auf das, was er am Leibe trug, die einhunderttausend Dollar in Hundertdollarnoten, die da in kleinen Päckchen über seinem Körper verteilt waren. Ja, er war tapeziert mit Geld für die unmittelbar bevorstehenden Ausgaben, und er hatte ein geheimes Konto auf den Caymans, wo weitere fünf Millionen Dollar für ihn bereitlagen.

Gott sei Dank, dachte er, denn einen Rentenanspruch kann ich leider wirklich nicht stellen. Er war stolz auf die Vorsicht, mit der er zeitlebens gewirtschaftet hatte, er war nicht der Typ gewesen, seine Einnahmen am Spieltisch, mit Weibern oder sonstwie zu verschwenden.

Heskow checkte ein und ließ sich die Bordkarte geben. Jetzt trug er nur noch eine Aktentasche, die seine gefälschten Papiere enthielt. Seinen Wagen hatte er auf dem Dauerparkplatz abgestellt. Dort würde seine Ex ihn abholen und dann für ihn aufbewahren.

Bis zum Abflug seiner Maschine hatte er noch mindestens eine Stunde Zeit. Er fühlte sich nicht wohl so ganz ohne Waffe, aber er konnte nicht riskieren, daß sie ihm die Kanone aus der Hose zogen, wenn sie ihn nachher filzten. Und wenn er erst mal in Mexiko war, konnte er sich ja bei seinen dortigen Kontakten leicht beschaffen, was er brauchte.

Um die Zeit bis zum Abflug totzuschlagen, kaufte er sich ein paar Zeitschriften und setzte sich damit in eine Cafeteria. Dort trank er Kaffee und aß ein Stück falsche Erdbeertorte mit falscher Schlagsahne, während er in seinen Illustrierten blätterte. Plötzlich merkte er, wie sich ihm gegenüber an dem kleinen Tisch jemand hinsetzte. Er sah auf und sah die Kriminalbeamtin Aspinella Washington. Wie jedem imponierte auch ihm Aspinellas quadratische grüne Augenklappe. Der Anblick versetzte ihn für einen Augenblick in Panik. Sie sah viel schöner aus, als er sie in

Erinnerung hatte.

»Hey John«, sagte sie. »Sie haben mich nie im Krankenhaus besucht.«

Er war so bestürzt, daß er diesen Vorwurf ernst nahm. »Sie wissen doch, daß ich das nun wirklich nicht konnte. Aber es hat mir leid getan, von Ihrem Mißgeschick zu hören.«

Aspinella gab ihm ein strahlendes Lächeln. »Ich habe natürlich nur Spaß gemacht, John. Aber trotzdem hätte ich, ehe Sie abfliegen, gerne noch 'n paar Takte mit Ihnen gesprochen.«

»Na klar«, sagte Heskow. Er meinte, zahlen zu müssen. Und in seiner Aktentasche lagen zehn Riesen just für solche unvorhergesehenen Forderungen bereit.

»Echt«, sagte Aspinella, und ihr einziges Auge glitzerte wie zwei Falkenaugen. »Mit Paul, das war echt Scheiße. Wir waren nämlich gute Freunde, wissen Sie, abgesehen davon, daß er mein Chef war.«

»Wirklich eine Schande, diese Sache«, meinte Heskow und schnalzte dabei etwas mit der Zunge, worüber Aspinella lächelte.

»Ich brauche Ihnen meine Dienstmarke ja wohl nicht mehr zu zeigen«, stellte Aspinella fest. Dann fuhr sie fort: »Ich möchte, daß Sie mich in ein kleines Vernehmungszimmer begleiten, das wir hier auf dem Flughafen haben. Geben Sie mir gute interessante Antworten, und Sie können abfliegen.«

»Okay«, sagte Heskow und erhob sich, seine Aktentasche unter dem Arm.

»Und machen Sie keine Dummheiten, oder ich erschieße Sie. Wissen Sie übrigens, daß ich besser schieße, seitdem ich nur noch ein Auge habe?« Sie stand ebenfalls auf, nahm ihn beim Arm und führte ihn eine Treppe hinauf in das Zwischengeschoß, auf dem die Büros der Luftlinien lagen.

Sie gingen einen langen Korridor hinunter bis zu einer Tür, die Aspinella aufschloß. Heskow war überrascht, nicht nur von der Größe des Raums, in den sie nun eintraten, sondern auch von den Türmen von TV-Monitoren an den Wänden. Es waren mindestens zwanzig Bildschirme, die von zwei Männern beobachtet wurden, die in weichen Sesseln davor saßen, Sandwichs aßen und Kaffee tranken. Einer der beiden stand auf und fragte: »Hey Aspinella, was ist los?«

»Ich will ein bißchen mit diesem Kerl plaudern, vertraulich, im Vernehmungszimmer. Schließt uns ein.«

»Gern«, sagte der Mann. »Soll einer von uns mit reinkommen?«

»Nee, nicht nötig. Ich will nur ein bißchen mit ihm plaudern.«

»Ach, eine von deinen berühmten Plaudereien, was?« fragte der Mann lachend. Er sah Heskow ins Gesicht.

»Sie habe ich doch gerade auf einem von meinen Bildschirmen gesehen«, sagte er. »Erdbeertorte, stimmt's?«

Er ging vor ihnen zu einer Tür in der Rückwand des Raums und schloß sie auf. Nachdem Heskow und Aspinella eingetreten waren, schloß er die

Tür hinter ihnen zu.

Es beruhigte Heskow, daß es jetzt mindestens noch zwei andere Leute gab, die wußten, wo er war. Das Vernehmungszimmer mutete harmlos an und enthielt eine Couch, einen Schreibtisch und bequem aussehende Stühle. In einer Ecke war ein Trinkwasserspender mit Papierbechern. Die rosagetönten Wände waren mit Bildern von Flugzeugen dekoriert.

Aspinella ließ Heskow auf einem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz nehmen und setzte sich selbst auf dessen Platte, von wo sie auf ihren Häftling herabsah.

»Können wir anfangen?« fragte Heskow. »Ich kann's mir nicht leisten, diesen Flug zu verpassen.«

Aspinella antwortete nicht. Sie nahm Heskows Aktentasche, die er auf dem Schoß hielt. Heskow zuckte zusammen. Aspinella sah den Inhalt der Aktentasche durch, die falschen Pässe und Bündel von Hundertdollarnoten, dann steckte sie alles wieder in die Aktentasche und reichte sie ihm zurück.

»Sie sind ein kluger Mann«, sagte sie. »Sie haben gewußt, daß es höchste Zeit zum Abhauen war. Wer hat Ihnen gesteckt, daß ich hinter Ihnen her bin?«

»Warum sollten Sie hinter mir her sein?« fragte Heskow. Als sie ihm seine Aktentasche wiedergegeben hatte, war er zuversichtlicher.

Aspinella schob die schicke Augenklappe beiseite und ließ ihn die leere Augenhöhle sehen. Heskow blieb ganz ruhig. Er hatte schon Schlimmeres gesehen.

»Sie haben mich dieses Auge gekostet«, sagte sie. »Nur Sie allein hätten Paul und mich verpfeifen können, also haben wir Ihnen zu verdanken, was passiert ist.«

Heskow sprach mit der höchstmöglichen Aufrichtigkeit, die ihm in seinem gewählten Beruf schon so oft hilfreich gewesen war. »Sie irren sich, Sie irren sich gewaltig. Wenn ich das getan hätte, hätte ich doch das Geld behalten, das muß Ihnen doch einleuchten. Wissen Sie, ich darf wirklich diesen Flug nicht verpassen.« Er knöpfte sein Hemd auf und riß ein Heftpflaster ab. Zwei Geldscheinpäckchen erschienen auf der Tischplatte neben Aspinella. »Das ist für Sie und das Geld in der Aktentasche auch. Dreißig Riesen alles zusammen.«

»Mann«, sagte Aspinella schwer beeindruckt. »Dreißig Riesen. Eine Menge Geld für ein einziges mickriges Auge. Na schön. Aber Sie müssen mir noch den Namen von dem Typ verraten, der Sie dafür bezahlt hat, uns hochgehen zu lassen.«

Heskow traf eine Entscheidung. Dieser Flug nach Mexiko City war seine letzte Chance. Er wußte, daß Aspinella nicht bluffte. Er hatte in seinem Beruf schon mit zu vielen mörderischen Wahnsinnigen zu tun gehabt, um sich da noch irren zu können.

»Hören Sie mal«, sagte er. »Ich hätte nie gedacht, daß der Kerl so irre wäre, zu versuchen, zwei hochrangige Polizeibeamte umzulegen. Ich

habe mit Astorre Viola nur einen Deal gemacht, damit er aus der Schußlinie kam. Was dann passiert ist, habe ich mir nie träumen lassen.«

»Gut«, sagte Aspinella. »Wer hat also dafür bezahlt?«

»Paul wußte es«, sagte Heskow. »Hat er's Ihnen nicht gesagt? Timmona Portella.«

Aspinella war wütend, als sie das hörte. Ihr fatter Partner war also nicht nur ein lausiger Fick gewesen, sondern dazu auch noch ein verlogenes Schwein.

»Stehen Sie auf«, sagte sie zu Heskow. Plötzlich hatte sie eine Pistole in der Hand.

Heskow erschrak. Diesen Blick kannte er, nur aus der Perspektive des Ziels war er ihm neu. Einen Augenblick dachte er an seine versteckten fünf Millionen Dollar, die nun mit ihm sterben würden; sie kamen ihm vor wie ein lebendes Wesen, welche Tragödie! »Nein«, schrie er und krümmte sich tiefer in seinen Sitz. Aspinella packte mit der freien Hand sein Haar und zog ihn auf die Füße. Mit der Mündung ihrer Dienstwaffe zielte sie auf seinen Hals und schoß. Heskow flog ihr aus der Hand und stürzte zu Boden. Sie kniete neben ihm nieder. Der Schuß hatte ihm die halbe Gurgel weggerissen. Sie nahm ihre Zweitwaffe, die sie am Knöchel trug, drückte sie Heskow in die Hand, und dann waren die beiden Beamten, die die Monitore beobachtet hatten, schon mit gezogenen Waffen neben ihr.

»Ich mußte ihn erschießen«, sagte sie. »Er versuchte mich zu bestechen und zog dann eine Waffe. Rufen Sie die Erste Hilfe, und ich selber werde die Mordkommission anrufen. Faßt nichts an und laßt mich nicht aus den Augen.«

In der folgenden Nacht wurde Portellas Anschlag durchgeführt. Cilkes Frau und Tochter waren in eine streng bewachte Einrichtung des FBI nach Kalifornien gebracht worden. Cilke selbst war auf Befehl des Direktors mit seinem gesamten Stab im Hauptquartier des FBI in New York im Dienst. Bill Boxton befahl die zum Schutz von Cilkes Haus bereitstehende Einsatzgruppe und sollte dafür sorgen, daß die Angreifer der ihnen gestellten Falle nicht entgingen. Für diesen Einsatz gab es strenge Anweisungen. Das FBI wollte kein Blutbad, das die Bürgerrechtsgruppen gegen die Behörde aufbringen würde. Das FBI-Team durfte das Feuer nur eröffnen, um das eigene Leben zu verteidigen, und sollte den Angreifern jede Gelegenheit geben, die Waffen zu strecken.

Kurt Cilke, der als assistierender Planungsoffizier eingeteilt war, traf sich mit Boxton und dem Boss der Sondereinsatzgruppe: ein verhältnismäßig junger Mann von fünfunddreißig, dessen Gesicht befehlsgewohnt wirkte. Er hieß Sestak, und man hörte ihm an, daß er in Harvard studiert hatte. Die Besprechung fand in Cilkes Büro statt.

»Ich erwarte von Ihnen, daß Sie während der ganzen Operation ständig Verbindung zu mir halten«, sagte Cilke. »Und daß die festgelegten Verfahrensregeln streng eingehalten werden.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, meinte Boxton. »Wir haben hundert

Leute mit eindeutig überlegener Feuerkraft. Sie werden sich ergeben.«

Sestak sagte in sanftem Ton: »Ich habe noch weitere hundert Leute zur Abschirmung des Objektes. Die lassen die Angreifer rein, aber nicht wieder raus.«

»Gut«, sagte Cilke. »Wenn Sie sie haben, bringen Sie die Leute sofort zur Vernehmung hierher nach New York. Mir ist zwar nicht gestattet, an der Vernehmung teilzunehmen, ich will aber so schnell wie möglich über die Ergebnisse informiert werden.«

»Was passiert, wenn irgendwas schiefgeht und die Angreifer ums Leben kommen?« fragte Sestak.

»In dem Fall gäbe es eine Untersuchung, und der Direktor wäre todunglücklich. Aber tatsächlich wird das folgende passieren: Sie werden der Verschwörung wegen Mordes beschuldigt werden und gegen Kaution freikommen. Dann werden sie nach Südamerika verschwinden. Deshalb werden wir bestenfalls einige Tage haben, in denen wir sie verhören können.«

Boxton sah Cilke mit einem kleinen Lächeln an. Sestak sagte in seinem akademisch kultivierten Ton zu Cilke gewandt: »Ich nehme an, daß Sie unglücklich darüber wären.«

»Natürlich«, sagte Cilke. »Aber der Direktor muß eben die ganzen politischen Aspekte berücksichtigen. Und überhaupt ist mit einer Anklage wegen Verschwörung immer schwierig umzugehen.«

»Verstehe«, sagte Sestak. »Ihnen sind also die Hände gebunden.«

»So ist es«, antwortete Cilke.

Boxton meinte ruhig. »Es ist wirklich eine Affenschande, daß sie versuchen können, einen Bundesbeamten zu ermorden, ohne groß was befürchten zu müssen.«

Sestak sah sie beide mit amüsiertem Lächeln an. Seine graue Haut rötete sich. »Das brauchen Sie mir nicht zu sagen«, sagte er. »Aber abgesehen davon geht ja bei solchen Operationen auch immer was schief. Kerle mit Kanonen halten sich immer für unverwundbar. Eigentlich komisch, aber so ist die menschliche Natur nun mal.«

Am Abend begleitete Boxton Sestak in das Einsatzgebiet rings um Cilkes Haus in New Jersey. Man hatte in verschiedenen Räumen das Licht eingeschaltet, um den Eindruck zu vermitteln, daß jemand daheim sei. Es standen auch drei Wagen in der Auffahrt, die den Eindruck erwecken sollten, das Wachpersonal befände sich im Haus.

Die Wagen waren als Autobomben gerüstet. Sollte jemand sie anlassen, würden sie in die Luft fliegen. Im übrigen schien die Umgebung des Hauses wie ausgestorben zu sein.

»Wo, zum Teufel, haben Sie Ihre hundert Leute?« fragte Boxton den kultivierten Sestak.

Sestak grinste zufrieden. »Nicht übel, was? Sie sind allesamt hier in der Nähe, und nicht einmal Sie können sie sehen. Sie haben das Terrain schon unter Kontrolle. Wenn die Angreifer reinkommen, wird ihnen der

Rückweg abgeschnitten. Wir werden die Ratten dann restlos in der Falle haben.«

Boxton blieb bei Sestak auf dem Kommandoposten fünfzig Schritte vom Haus. Bei ihnen war ein Meldetrupp von vier Männern, die Tarnanzüge trugen. Sestak und seine Leute waren mit Karabinern bewaffnet, aber Boxton hatte nur seine Pistole.

»Ich will Sie bei dem Gefecht nicht dabeihaben«, sagte Sestak zu Boxton. »Ganz abgesehen davon, daß Ihre Waffe in dieser Situation ganz unnütz wäre.«

»Warum denn?« fragte Boxton. »Seit Anfang meiner Laufbahn wartete ich darauf, mal Gelegenheit zu kriegen, das Feuer auf Bösewichter zu eröffnen.«

Sestak lachte. »Heute kriegen Sie die Gelegenheit jedenfalls nicht. Mein Team ist durch besonderen Befehl von ganz oben gegen strafrechtliche Konsequenzen geschützt. Sie sind das nicht.«

»Aber ich habe den Oberbefehl über die Operation.«

»Nicht während des Einsatzes«, erklärte ihm Sestak gelassen. »Da habe ich allein das Kommando. Da treffe allein ich die Entscheidungen. Selbst der Direktor kann mir da nicht reinreden.«

Also warteten sie gemeinsam in der Dunkelheit.

Boxton sah auf seine Uhr. Es war zehn Minuten vor Mitternacht. Einer der Melder flüsterte Sestak zu: »Fünf mit Männern vollbesetzte Wagen sind unterwegs zum Haus. Die Straße hinter ihnen ist bereits blockiert. Geschätzte Ankunftszeit in fünf Minuten.«

Sestak trug eine Infrarotbrille, mit der er im Dunkeln sehen konnte. »Okay«, sagte er. »Geben Sie das Zeichen. Schießen nur unter Beschuß oder auf meinen ausdrücklichen Befehl.«

Sie warteten. Plötzlich rasten fünf Wagen die Auffahrt hinauf, Männer sprangen heraus, noch ehe sie hielten. Einer von ihnen warf sofort eine Brandbombe durch das dicke Glas eines Terrassenfensters, die drinnen Feuer zu verbreiten anfang.

Und dann tauchten plötzlich Suchscheinwerfer die Umgebung des Hauses in blendendes Licht, die etwa zwanzig Angreifer erstarrten wie vom Schlag gerührt. Aus einem einschwebenden Hubschrauber ertönte ein Lautsprecher: »Hier ist das FBI. Werfen Sie Ihre Waffen weg, und legen Sie sich auf den Boden.«

Gebendet und vor Schreck wie gelähmt, schickten die in die Falle gegangenen Männer sich an, dem Befehl zu gehorchen. Boxton sah erleichtert, daß Widerstand von diesen Leuten nicht mehr zu erwarten war.

Er war deshalb überrascht, als Sestak seinen Karabiner hob und in die Gruppe vor dem Haus feuerte. Sofort erwiderten die Männer, die mit den fünf Wagen gekommen waren, das Feuer. Und dann fegte ohrenbetäubendes Gewehrfeuer aus dem Gebüsch über die Auffahrt und mähte die dort stehenden Männer nieder. Einer der mit Sprengladungen

versehenen Wagen flog in die Luft. Die anderen Wagen waren so von Kugeln durchsiebt, daß sie jegliche Farbe verloren hatten. Das Blut floß in Strömen die Auffahrt herunter. Die zwanzig Männer lagen wie Lumpenbündel auf dem Vorplatz des Hauses herum.

Boxton war schockiert. »Sie haben geschossen, bevor sie sich ergeben konnten«, sagte er in anklagendem Ton zu Sestak. »Ich werde das in meinem Bericht erwähnen müssen.«

»Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein«, entgegnete Sestak und grinste ihn an. »Schon als sie die Brandbombe ins Haus geschmissen haben, war der Tatbestand des versuchten Mordes erfüllt. Ich konnte das Leben meiner Männer nicht aufs Spiel setzen. Das wird in meinem Bericht stehen. Auch daß sie zuerst geschossen haben.«

»Mein Bericht wird anders lauten«, sagte Boxton.

»Sagen Sie bloß«, meinte Sestak. »Glauben Sie wirklich, daß der Direktor Ihren Bericht haben will? Bei dem haben Sie doch damit bis in alle Ewigkeit verschissen.«

»Aber Sie wird er am Arsch kriegen, weil Sie seinem ausdrücklichen Befehl zuwidergehandelt haben«, sagte Boxton. »Also sind wir beide erledigt.«

»Gut«, sagte Sestak. »Aber ich bin der taktische Kommandierende. Meine Anordnungen kann niemand überstimmen. Wenn sie mich erst mal gerufen haben, müssen sie sich gefallen lassen, was ich veranlasse. Ich will nicht, daß Kriminelle auf die Idee kommen, sie könnten ungestraft einen Bundesbeamten angreifen. Das ist die Realität, und Sie und der Direktor können sich meinetwegen ins Knie ficken.«

»Zwanzig Tote«, sagte Boxton.

»Um die es nun echt nicht schade ist«, antwortete Sestak. »Sie und Cilke haben sich doch nichts sehnlicher gewünscht, als daß ich diese Kerle niedermähe, nur daß Sie es nicht zugegeben haben, so ist es doch!«

Boxton wußte plötzlich, daß es in der Tat so war.

Kurt Cilke bereitete sich auf ein weiteres Treffen mit dem Direktor in Washington vor. Er hatte sich in Stichworten notiert, was er sagen wollte, und einen ausführlichen Bericht über den Angriff auf sein Haus angefertigt.

Wie immer würde Bill Boxton ihn nach Washington begleiten, nur geschah dies jetzt auf ausdrücklichen Wunsch des Direktors.

Cilke und Boxton traten in das Büro des Direktors, wo eine Reihe von Fernsehmonitoren Einblick in die Aktivitäten des örtlichen FBI bot. Der Direktor, wie gewöhnlich sehr höflich, schüttelte beiden Männern die Hand und lud sie zum Sitzen ein, obwohl er dabei Boxton einen kalten, irgendwie fischigen Blick zuwarf. Zwei seiner Stellvertreter waren ebenfalls anwesend.

»Gentlemen«, sagte der Direktor an die ganze Gruppe gewandt. »Wir müssen schleunigst diesen Schlamassel bereinigen. Eine derart unerhörte

Tat dürfen wir nicht durchgehen lassen, ohne mit der ganzen Kraft der uns zur Verfügung stehenden Mittel dagegen einzuschreiten. Cilke, wollen Sie im Amt bleiben oder Ihren Abschied nehmen?»

»Ich bleibe«, sagte Cilke.

Der Direktor wandte sich an Boxton, und sein hageres aristokratisches Gesicht war streng. »Sie hatten den Oberbefehl. Wie kam es dazu, daß alle Angreifer getötet wurden und wir nun niemanden vernehmen können? Wer hat den Befehl gegeben, das Feuer zu eröffnen? Sie? Und wenn ja, aus welchem Grund?»

Boxton saß steif auf seinem Stuhl. »Sir«, sagte er. »Die Angreifer haben eine Bombe ins Haus geworfen und das Feuer eröffnet. Wir hatten keine andere Wahl.«

Der Direktor seufzte. Einer seiner Stellvertreter grunzte abfällig.

»Hauptmann Sestak ist wirklich einer unserer besten. Hat er wenigstens versucht, einen Gefangenen zu machen?« fragte der Direktor.

»Sir, die ganze Sache hat keine zwei Minuten gedauert«, antwortete Boxton. »Sestak ist ein sehr tüchtiger Taktiker.«

»Na ja, zum Glück hat es bisher keinen Aufschrei in den Medien oder in der Öffentlichkeit gegeben«, sagte der Direktor. »Trotzdem würde ich sagen, daß das, was da passiert ist, ein Blutbad war.«

»Allerdings«, sagte einer seiner Stellvertreter.

Cilke ärgerte sich über diese Kritik, doch der Direktor bemerkte: »Na ja, das ist nun nicht mehr zu ändern. Haben Sie schon einen Plan für das weitere Vorgehen, Cilke?»

»Ich will, daß mir hundert Mann überstellt werden. Ich will, daß Sie eine umfassende Buchprüfung der Aprile-Banken beantragen. Ich will jedem auf die Schliche kommen, der in diese Geschichte verwickelt ist«, antwortete Cilke ruhig.

Der Direktor sagte: »Fühlen Sie nicht eine gewisse Dankesschuld gegenüber Astorre Viola, der ja wohl mit seiner Warnung Ihnen und Ihrer Familie das Leben gerettet hat?»

»Nein«, sagte Cilke. »Wenn man diese Leute kennt, weiß man, daß sie einen erst in Schwierigkeiten bringen und hinterher dann wieder herausholen.«

Der Direktor sagte: »Vergessen Sie nicht, daß eines unserer Hauptanliegen die Übernahme der Aprile-Banken ist. Nicht nur wegen des Nutzens, den wir aus ihnen ziehen könnten, sondern weil wir verhindern müssen, daß sie den Drogenbossen als Geldwäschereien dienen. Durch die Banken kämen wir an Portella und Tulippa ran. Wir müssen versuchen, das ganze Bild in den Blick zu kriegen. Astorre Viola weigert sich, die Banken zu verkaufen, und das Syndikat versucht, ihn zu eliminieren. Bisher ist ihnen das nicht gelungen. Wir haben erfahren, daß die beiden gedungenen Mörder, die den Don erschossen haben, verschwunden sind. Zwei Kriminalbeamte des NYPD sind Opfer einer Autobombe geworden.«

»Astorre ist gerissen und gewitzt und nicht in illegale Geschäfte verwickelt«, sagte Cilke. »Wir werden ihn also nicht leicht rankriegen können. Wenn andererseits das Syndikat seine Bemühungen, ihn zu eliminieren, schließlich doch noch von Erfolg gekrönt sieht, können wir uns einigermaßen zuversichtlich darauf verlassen, daß die Kinder ihm die Banken verkaufen. Und dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis wir das Syndikat in die Pfanne hauen können.«

Es war bei den Strafverfolgungsbehörden durchaus üblich, derart abwartend mit dem Gegner zu spielen, zumal mit Rauschgifthändlern. Freilich mußte man dabei der Begehung weiterer Straftaten manchmal eine ganze Weile Vorschub leisten.

»Wir haben schon bei anderen Gelegenheiten Geduld beweisen müssen«, sagte der Direktor. »Das soll natürlich nicht heißen, daß Sie Portella carte blanche geben sollen.«

»Natürlich nicht«, sagte Cilke. Ihm war klar, daß das für das Protokoll gesagt werden mußte.

»Ich gebe Ihnen fünfzig Mann, und ich werde eine umfassende Rechnungsprüfung der Banken beantragen, schon um mal etwas Bewegung in die Sache zu bringen.«

Einer der Stellvertreter sagte: »Wir haben ihnen doch früher schon Buchprüfer geschickt, und die haben nie was gefunden.«

»Sie könnten ja auch mal Glück haben«, meinte Cilke. »Astorre ist unerfahren im Bankgeschäft und könnte Fehler gemacht haben.«

»Ja«, sagte der Direktor, »einen klitzekleinen Fehler, mehr braucht der Generalstaatsanwalt nicht.«

Wieder nach New York zurückgekehrt, setzte Cilke sich zur Beratung seines Operationsplans mit Boxtton und Sestak zusammen. »Wir bekommen fünfzig zusätzliche Mitarbeiter zur Untersuchung des Anschlags auf mein Haus«, sagte er. »Wir müssen dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen. Ich will umfassende Informationen über Astorre Viola. Wenn möglich vollkommene Aufklärung des Autobombenanschlags auf die beiden Beamten. Außerdem die komplette Geschichte des Verschwindens der Sturzo-Brüder und was immer Sie über die Operationen des Syndikats herauskriegen können. Nehmen Sie sich mit besonderer Sorgfalt außer Astorre auch die Kriminalbeamtin Washington vor. Sie wird verdächtigt, bestechlich zu sein, und hat den Ruf, brutale Verhörmethoden anzuwenden. Und wie sie versucht hat, diesen Bombenanschlag zu erklären und die riesige Geldsumme, die am Ort des Anschlags gefunden wurde, das ist äußerst verdächtig.«

»Und was ist mit Tulippa?« fragte Boxtton. »Er kann doch jederzeit das Land verlassen.«

»Tulippa ist auf Tour und hält überall im Land Reden, um die Legalisierung des Drogenkonsums zu fordern. Zugleich kassiert er Schutzgelder von großen Firmen.«

»Können wir ihn nicht dafür rankriegen?« fragte Sestak.

»Nein, Sestak«, antwortete Cilke. »Er hat eine Versicherungsgesellschaft und verkauft ihnen Versicherungen. Wir könnten deswegen vielleicht Anklage erheben, aber die Geschäftsleute sind dagegen. Mit diesen Schutzgeldern haben sie das Sicherheitsproblem ihres in Südamerika tätigen Personals gelöst. Und Portella hat nirgends eine Zuflucht.«

Sestak grinste ihn kalt an. »Nach welchen Regeln sollen wir in diesem Fall verfahren?«

Cilke sagte ruhig: »Der Direktor wünscht keine weiteren Massaker. Aber nehmen Sie sich in acht, besonders vor Astorre.«

»Mit anderen Worten, man ist darauf gefaßt, daß Astorre vielleicht total ausgeschaltet werden muß?« fragte Sestak.

Cilke schien für einen Augenblick gedankenverloren. »Wenn notwendig, ja«, sagte er.

Ungefähr eine Woche später fiel der Schwärm der Wirtschaftsprüfer über die Bücher der Banken der Familie Aprile her, und Cilke stattete Pryor einen persönlichen Besuch ab.

Cilke schüttelte ihm die Hand und sagte freundlich: »Ich habe immer Wert darauf gelegt, die Leute, die ich ins Gefängnis schicken muß, persönlich kennenzulernen. Aber vielleicht können Sie uns ja behilflich sein und noch rechtzeitig aussteigen.«

Pryor musterte den jungen Mann nachsichtig. »Wirklich?« fragte er. »Sie sind aber leider auf dem vollkommen falschen Gleis, glauben Sie mir. Ich führe diese Banken peinlich genau gemäß den nationalen und internationalen Gesetzen für das Bankwesen.«

»Na, ich wollte Ihnen nur zu verstehen geben, daß wir Ihren Hintergrund und den aller anderen sehr sorgfältig durchleuchten werden«, sagte Cilke. »Ich will nur hoffen, daß Sie alle sauber sind. Besonders die Brüder Sturzo.«

Pryor lächelte ihn an. »Wir haben eine weiße Weste.«

Nachdem Cilke gegangen war, lehnte Pryor sich in seinen Sessel zurück. Die Situation wurde allmählich besorgniserregend. Was wäre, wenn sie nun zum Beispiel Rosie aufspürten? Er seufzte. Wirklich schade. Aber er würde sich ihretwegen schon etwas einfallen lassen.

Als Cilke Nicole mitteilte, daß er sie und Astorre am folgenden Tag in seinem Büro erwartete, hatte er noch immer keinen genauen Begriff von Astorres Charakter, an dem ihm übrigens auch nichts gelegen war. Er verachtete ihn genau wie jeden anderen Gesetzesbrecher, mit denen er beruflich zu tun hatte. Er hatte von der hartnäckigen Entschlossenheit des echten Mafioso keine Vorstellung.

Astorre hing der alten Tradition an. Seine Gefolgsleute liebten ihn nicht nur seines Charismas wegen, sondern weil er die Ehre über alles achtete. Ein wahrer Mafioso hatte den unbeugsamen Willen, jede Beleidigung seiner Person oder seiner cosca zu rächen. Er würde sich niemals dem Willen einer anderen Person oder einer Regierungsbehörde unterwerfen.

Und darin lag seine Macht. Sein eigener Wille war für ihn die höchste Instanz. Gerechtigkeit war, was er für gerecht erklärte. Daß er Cilke und seine Familie gerettet hatte, war eine Abweichung von dem Verhalten. Immerhin ging er nun mit Nicole in Cilkés Büro in der unbestimmten Erwartung, daß der FBI-Beamte ihm nun irgendwie dankbar sein und die frühere Feindseligkeit überwunden haben würde.

Es war sofort offenbar, daß man sich auf den Besuch der beiden sorgfältig vorbereitet hatte. Zwei Sicherheitsbeamte durchsuchten Astorre und Nicole, ehe sie das Büro betreten durften. Cilke stand hinter seinem Schreibtisch und starrte sie an. Ohne die mindeste Verbindlichkeit wies er ihnen Sitzplätze zu. Einer der Bewacher schloß das Büro von außen ab und wartete vor der Tür.

»Wird das aufgenommen?« fragte Nicole.

»Ja«, sagte Cilke. »Audio und Video. Ich will nicht, daß es wegen dieses Treffens nachher zu Mißverständnissen kommt.« Er schwing einen Augenblick, dann fuhr er fort: »Ich lege Wert auf die Feststellung, daß die Lage sich in keiner Hinsicht geändert hat. Ich betrachte Sie als ein Ungeziefer, dessen Treiben diesem Land schadet. Ich kaufe Ihnen diesen Donscheiß nicht ab. Und die Geschichte von dem Informanten halte ich für frei erfunden. Ich glaube, daß Sie diesen Anschlag mit jemandem verabredet und dann ihren Mitverschworenen verraten haben, um sich eine mildere Behandlung meinerseits zu sichern. Ich verachte solche krummen Touren.«

Astorre war überrascht, daß Cilke der Wahrheit so nahe gekommen war. Er betrachtete ihn mit neuem Respekt. Trotzdem war er auch verletzt. Der Mann kannte keine Dankbarkeit, keine Achtung für einen Mann, der ihm und seiner Familie das Leben gerettet hatte. Er lächelte über die Widersprüchlichkeit seiner eigenen Empfindungen.

»Sie halten das wohl für komisch, einen Ihrer Mafiawitze, was?« sagte Cilke. »Das Lächeln wird Ihnen gleich vergehen.«

Er wandte sich an Nicole. »Erstens fordert die Behörde von Ihnen einen genauen Bericht über die Umstände, unter denen Sie zur Kenntnis der Pläne zu diesem Anschlag gekommen sind. Nicht diese Lügengeschichte, die Ihr Cousin neulich erzählt hat. Ich muß wirklich sagen, daß ich über Sie staune, Frau Anwältin. Ich plane auch gegen Sie Anklage wegen Mittäterschaft zu erheben.«

Nicole sagte kühl: »Sie können das natürlich versuchen, ich würde Ihnen aber empfehlen, deswegen vorher die Meinung Ihres Direktors einzuholen.«

»Wer hat Ihnen den Plan verraten, mein Haus anzugreifen? Wir wollen den Namen des tatsächlichen Informanten.«

Astorre zuckte mit den Achseln. »Ich habe meinen früheren Angaben nichts hinzuzufügen.«

»Da irren Sie sich gewaltig«, sagte Cilke kalt. »Lassen Sie uns doch mal Tacheles reden. Sie sind weiter nichts als ein gewöhnlicher Scheißhaufen.

Ein Mörder, weiter nichts. Sie haben Di Benedetto und Washington in die Luft gesprengt. Wir untersuchen das Verschwinden der Brüder Sturzo aus Los Angeles. Sie haben drei von Portellas Leuten umgelegt und waren an einer Entführung beteiligt. Das alles werden wir Ihnen schon sehr bald beweisen können. Und dann werden Sie schon sehen, daß Sie wirklich nichts Besseres sind als ein ganz gewöhnlicher Scheißhaufen.«

Zum ersten Mal schien Astorre die Fassung zu verlieren, und seine Maske zuvorkommender Höflichkeit verrutschte. Er bemerkte, wie Nicole ihn mit erschrockenem Mitleid beobachtete. Und so machte er seinem Ärger etwas Luft.

»Ich erwarte keine Gefälligkeiten von Ihnen«, sagte er zu Cilke. »Sie wissen nicht mal, was Ehre eigentlich ist. Ich habe Ihrer Frau und Ihrer Tochter das Leben gerettet. Die beiden wären ohne mich jetzt schon unter der Erde. Und da laden Sie mich hierher ein, um mich zu beleidigen. Ihre Frau und Ihre Tochter leben, weil ich Sie gewarnt habe. Erweisen Sie mir wenigstens deswegen Respekt.«

Cilke startete ihn an. »Ich werde Ihnen gar nichts erweisen«, sagte er und war schrecklich wütend darüber, in Astorres Schuld zu stehen.

Astorre stand auf, um das Zimmer zu verlassen, aber ein Sicherheitsbeamter stieß ihn auf seinen Stuhl zurück.

»Ich werde Ihnen das Leben unbehaglich machen«, meinte Cilke.

Astorre zuckte die Achseln. »Machen Sie, was Sie wollen. Aber lassen Sie mich Ihnen das folgende sagen: Ich weiß, daß Sie bei der Ermordung von Don Aprile die Hand im Spiel hatten. Einfach deshalb, weil Sie und Ihre Behörde die Banken an sich bringen wollen.«

Bei diesen Worten gingen die beiden Sicherheitsbeamten auf Astorre zu, aber Cilke bedeutete ihnen zurückzutreten. »Ich weiß, daß Sie die Anschläge gegen meine Familie verhindern können«, sagte Astorre. »Ich werde Sie also in Zukunft für deren Sicherheit verantwortlich machen.«

Von der anderen Seite des Zimmers sah Bill Boxton Astorre an und fragte in drohendem Ton: »Bedrohen Sie etwa einen Bundesbeamten?«

Nicole sagte: »Natürlich nicht, er bittet nur um Hilfe.«

Cilke schien nun gelassener zu sein. »Und all das für Ihren geliebten Don. Na, offensichtlich haben Sie die Akte nicht gelesen, die ich Nicole gegeben habe. Ihr geliebter Don war der Mann, der Ihren Vater getötet hat, als Sie gerade erst zwei Jahre alt waren.«

Astorre zuckte zusammen und sah zu Nicole hinüber. »War das das Stück, das du eingeschwärzt hast?« fragte er.

Nicole nickte. »Ich hielt die Geschichte nicht für wahr und fand, daß du sie, selbst wenn sie wahr wäre, nicht sehen solltest, weil sie dir nur unnötig weh tun würde.«

Astorre merkte, wie der Raum anfang, sich um ihn zu drehen, bewahrte aber die Haltung. »Es macht keinen Unterschied«, sagte er.

Nicole sagte zu Cilke: »Da nun alles klar zu sein scheint, können wir jetzt vielleicht gehen?«

Cilke war von großer Statur, und als er hinter seinem Schreibtisch hervortrat, gab er Astorre einen leichten Klaps auf den Kopf, was Cilke genauso überraschte wie Astorre, denn so etwas hatte er noch nie zuvor gemacht. Der Klaps war verächtlich gemeint, dahinter steckte aber wahrer Haß. Cilke begriff, daß er Astorre die Rettung seiner Familie nie würde verzeihen können. Astorre andererseits sah Cilke gerade in die Augen. Er verstand genau, wie Cilke zumute war.

Nicole und Astorre gingen dann in Nicoles Wohnung, und Nicole versuchte, ihr Mitgefühl für den gedemütigten Astorre zum Ausdruck zu bringen, was ihn aber nur noch wütender machte. Nicole machte einen leichten Lunch und überredete ihn danach, sich auf ein Stündchen hinzulegen. Er schlief auch ein, merkte dann aber, daß Nicole sich neben ihn aufs Bett gelegt hatte und ihn umarmte. Er stieß sie weg.

»Du hast doch gehört, was Cilke gesagt hat«, meinte er. »Willst du etwas mit so einem zu tun haben?«

»Ich glaube ihm nicht und seinen Berichten auch nicht«, sagte Nicole. »Astorre, ich glaube wirklich, daß ich dich noch immer liebe.«

»Wir können nicht zurück in unsere Kindheit«, erwiderte Astorre sanft. »Ich bin nicht mehr derselbe wie damals, und auch du hast dich geändert. Du wünschst doch nur, daß wir noch Kinder wären.«

Sie lagen einer in des anderen Armen. Dann sagte Astorre schläfrig: »Glaubst du, es ist wahr, was sie sagen? Daß der Don meinen Vater getötet hat?«

Am folgenden Tag flogen Astorre und Pryor nach Chicago, um sich mit Benito Craxxi zu beraten. Astorre berichtete den beiden alten Herren die neuesten Entwicklungen und fragte sie dann: »Ist es wahr, daß Don Aprile meinen Vater getötet hat?«

Craxxi schien die Frage nicht gehört zu haben und fragte seinerseits: »Haben Sie etwas mit der Planung des Anschlags auf Cilkes Familie zu tun gehabt?«

»Nein«, log Astorre. Er belog sie, weil er niemandem Einblick in die Tiefe seiner Hinterlist gewähren wollte. Und weil er wußte, daß die beiden sein Verhalten mißbilligen würden.

»Und dennoch haben Sie die Leute gerettet?« fragte Don Craxxi.

Wieder mußte Astorre lügen. Er konnte seinen Verbündeten nicht gestehen, daß er aus sentimentalischen Gründen die Vorstellung der in ihrem Blute liegenden Frau und Tochter des FBI-Agenten Cilke nicht hatte ertragen können.

»Jedenfalls haben Sie das Richtige gemacht«, meinte Craxxi.

Astorre sagte: »Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Weil die Sachlage ziemlich kompliziert ist«, sagte Craxxi. »Sie waren der Sohn eines großen Mafiabosses in Sizilien, der damals schon achtzig Jahre alt und der Chef einer mächtigen cosca war. Ihre noch sehr junge Mutter starb im Kindbett. Als dann auch der alte Don im Sterben lag, rief er Don Aprile, Bianco und mich an sein Bett. Er wußte, daß bei seinem

Tod die ganze cosca auseinanderbrechen würde, und er machte sich Sorgen um die Zukunft - um die Zukunft seines kleinen Sohns, Ihre Zukunft, Astorre. Wir mußten ihm versprechen, uns um Sie zu kümmern, und Don Aprile wurde dazu bestimmt, Sie nach Amerika und in seine Familie mitzunehmen. Als dann Don Apriles Frau starb, hat er Sie, um Ihnen weitere Schmerzen zu ersparen, in die Obhut der Familie Viola gegeben, was ein Fehler war. Denn Ihr Pflegevater erwies sich als Verräter und mußte deshalb hingerichtet werden. So nahm dann, sobald sein eigener Kummer sich etwas gelegt hatte, der Don Sie wieder in seine Familie auf. Der Don hatte viel Sinn für makabre SpaÙe, und so ließ er Viola vorgeblich Selbstmord im Kofferraum seines Autos begehen. Als Sie dann älter wurden, fing man an, in Ihnen den wahren Sohn des großen Don Zeno zu erkennen. Und so traf Don Aprile die Entscheidung, daß Sie der Verteidiger der Familie sein sollten. Zur Ausbildung wurden Sie dann nach Sizilien geschickt.«

Astorre war nicht wirklich überrascht. Irgendwo in seinem Gedächtnis war das Bild eines sehr alten Mannes und die Erinnerung an eine Fahrt auf dem Leichenwagen.

»Ja«, sagte er langsam. »Und ich bin wirklich ausgebildet worden. Ich weiß, wie man in die Offensive geht. Trotzdem, Portella und Tulippa haben tüchtige Leibwächter. Und wegen Graziella muß ich mir auch Sorgen machen. Der einzige, den ich leicht umlegen könnte, ist dieser Generalkonsul, Mariano Rubio. Unterdessen ist mir Cilke auf den Fersen. Ich weiß einfach nicht, wo ich anfangen soll.«

»Sie dürfen auf keinen Fall versuchen, Cilke zu eliminieren«, sagte Craxxi.

»Ja«, sagte Pryor. »Das wäre ein katastrophaler Fehler.«

Astorre lächelte ihnen ermutigend zu. »Ja«, sagte er, »einverstanden.«

»Es gibt auch eine gute Neuigkeit«, sagte Craxxi. »Graziella hat aus Corleone die Bitte an Bianco in Palermo gerichtet, eine Konferenz mit Ihnen zu arrangieren. Bianco wird Ihnen eine Einladung zukommen lassen, in der Sie gebeten werden, sich vor Ablauf eines Monats zu der Besprechung einzufinden. Er könnte sich als der Schlüssel für Sie erweisen.«

Tulippa, Portella und Rubio trafen sich im Konferenzsaal des peruanischen Generalkonsulats. Michael Graziella hatte von Sizilien aus zutiefst bedauert, an der Sitzung nicht teilnehmen zu können.

Inzio eröffnete diese Runde nicht mit seinem gewöhnlichen südamerikanischen Charme. Er war ungeduldig. »Wir müssen die Frage klären: Kriegen wir die Banken oder nicht? Ich habe bereits Millionen von Dollar in das Geschäft investiert und bin vom bisherigen Ergebnis sehr enttäuscht.«

»Astorre ist wie ein Geist«, sagte Portella. »Wir kommen nicht an ihn ran. Ihm mehr Geld zu bieten, nützt uns gar nichts. Wir müssen ihn töten, dann werden die anderen verkaufen.«

Inzio wandte sich an Rubio. »Sind Sie sicher, daß Ihre kleine Liebste damit einverstanden sein wird?«

»Ich werde sie überreden«, sagte Rubio.

»Und die beiden Brüder?« fragte Inzio.

»Die sind an einer Vendetta nicht interessiert«, meinte Rubio. »Das hat Nicole mir versichert.«

»Es gibt nur einen Weg«, meinte Portella. »Wir müssen Nicole entführen, damit Astorre versucht, sie zu befreien.«

Rubio protestierte. »Warum entführen wir nicht lieber einen ihrer Brüder?«

»Weil jetzt auch Marcantonio Leibwächter hat«, sagte Portella. »Und von Valerius lassen wir besser die Finger, denn der militärische Nachrichtendienst wird echt sauer, wenn man einen von seinen Leuten anfaßt.«

Tulippa wandte sich an Rubio. »Also verschonen Sie uns bitte in Zukunft mit Ihrem Scheiß. Weshalb sollten wir zwei Milliarden Dollar aufs Spiel setzen, nur damit Ihre kleine Freundin keinen Schreck bekommt?«

»Es ist ja nicht so, als wäre diese Tour bei ihr noch nie versucht worden«, sagte Rubio. »Und vergessen Sie nicht, daß auch Nicole eine Leibwache hat.« Er versuchte, vorsichtig zu sein, denn Tulippa zu verärgern wäre eine Katastrophe.

»Die Leibwache ist kein Problem«, meinte Portella.

»Na gut, ich mache mit, solange garantiert ist, daß Nicole dabei nichts passiert«, sagte Rubio.

Mariano Rubio nahm die Dinge in die Hand und lud Nicole zu dem jährlichen Ball im Konsulat ein. Am Nachmittag des Balls besuchte Astorre seine Cousine und teilte ihr mit, daß er für kurze Zeit nach Sizilien müsse. Während Nicole badete und sich ankleidete, griff Astorre zur Gitarre, die Nicole immer für ihn bereitliegen hatte, und trug ihr mit seiner rauhen, aber angenehmen Stimme ein paar schmalzige italienische Liebeslieder vor.

Als Nicole aus dem Badezimmer kam, trug sie einen weißen Bademantel über dem Arm, war im übrigen aber vollkommen nackt. Astorre war von ihrer Schönheit, die sonst unter ihrer Kleidung verborgen war, fast überwältigt. Als sie bei ihm war, nahm er den Bademantel und legte ihn ihr über die Schultern.

Sie warf sich in seine Arme und seufzte: »Du liebst mich nicht mehr.«

»Du weißt gar nicht, wer ich wirklich bin«, sagte Astorre lachend. »Wir sind keine Kinder mehr.«

»Aber ich weiß, daß du gut bist«, sagte Nicole. »Du hast Cilke und seine Familie gerettet. Wer war dein Informant?«

Astorre lachte wieder. »Das geht dich nichts an.« Dann ging er ins Wohnzimmer, um weiteren Fragen aus dem Weg zu gehen.

Zu dem Ball an diesem Abend ging Nicole mit ihrer Leibwächterin Helene, die sich besser amüsierte als sie. Sie verstand, daß Rubio als der

Gastgeber sich nicht besonders um sie kümmern konnte, aber er hatte ihnen für diesen Abend einen Wagen mit Chauffeur besorgt.

Nach dem Ball fuhr sie der Wagen bis vor die Tür des Hauses, in dem Nicoles Wohnung lag. Helene stieg vor Nicole aus. Aber bevor sie das Haus betreten konnten, sahen sie sich von vier Männern umringt. Helene beugte sich zu der Waffe, die sie unter dem Hosenbein am Fußknöchel trug, aber zu spät. Einer der Männer schoß ihr eine Kugel in den Kopf, und die Blumenkrone, die sie im Haar trug, verfärbte sich rot.

In diesem Augenblick trat eine zweite Gruppe Männer aus dem Schatten. Drei der Angreifer flüchteten, und Astorre, der Nicole diskret beschattet hatte, deckte sie nun mit seinem Körper. Den Mann, der Helene erschossen hatte, hatte er entwaффnet.

»Bring sie hier weg«, befahl Astorre einem seiner Männer. Seine Waffe auf den Mörder Helenes gerichtet, fragte er: »Okay, wer schickt euch?«

Der Killer schien keine Angst zu haben. »Fick dich«, sagte er.

Nicole sah, wie Astorre mit unbewegter Miene dem Mann eine Kugel in die Brust schoß. Als er zusammenbrach, packte Astorre ihn bei den Haaren und schoß ihm noch einmal in den Kopf. In diesem Augenblick ahnte Nicole, daß so ihr Vater gewesen sein mußte. Sie erbrach sich über Helenes Leiche. Astorre wandte sich zu ihr, ein bedauerndes Lächeln auf den Lippen. Nicole konnte ihn nicht ansehen.

Astorre brachte sie in die Wohnung hinauf. Er sagte ihr, was sie der Polizei sagen sollte: Daß sie sofort, als Helene erschossen wurde, in Ohnmacht gefallen sei und weiter nichts gesehen hätte.

Sobald er gegangen war, rief sie die Polizei.

Am nächsten Tag, nachdem er Nicole ständigen Wachschutz verschafft hatte, Leibwächter, die Tag und Nacht nicht von ihrer Seite wichen, flog Astorre nach Palermo, wo er mit Graziella und Bianco verabredet war. Er beachtete dabei die üblichen Vorsichtsmaßnahmen, das heißt, er flog zunächst nach Mexico und von dort mit einem Privatjet nach Palermo, was den Vorteil hatte, daß seine Reise dorthin nirgends aktenkundig sein würde.

In Palermo holte ihn Octavius Bianco vom Flughafen ab. Bianco trat nun als Mann von Welt nach der Mode von Palermo auf, was einen, der ihn noch als bärtigen wilden Mann aus den Bergen in Erinnerung hatte, schon überraschen konnte. Bianco freute sich, Astorre wiederzusehen und umarmte ihn herzlich. Der Chauffeur fuhr die beiden zu Biancos Villa am Meer hinaus.

»Es gibt also Ärger in Amerika?« fragte Bianco auf dem Hof der Villa, der mit Statuen aus der römischen Kaiserzeit geschmückt war. »Aber ich habe eine gute Nachricht für dich.« Dann schweifte er ab, um zu fragen: »Deine Narbe? Ist sie noch lästig?«

Astorre berührte sein goldenes Halsband. »Das nicht«, sagte er. »Die Verletzung hat mir nur die Stimme ruiniert. Früher war ich Tenor, jetzt krächze ich nur noch.«

»Besser Bariton als Sopran«, sagte Bianco lachend. »Tenöre gibt's in Italien außerdem wie Sand am Meer. Einer weniger ist vielleicht kein allzu großer Verlust. Jedenfalls bist du ein echter Mafioso, und das ist es, was wir brauchen.«

Astorre lächelte und dachte an jenen Tag vor langer Zeit, an dem er schwimmen gegangen war. Aber jetzt erinnerte er sich weniger des scharfen Stichs der Enttäuschung über den Freund, der ihn verraten hatte, als vielmehr des Gefühls, das ihn beim Erwachen aus der Betäubung durchdrungen hatte. Er berührte das Medaillon an seiner Kehle und fragte: »Was ist die gute Nachricht?«

»Ich habe mit den Corleonesi und Graziella Frieden geschlossen«, sagte Bianco. »Graziella hatte mit der Ermordung Don Apriles nichts zu tun. Er hat sich dem Syndikat erst später angeschlossen. Aber jetzt ist er enttäuscht von Portella und Tulippa. Er hält sie für Hitzköpfe und Stümper. Er mißbilligte den Anschlag auf den Bundesagenten. Und er hat enormen Respekt vor dir. Er kennt dich noch aus der Zeit, als du bei mir gedient hast. Er weiß, daß du verdammt schwer umzubringen bist. Jetzt will er das Kriegsbeil begraben und sich mit dir verbünden.«

Astorre fühlte Erleichterung. Seine Aufgabe würde leichter werden, wenn er sich über Graziella keine Sorgen mehr zu machen brauchte.

»Ich habe für morgen ein Treffen hier in der Villa verabredet«, sagte Bianco.

»Der hat aber viel Vertrauen zu dir«, meinte Astorre.

»Bleibt ihm gar nichts anderes übrig«, sagte Bianco. »Denn wenn er sich hier in Palermo nicht auf mich verlassen kann, kann er Sizilien nicht regieren. Und wir sind inzwischen schon zivilisierter, als wir es bei deinem letzten Besuch waren.«

Am folgenden Nachmittag erschien in der Tat Michael Graziella, und Astorre bemerkte, daß er auf die höchst respektable Art gekleidet war, in der römische Politiker sich zu zeigen liebten: dunkler Anzug, weißes Hemd, dunkle Krawatte. Zwei ähnlich gekleidete Leibwächter begleiteten ihn. Graziella war klein, hatte höfliche Manieren und eine sanfte Stimme. Daß er für die Ermordung mehrerer hochrangiger Justizbeamter, die nach Sizilien geschickt worden waren, um mit der Mafia aufzuräumen, die Verantwortung trug, sah man ihm nicht im mindesten an. Er ergriff Astorres Hand und sagte: »Ich bin hier, um Ihnen zu helfen und damit unserem Freund Bianco einen Beweis meiner hohen Wertschätzung zu geben. Bitte vergessen Sie die Vergangenheit. Wir müssen von vorn anfangen.«

»Ich danke Ihnen sehr«, erwiderte Astorre. »Ich weiß die Ehre zu schätzen.«

Graziella gab seinen Leibwächtern ein Zeichen, und sie gingen hinaus zum Strand.

»Also, Michael«, sagte Bianco. »Wie können Sie uns behilflich sein?«

Graziella sagte: »Portella und Tulippa sind zu unvorsichtig für meinen

Geschmack. Und Mariano Rubio ist zu unehrlich. Während ich in Ihnen einen sehr fähigen und klugen Mann sehe. Außerdem ist Nello mein Neffe, und ich habe erfahren, daß Sie ihn verschont haben, und das rechne ich Ihnen hoch an. Damit haben Sie also meine Motive.«

Astorre nickte. Hinter Graziella sah er die schwarzgrünen Wogen des sizilianischen Meeres, auf denen die tödlichen Strahlen der sizilianischen Sonne glitzerten. Bei dem Gedanken, daß er bald nach Amerika würde zurückkehren müssen, empfand er schon jetzt Heimweh nach Sizilien. Hier war ihm alles so vertraut, wie seine amerikanische Umwelt es ihm nie sein würde. Er sehnte sich nach den Straßen von Palermo, dem Klang italienischer Stimmen. Italienisch war seiner Zunge vertrauter als das Englische. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder Graziella zu. »Was können Sie mir also sagen?«

»Das Syndikat will, daß ich mich in Amerika mit seinen Bossen treffe«, sagte Graziella. »Ich kann Ihnen Auskunft über den Tagungsort und die dortigen Sicherheitsvorkehrungen geben. Sollten Sie drastische Maßnahmen ergreifen, kann ich Ihnen Zuflucht in Sizilien bieten. Für den Fall, daß ein Auslieferungsantrag gestellt wird, habe ich Freunde in Rom, die dafür sorgen können, daß er unter den Tisch fällt.«

»So mächtig sind Sie?« fragte Astorre.

»Gewiß«, antwortete Graziella mit einem kleinen Achselzucken. »Wie könnten wir sonst existieren? Aber jede Unvorsichtigkeit muß vermieden werden.«

Astorre wußte, daß er bei dieser Warnung an Cilke dachte. Er lächelte Graziella an. »Ich würde niemals etwas Unvorsichtiges tun.«

Graziella lächelte höflich und sagte: »Ihre Feinde sind meine Feinde, und ich verpflichte mich, für Ihre Sache mitzukämpfen.«

»Ich vermute, daß Sie bei dem geplanten Treffen der Spitzen des Syndikats nicht anwesend sein werden«, sagte Astorre.

Graziella lächelte wieder. »Ich werde im letzten Moment verhindert sein.«

»Und wann wird das sein?« fragte Astorre. »Innerhalb des nächsten Monats«, antwortete Graziella.

Nachdem Graziella gegangen war, sagte Astorre zu Bianco: »Aber nun sag mir doch bitte ganz ehrlich: Warum macht er das?«

Bianco lächelte ihn anerkennend an. »Wie gut du Sizilien verstehst! Es ist wirklich erstaunlich. Die Gründe, die er angeführt hat, stimmen alle. Aber es gibt noch ein zwingendes Motiv, das er nicht erwähnt hat.« Bianco zögerte. »Tulippa und Portella haben ihm nicht das bezahlt, was ihm aus dem Drogengeschäft zusteht, und schon deshalb würde er in Kürze genötigt sein, in den Krieg gegen sie zu ziehen. Andererseits hat er eine sehr hohe Meinung von dir, und es wäre perfekt, wenn du seine Feinde um die Ecke bringen und sein Verbündeter werden würdest. Er ist wirklich ein schlauer Fuchs, dieser Graziella.«

An jenem Abend ging Astorre am Strand spazieren und überlegte, was

er tun sollte. Endlich kündigte sich das Ende des Krieges an.

Pryor wurde mit der Leitung der Aprile-Banken und mit deren Verteidigung gegen die Behörden sehr gut fertig, als aber nach dem Anschlag auf Cilkes Haus das FBI mit Macht in New York anrückte, fing er doch an, sich gewisse Sorgen zu machen, was sie ausgraben könnten. Besonders nach Cilkes Besuch.

In seiner frühen Jugend war Pryor ein hochgeschätzter Auftragsmörder der Mafia von Palermo gewesen. Aber er hatte schnell erkannt, daß er Karriere nur auf einem anderen Gebiet machen konnte und war ins Bankgeschäft gewechselt, wo ihm sein natürlicher Charme, seine Intelligenz und seine kriminellen Verbindungen sehr zustatten gekommen waren.

Inzwischen war er der führende Mafia-Banker. Währungsspekulationen, die Betreuung schwarzer Kassen, Geldwäsche - in derartigen Angelegenheiten konnte man sich stets vertrauensvoll an Pryor wenden, der übrigens auch ein Talent hatte, legitime Geschäfte zu guten Preisen aufzukaufen. Nach England war er irgendwann ausgewandert, weil die Fairneß des britischen Systems ein besserer Schutz für seinen Reichtum war als die Bestechlichkeit in Italien.

Nichtsdestoweniger hatte er auch von London aus die Finger noch in den Geschäften von Palermo, New York und Chicago. Er war der wichtigste Bankier der cosca Biancos und des von ihr kontrollierten Baugeschäfts in Sizilien. Überdies stellte Pryor die Verbindung zwischen den Aprile-Banken und Europa her.

Ihm war, als die Polizei anfang, den Spuren Astorres nachzuschnüffeln, sofort aufgefallen, daß Astorres Sicherheit durch eine Person erheblich gefährdet war: durch Rosie. Denn Rosie konnte Astorre mit den Sturzo-Brüdern in Verbindung bringen. Außerdem hatte Astorre, wie Pryor wußte, noch immer eine Schwäche für Rosies Reize. Pryor achtete Astorre deshalb nicht geringer. Derartige Schwächen hatten Männer schon von jeher. Und Rosie war ja wahrhaftig eine ganz reizende, echt mafiose Braut. Unwiderstehlich! Nichtsdestoweniger fand Pryor, daß er sie gerade wegen dieser unzweifelhaften Unwiderstehlichkeit nicht in der Nähe haben wollte.

Er beschloß also, sich des Problems anzunehmen. Er wußte, daß Astorre ihm das nicht danken würde. Er kannte Astorres Charakter und unterschätzte dessen Gefährlichkeit keineswegs. Aber Astorre war immer vernünftig gewesen. Pryor würde ihm hinterher alles erklären, und Astorre würde die Klugheit dahinter erkennen können.

Zunächst mußte aber das Notwendige in die Wege geleitet werden. Zu diesem Zweck rief er Rosie eines Abends an. Sie freute sich, von ihm zu hören, zumal er ihr gute Nachrichten ankündigte. Als er auflegte, entfuhr ihm ein Seufzer des Bedauerns.

Seine beiden Neffen nahm er als Fahrer und Leibwächter mit. Einer von ihnen blieb unten im Wagen, während der andere den Onkel in Rosies

Wohnung begleitete.

Rosie warf sich Pryor in die Arme, was den Neffen für einen Augenblick so erschreckte, daß er sofort nach seiner Waffe greifen wollte.

Sie hatte Kaffee gekocht und Gebäck auf den Tisch gestellt, das angeblich direkt aus Neapel importiert war. Pryor, der sich für einen Experten neapolitanischer Süßigkeiten hielt, fand den Geschmack des von Rosie servierten Gebäcks nicht überzeugend.

»Ach, Sie sind doch so ein süßes Mädchen«, sagte Pryor. Zu seinem Neffen sagte er: »Hier, koste doch mal.«

Aber sein Neffe hatte sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und sah von einem Stuhl aus der kleinen Komödie zu, die sein Onkel spielte.

Rosie gab Pryors Homburg, der neben ihm lag, einen Klaps und sagte schelmisch: »Ihre englische Melone ist mir lieber. Darin haben Sie nicht so eingebildet und hochmütig ausgesehen.«

»Ah«, sagte Pryor bei bester Laune, »wer in ein neues Land geht, muß immer auch einen neuen Hut aufsetzen. Und, meine liebe Rosie, ich bin heute abend hier, um einen großen Gefallen von Ihnen zu erbitten.«

Er merkte, daß sie einen Augenblick zögerte, ehe sie in die Hände klatschte und rief: »Aber Sie wissen doch, wie gerne ich Ihnen jeden Gefallen tun werde. Ich verdanke Ihnen doch so viel.«

Pryor war angesichts dieser Bereitwilligkeit gerührt. Dennoch war ihm klar: Was sein mußte, mußte sein.

»Rosie«, sagte er. »Ich will, daß Sie morgen für mich nach Sizilien fliegen, allerdings nur für kurze Zeit. Astorre erwartet Sie dort, Sie müssen ihm einige Unterlagen von mir bringen. Außerdem will er Sie wiedersehen und Ihnen ein bißchen von Sizilien zeigen.«

Rosie errötete: »Will er mich wirklich sehen?«

»Natürlich«, sagte Pryor.

Tatsächlich war Astorre eben im Begriff, aus Sizilien nach New York zurückzukehren, wo er am folgenden Abend eintreffen sollte. Voraussichtlich würden also irgendwo über dem Atlantik Astorre und Rosie in entgegengesetzten Richtungen aneinander vorbeifliegen.

Rosie zierte sich, indem sie sich hinter praktischen Schwierigkeiten verschante. »So schnell kann ich nicht weg«, sagte sie, »ich muß den Flug reservieren, zur Bank und verschiedenes andere erledigen.«

»Bitte halten Sie mich nicht für anmaßend«, sagte Pryor. »Aber tatsächlich habe ich mich um all das gekümmert.«

Er zog einen langen weißen Umschlag aus der Brusttasche seines Jacketts. »Das ist Ihr Flugschein«, sagte er. »Erster Klasse. Sowie 10000 US-Dollar, mit denen Sie Ihre Reisekosten bestreiten und eventuell noch nötige Einkäufe machen können. Mein Neffe, der da staunend in der Ecke sitzt, wird Sie morgen früh mit dem Wagen abholen. In Palermo wird Astorre oder einer von seinen Freunden am Flughafen sein.«

»Ich muß in einer Woche zurück sein«, sagte Rosie. »Ich habe dann ein paar mündliche Prüfungen.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte Pryor. »Sie werden rechtzeitig zu Ihren Prüfungen wieder hier sein. Das verspreche ich Ihnen. Und habe ich Sie schon je enttäuscht?« Seine Stimme war liebevoll und onkelhaft. Aber in Gedanken fand er es schade, daß Rosie Amerika nie wiedersehen sollte.

Sie tranken ihren Kaffee und aßen das Gebäck. Der Neffe lehnte auch Rosies zweite herzliche Einladung dazu dankend ab. Das Klingeln des Telefons unterbrach ihr Geplauder. Rosie meldete sich. »Ach, Astorre«, sagte sie. »Rufst du aus Sizilien an? Mr. Pryor hat es mir erzählt. Er sitzt hier bei mir im Zimmer.«

Pryor nahm einen Schluck Kaffee, aber sein Neffe erhob sich und setzte sich dann wieder, einem auffordernden Blick seines Onkels gehorchend.

Rosie schwieg und sah Pryor fragend an, wozu dieser beruhigend nickte.

»Ja, ich sollte mich für eine Woche mit dir in Sizilien treffen«, sagte Rosie. Am anderen Ende der Leitung wurde etwas gesagt. »Ja, natürlich bin ich enttäuscht. Es tut mir wirklich leid, daß du früher zurückkommen mußt. Willst du mit ihm sprechen? Nein? Na gut, ich werde es ihm sagen.« Sie legte den Hörer auf.

»Wie schade. Er hat eher zurückkommen müssen. Aber er will, daß Sie hier auf ihn warten. In ungefähr einer halben Stunde ist er da, meinte er.«

Pryor nahm sich ein weiteres Stück Gebäck. »Gewiß«, sagte er.

»Er wird alles erklären, wenn er herkommt«, sagte Rosie. »Noch etwas Kaffee?«

Pryor nickte und seufzte dann. »Sie hätten eine so wunderbare Zeit in Sizilien gehabt, wie schade.« Er stellte sich ihr Grab auf einem sizilianischen Friedhof vor, und wie traurig das gewesen wäre.

»Geh runter und warte im Auto«, sagte er zu seinem Neffen.

Der junge Mann erhob sich zögernd, aber Pryor bestand darauf. Rosie ließ ihn zur Tür hinaus. Dann wandte er sich mit einem besorgten Lächeln an Rosie. »Sind Sie glücklich gewesen in den letzten Jahren?«

Astorre war einen Tag früher als geplant zurückgekommen und war von Aldo Monza von dem kleinen Flugplatz in New Jersey abgeholt worden. Er war natürlich in einem Privatjet mit falschem Paß eingereist. Rosie hatte er ganz spontan angerufen, weil er sie wiedersehen und eine entspannende Nacht mit ihr verbringen wollte. Als Rosie die Anwesenheit von Pryor in ihrer Wohnung erwähnte, hatte er sofort Lunte gerochen. Als sie sagte, daß sie ihn in Sizilien hatte besuchen sollen, war ihm sofort klar, was Pryor geplant hatte. Er zügelte seinen Zorn. Pryor wollte tun, was nach seiner Erfahrung unter diesen Umständen geboten war. Aber der Preis für seine Sicherheit war Astorre zu hoch.

Als Rosie die Tür öffnete, warf sie sich in seine Arme. Pryor erhob sich, und Astorre trat auf ihn zu und umarmte auch ihn. Pryor verbarg sein Erstaunen. So herzlich gebärdete sich Astorre gewöhnlich nie.

Dann sagte Astorre zu Rosie: »Flieg morgen nach Sizilien, wie

ursprünglich geplant, und ich komme in ein paar Tagen nach. Wir werden uns dann doch noch prächtig amüsieren.« Pryor staunte.

»Großartig«, meinte Rosie. »Ich war noch nie in Sizilien.«

Astorre sagte zu Pryor: »Danke für die nötigen Arrangements.«

Dann wandte er sich wieder an Rosie. »Ich kann nicht bleiben«, sagte er. »Wir sehen uns dann in Sizilien. Heute Abend habe ich mit Pryor etwas Geschäftliches zu besprechen. Du kannst schon anfangen zu packen. Aber nimm nicht zuviel Garderobe mit. Wir können in Palermo einkaufen gehen.«

»Okay«, erwiderte Rosie. Sie küßte Pryor auf die Wange und umarmte und küßte Astorre zärtlich. Dann öffnete sie die Tür und ließ ihre Gäste hinaus.

Als die beiden unten auf der Straße ankamen, sagte Astorre zu Pryor: »Steigen Sie bei mir mit ein. Schicken Sie Ihre Neffen nach Hause. Sie werden sie heute Abend nicht mehr brauchen.«

Erst in diesem Augenblick wurde Pryor etwas nervös. »Ich wollte das nur Ihnen zuliebe organisieren«, sagte er zu Astorre.

Auf dem Rücksitz von Astorres Wagen, den Monza fuhr, sagte Astorre zu Pryor: »Es gibt sicherlich niemanden, der das besser zu schätzen wüßte als ich. Aber bin ich nun der Chef hier oder nicht?«

»Ganz fraglos sind Sie der Chef«, sagte Pryor.

»Es handelt sich um ein Problem, mit dem auch ich mich schon hatte beschäftigen wollen«, sagte Astorre. »Die Gefahr sehe ich auch, und ich bin froh, daß Sie mich zwingen, etwas dagegen zu unternehmen. Aber ich brauche sie noch. Und ein gewisses Risiko können wir eingehen. Hier sind also meine Instruktionen: Besorgen Sie ihr in Sizilien ein luxuriöses Haus mit Dienstboten. Sie kann sich an der Universität von Palermo immatrikulieren. Sie wird ein sehr großzügig bemessenes Einkommen haben, und Bianco wird sie in die beste Gesellschaft einführen. Ich weiß, daß Sie meine Zuneigung zu ihr nicht billigen, aber damit müssen Sie sich eben abfinden. Wir werden dafür sorgen, daß sie glücklich ist in Palermo, und Bianco kann dafür sorgen, daß eventuell auftauchende Probleme rechtzeitig gelöst werden. Ich schätze, daß ihre Fehler zu ihrem Glück in Palermo beitragen werden. Sie hat eine Schwäche für Geld und Vergnügen, aber wer hätte die nicht? Sie werden mir für ihre Sicherheit verantwortlich sein. Keine Unfälle.«

»Ich habe, wie Ihnen gewiß bekannt ist, das Mädchen ja selber sehr gern«, sagte Pryor. »Ein echt mafioses Mädchen. Werden Sie also nach Sizilien zurückkehren?«

»Nein«, sagte Astorre. »Wir haben Wichtigeres zu tun.«

DREIZEHNTES KAPITEL

Nachdem Nicole dem Kellner ihre Bestellung gegeben hatte, konzentrierte sie sich ganz auf Mariano Rubio. Sie hatte an diesem Tage zwei wichtige Botschaften zu überbringen, und sie wollte sichergehen, daß beide auch richtig empfangen würden.

Rubio hatte das Restaurant gewählt, ein schickes französisches Bistro, wo Kellner nervös mit großen lackierten Pfeffermühlen hantierten und langen Weidenkörben, in denen groß gebackene Baguettes lagen. Rubio mochte zwar das Essen dort nicht, aber er kannte den Oberkellner, so daß ihm immer ein guter Tisch in einer ruhigen Ecke sicher war. Deshalb führte er seine Frauen oft dorthin aus.

»Du bist heute abend stiller als gewöhnlich«, sagte er und griff über den Tisch nach ihrer Hand. Nicole erschauerte und zog ihre Hand weg. Sie haßte ihn, weil er diese Macht über sie hatte. »Ist irgendwas nicht in Ordnung?« fragte er.

»Es war ein schwieriger Tag«, sagte sie.

»Ach«, sagte er mit einem Seufzer, »das hat man davon, wenn man mit diesem Natterngezücht zusammenarbeitet.« Rubio hatte keine hohe Meinung von Nicoles Beruf. »Warum gibst du dich mit solchen Leuten ab? Warum erlaubst du mir nicht, für dich zu sorgen?«

Nicole fragte sich, wie viele Frauen auf diese Versuchungen wohl schon reingefallen waren und um seinetwillen ihre Karrieren aufgegeben hatten.

»Führe mich nicht in Versuchung«, sagte sie kokett.

Das überraschte Rubio, der wußte, wie wichtig seiner kleinen Nicole ihre Karriere war. Aber es entsprach seinen Wünschen. »Laß mich für dich sorgen«, wiederholte er. »Außerdem, wie viele Firmen kannst du denn verklagen?«

Einer der Kellner öffnete eine Flasche kalten Weißwein, ließ Rubio am Korken riechen und goß einen Schluck in ein elegantes Weinglas aus geschliffenem Kristall. Rubio probierte und nickte.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Nicole zu.

»Ich würde morgen aufhören«, sagte sie. »Aber da sind noch ein paar pro bono publico Fälle, die ich noch durchsehen möchte.« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas. »In letzter Zeit habe ich angefangen, mich für das Bankgeschäft zu interessieren.«

Rubio kniff die Augen zusammen. »Na«, sagte er, »da hast du ja Glück, daß du ein paar Banken geerbt hast.«

»Ja«, stimmte Nicole ihm zu. »Aber unglücklicherweise hielt mein Vater Frauen nicht für fähig, ein Geschäft zu führen. Deshalb muß ich nun zusehen, wie mein verrückter Cousin alles ruiniert.« Sie hob den Kopf, um ihn anzusehen, als sie nun sagte: »Übrigens glaubt Astorre, daß du hinter

ihm her bist.«

Rubio versuchte belustigt auszusehen. »Wirklich? Und wieso das? Auf welche Weise?«

»Ach, was weiß ich«, sagte Nicole verärgert. »Vergiß nicht, Astorre verdient seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Makkaroni. Er hat das Hirn voller Mehlstaub. Er sagt, daß ihr die Banken für die Geldwäsche verwenden wollt und wer weiß wozu noch alles. Er hat sogar versucht, mir einzureden, daß du versucht hast, mich entführen zu lassen.« Nicole wußte, daß sie hier vorsichtig sein mußte. »Aber das kann ich nicht glauben. Ich glaube, Astorre steckt selber hinter allem, was passiert ist. Er weiß, daß meine Brüder und ich die Banken selber kontrollieren wollen, also versucht er uns verrückt zu machen. Aber wir sind es leid, uns seine Geschichten anzuhören.«

Rubio betrachtete Nicoles Gesicht. Er war stolz auf seine Fähigkeit, Täuschungen von Tatsachen unterscheiden zu können. Während seiner Jahre im diplomatischen Dienst war er schon von einigen der geachtetsten Staatsmänner der Welt angelogen worden. Und jetzt, da er Nicole tief in die Augen sah, wußte er, daß sie ihm die absolute Wahrheit sagte.

»Wie müde bist du eigentlich?« fragte er.

»Wir sind alle erschöpft«, sagte sie.

Verschiedene Kellner erschienen und servierten mit großem Aufwand das Hauptgericht. Als sie sich schließlich zurückgezogen hatten, beugte Nicole sich zu Rubio vor und flüsterte: »Er arbeitet fast jeden Abend bis spät in seinem Lagerhaus.«

»Was willst du mir damit sagen?« fragte Rubio.

Nicole hob ihr Messer und begann, die in einer hellen orangefarbenen Sauce schwimmenden Entenmedaillons zu zerteilen. »Weiter nichts als das«, sagte sie. »Weshalb sitzt ein Mann, der die Kontrollmehrheit der Anteile an einer internationalen Bank hat, die meiste Zeit in einem Makkaronilagerhaus herum? Wenn ich die Kontrolle hätte, wäre ich dauernd in den Banken und würde dafür sorgen, daß meine Partner besseren Gewinn aus ihren Investitionen ziehen.« Nachdem das gesagt war, kostete Nicole ihre Ente. Sie lächelte Rubio zu. »Köstlich«, bemerkte sie. Zu den zahlreichen guten Eigenschaften von Georgette Cilke gehörte auch die, äußerst zuverlässig zu sein. Dienstag nachmittags half sie immer zwei Stunden lang im nationalen Hauptquartier der Kampagne gegen die Todesstrafe, wo sie das Telefon beantwortete und die von den Anwälten von zum Tode verurteilten Klienten eingereichten Akten durchsah. Nicole wußte also ganz genau, wo sie die zweite Botschaft, die zu überbringen ihr aufgetragen worden war, abzuliefern hatte.

Als Georgette Nicole ins Büro kommen sah, hellte sich ihr Gesicht auf. Sie stand auf, um die Freundin zu umarmen. »Gott sei Dank«, sagte sie. »Heute war es schlimm hier. Ich bin froh, daß du da bist. Ich kann ein bißchen moralische Unterstützung gebrauchen.«

»Ich weiß nicht, welche Unterstützung du heute gerade an mir haben wirst«, sagte Nicole. »Ich muß was ziemlich Beunruhigendes mit dir besprechen.«

Während der Jahre ihrer Zusammenarbeit hatte sich Nicole Georgette niemals anvertraut, obwohl die beiden Frauen sehr freundschaftlich miteinander umgingen. Aber auch Georgette sprach zum Beispiel niemals über die Arbeit ihres Mannes. Nicole andererseits hatte nie Lust gehabt, ihre Liebhaber mit verheirateten Frauen zu besprechen, die immer glaubten, raten zu müssen, wie ein Mann zum Traualtar zu bugsieren wäre, was eine Frage war, die Nicole nicht die Bohne interessierte. Nicole sprach lieber über reinen Sex, hatte aber bemerkt, daß das den meisten Frauen unbehaglich war. Vielleicht, dachte Nicole, wollten sie nicht so genau wissen, was sie verpaßten.

Georgette fragte Nicole, ob das Gespräch vertraulich sein sollte, und als Nicole nickte, gingen die beiden in ein kleines unbenutztes Büro am anderen Ende des Korridors.

»Ich habe das noch mit niemandem besprochen«, begann Nicole. »Aber du mußt wissen, daß mein Vater Raymonde Aprile war, bekannt unter dem Namen Don Aprile. Du hast doch sicherlich schon von ihm gehört?«

Georgette stand auf und sagte: »Ich glaube nicht, daß wir uns darüber unterhalten sollten...«

»Bitte setz dich wieder«, unterbrach Nicole sie. »Du mußt das hören.«

Georgette war die Situation sichtlich unbehaglich, sie tat aber, worum Nicole sie gebeten hatte.

Tatsächlich hatte Nicoles Herkunft sie schon immer interessiert, aber eine gewisse Scheu hatte sie gehindert, danach zu fragen. Wie viele andere hatte Georgette von Anfang an angenommen, daß Nicole durch ihre Tätigkeit für benachteiligte Strafgefangene versuchte, Wiedergutmachung für die Sünden ihres Vaters zu leisten. Wie schrecklich mußte die Kindheit dieser Frau gewesen sein, die im Schatten des Verbrechens aufgewachsen war. Wie schrecklich und wie peinlich auch. Georgette dachte an ihre eigene Tochter, der es ebenfalls peinlich war, mit ihren Eltern in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Sie fragte sich, wie Nicole es geschafft hatte, diese Jahre zu überleben.

Nicole wußte, daß Georgette ihren Mann niemals irgendwie verraten würde, sie wußte aber auch, daß Georgette eine mitfühlende Frau mit offenem Geist war. Jemand, der sich in seiner freien Zeit für die Verteidigung rechtskräftig verurteilter Mörder einsetzte. Jetzt sah Nicole sie mit festem Blick an und sagte: »Mein Vater ist ermordet worden von Männern, die in enger Beziehung zu deinem Mann standen, Georgette. Und mein Bruder und ich haben Beweise, daß dein Mann sich von diesen Männern mit Geld hat bestechen lassen.«

Georgette war bestürzt und ungläubig. Sie sagte nichts. Aber dann loderte heller Zorn in ihr auf. »Wie kannst du es wagen«, flüsterte sie. Und sie sah Nicole fest in die Augen. »Mein Mann würde lieber sterben, als

das Gesetz zu brechen.«

Nicole war von der Erregtheit ihrer Freundin überrascht. Sie sah nun, daß Georgette wirklich an ihren Mann glaubte. Sie fuhr fort: »Dein Mann ist nicht das, was er zu sein scheint. Ich kann deine Empfindungen vollkommen verstehen. Ich habe gerade die FBI-Akte meines Vaters gelesen, und obwohl ich ihn sehr liebte, habe ich immer gewußt, daß er mir vieles verschwiegen hat. Wie dein Kurt dir vieles verschweigt.«

Dann erzählte Nicole Georgette von der Million Dollar, die Portella auf das geheime Konto ihres Mannes überwiesen hatte, und von Portellas Geschäften mit Drogenbaronen und gedungenen Mördern, die nur mit der stillschweigenden Duldung ihres Mannes operieren konnten. »Ich erwarte nicht, daß du mir glaubst«, sagte Nicole. »Ich hoffe nur, daß du deinen Mann mal fragst, ob ich die Wahrheit gesagt habe. Wenn er der Mann ist, den du in ihm siehst, wird er dich nicht anlügen.«

Georgette ließ sich nicht anmerken, wie Nicles Eröffnungen sie erregten. »Warum erzählst du mir das alles?«

»Weil«, sagte Nicole, »dein Mann eine Vendetta gegen meine Familie führt. Er wird seinen Verbündeten erlauben, meinen Cousin Astorre zu ermorden, um das Bankgeschäft unserer Familie zu übernehmen. Umbringen wollen sie ihn morgen Abend in seinem Makkaronilager.«

Bei der Erwähnung der Makkaroni lachte Georgette und sagte: »Ich glaube dir nicht.« Dann erhob sie sich. »Tut mir leid, Nicole«, sagte sie. »Ich sehe, daß du aufgeregt bist, aber wir haben einander nichts mehr zu sagen.« An jenem Abend erlebte Cilke in dem spartanisch eingerichteten Schlafzimmer des möblierten Ranch-Hauses, in dem seine Familie untergebracht worden war, seinen ganz persönlichen Alptraum. Seine Frau und er saßen sich nach dem Abendessen gegenüber und lasen.

Plötzlich legte Georgette ihr Buch vor sich hin und sagte: »Ich muß mit dir über Nicole Aprile sprechen.«

Während all der Jahre ihrer Ehe hatte Georgette noch nie von ihm verlangt, seine Arbeit mit ihr zu besprechen. Sie scheute einerseits die Verantwortung für die dienstlichen Geheimnisse, die sie dabei erfahren hätte, und glaubte andererseits auch zu wissen, daß Cilke es vorzog, alles, was seinen Beruf anging, für sich zu behalten. Manchmal des Nachts, wenn sie neben ihm im Bett lag, dachte sie darüber nach, wie er wohl seine Arbeit machte - über die Taktik etwa, die er anwenden mochte, um an Informationen heranzukommen, über den Druck, dem er höchstwahrscheinlich Verdächtige aussetzte. Aber in ihrer Phantasie stellte sie sich ihn immer als den Bundesbeamten ohne Fehl und Tadel vor, der stets ein zerlesenes Exemplar der Verfassung der Vereinigten Staaten in der Gesäßtasche seines frisch gebügelten Anzuges bei sich trug. Natürlich war sie klug genug zu wissen, daß diese Vorstellung ein Traumbild war. Ihr Mann hatte einen eisernen Willen. Um seine Feinde zu vernichten, würde er weit gehen. Aber darüber wollte sie nie weiter nachdenken.

Cilke hatte einen Kriminalroman gelesen - den dritten Band einer Reihe über einen Serienmörder, der seinen Sohn zum Priesteramt erzieht. Als Georgette ihre Frage stellte, klappte er sofort das Buch zu. »Ich höre«, sagte er.

»Nicole hat heute ein paar Sachen gesagt - über dich und die Untersuchung, die du gerade durchführst«, sagte Georgette. »Ich meine, ich weiß, daß du nicht gerne über deine Arbeit sprichst, aber sie hat dich wirklich schwer beschuldigt.«

Cilke spürte, wie der Zorn in ihm aufloderte, bis er in den Flammen blinder Wut stand. Erst hatten sie seine Hunde getötet. Dann hatten sie sein Haus zerstört. Und jetzt versuchten sie, ihm die reinste Beziehung zu beschmutzen, die er hatte. Erst als das Herzrasen nachließ, fragte er Georgette in dem ruhigsten Ton, zu dem er sich zwingen konnte, ihm genau zu erzählen, was passiert war.

Georgette wiederholte ihre ganze Unterhaltung mit Nicole und beobachtete, während sie berichtete, das Gesicht ihres Mannes genau. Weder Überraschung noch Empörung waren ihm anzusehen. Als sie fertig war, sagte Cilke: »Danke, Liebste. Ich bin sicher, daß das für dich nicht leicht war, mir diese Sache zu erzählen. Und es tut mir leid, daß du es mußt.« Dann erhob er sich von seinem Stuhl und ging zur Haustür.

»Wo gehst du hin?« fragte Georgette.

»Ich brauche ein bißchen frische Luft«, sagte Cilke, »zum Nachdenken.«

»Kurt, Lieber?« Georgettes Ton war fragend. Sie wollte beruhigt werden.

Cilke hatte sich geschworen, daß er seine Frau nie anlügen würde. Wenn sie die Wahrheit verlangte, würde er sie ihr sagen müssen, ganz gleich, welche Konsequenzen das auch nach sich zog. Er hatte immer gehofft, sie würde das verstehen und zu der Einsicht gelangen, daß es unter diesen Umständen das Beste sei, nicht nach der Wahrheit zu fragen.

»Gibt es irgend etwas, das du mir sagen kannst?« fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Ich würde alles für dich tun. Das weißt du doch, nicht wahr?«

»Ja. Aber ich muß es wissen. Für uns und unsere Tochter.«

Ihm war klar, daß es kein Entkommen gab. Nie wieder würde sie ihn so ansehen wie jetzt. In diesem Augenblick hätte er am liebsten Astorre Viola den Schädel gespalten. Er überlegte, was er seiner Frau sagen könnte. Ich habe mich bestechen lassen, nur weil das FBI es mir befahl? Wir haben bei kleinen Verbrechen ein Auge zugedrückt, um die Großen besser ins Auge fassen zu können? Wir haben gewisse Gesetze gebrochen, um anderen um so unnachsichtiger Geltung zu verschaffen?

Er wußte, daß solche Auskünfte sie nur erzürnen würden, und er liebte und achtete sie zu sehr, um zu versuchen, sie damit abzuspeisen.

Cilke ging aus dem Haus, ohne ein Wort zu sagen. Als er zurückkam, stellte seine Frau sich schlafend. Da faßte er seinen Entschluß. In der folgenden Nacht wollte er Astorre Viola gegenüberstehen und seine

eigene Auffassung von Gerechtigkeit einfordern.

Aspinella Washington haßte nicht alle Männer, aber sie war immer wieder überrascht, wie viele von ihnen ihr gestohlen bleiben konnten. Sie waren alle so... nutzlos. Nachdem sie es Heskow besorgt hatte, wurde sie kurz von zwei Beamten des Flughafensicherheitsdienstes vernommen, die entweder zu blöde waren oder zu eingeschüchtert, um ihre Version der Ereignisse in Zweifel zu ziehen. Als die Polizisten entdeckten, daß Heskows Leiche mit 100 000 Dollar in bar verpflastert war, schien ihnen sein Motiv klar und keine weiteren Nachforschungen mehr nötig. Sie fanden, daß sie dafür, daß sie den Raum säubern mußten, eine Reinigungsgebühr verdient hatten. Sie gaben auch Aspinella einen Packen blutverklebter Dollarnoten, die sie zu den 30 000 fügte, die sie schon von Heskow erhalten hatte.

Sie hatte für Geld nur zweierlei Verwendung. Bis auf 3000 Dollar deponierte sie alles in ihrem Bankschließfach. Sie hatte bei ihrer Mutter eine Verfügung hinterlegt, daß im Falle ihr etwas zustieße, das ganze Geld in dem Schließfach - über 300 000 Dollar Bestechungsgelder - für ihre Tochter auf ein Treuhandkonto gelegt werden sollte. Mit den verbleibenden 3000 Dollar nahm sie ein Taxi zur Kreuzung Fifth Avenue und 53. Straße, wo sie das vornehmste Lederwarengeschäft der Stadt betrat und einen Aufzug zu einer privaten Suite auf der dritten Etage nahm.

Eine Frau, die eine Designerbrille trug und ein marineblaues Nadelstreifenkostüm, nahm ihre Bezahlung in Empfang und begleitete sie in ein Badezimmer, wo Aspinella in eine Wanne voller duftender Öle stieg, die aus China importiert waren. Sie ließ sich dort ungefähr zwanzig Minuten lang einweichen und lauschte einer CD mit gregorianischen Gesängen, während sie auf Rodolfo wartete, einem staatlich geprüften Sexualmassagetherapeuten.

Rodolfo bekam 3000 Dollar für eine zweistündige Sitzung, was, wie er seinen zutiefst zufriedenen Klientinnen gerne klarmachte, das Stundenhonorar selbst der berühmtesten Anwälte übertraf.

»Der Unterschied«, sagte er mit bayrischem Akzent und einem schlaun Grinsen, »liegt darin, daß die Sie nur aufs Kreuz legen; ich ficke Sie auch gründlich durch.«

Aspinella hatte während einer geheimen sittenpolizeilichen Überprüfung der vornehmsten Hotels der Stadt von Rodolfo gehört. Ein Concierge, der befürchtete, vorgeladen zu werden, hatte Aspinella für seine Verschonung den Tip mit Rodolfo gegeben. Aspinella hatte zuerst daran gedacht, Rodolfo hochzunehmen, nachdem sie aber seine Bekanntschaft gemacht hatte, gelangte sie zu der Einsicht, daß es allzu grausam wäre, den Frauen den Genuß von Rodolfos wahrhaft außerordentlichen Talenten vorzuenthalten.

Nach einigen Minuten klopfte er an die Tür und fragte: »Kann ich reinkommen?«

»Das will ich doch schwer hoffen, daß du reinkommst, Baby«, antwortete Aspinella.

Er kam herein und musterte sie. »Klasse Augenklappe«, meinte er.

Beim ersten Mal war Aspinella überrascht gewesen, als Rodolfo nackt zur Tür hereinkam, aber er hatte gesagt: »Wieso soll ich mich anziehen, nur um mich wieder auszuziehen?« Er war ein Prachtexemplar, groß und muskulös, auf seinem rechten Bizeps war ein Tiger tätowiert, und die Brust war von seidigen blonden Locken bewachsen. Aspinella gefielen diese Locken ausnehmend gut, sie unterschieden Rodolfo sehr vorteilhaft von diesen Models, deren Photos man in Männermagazinen sah, so sorgfältig rasiert, kahlgezupft und eingefettet, daß man nicht wußte, ob sie Männlein oder Weiblein waren.

»Wie ist es dir ergangen?« fragte er.

»Da solltest du lieber nicht nach fragen«, meinte Aspinella. »Alles was dich interessieren sollte, ist, daß ich ein bißchen sexuelle Heilung brauche.«

Rodolfo begann mit ihrem Rücken, massierte fest, um alle Verspannungen aufzuspüren und zu lösen. Dann knetete er sanft ihren Nacken, ehe er sie herumdrehte und ihr leicht die Brüste und den Bauch massierte. Als er sie dann zwischen den Beinen zu streicheln begann, war sie schon feucht und atmete schwer.

»Warum können das andere Männer nicht für mich tun?« fragte Aspinella mit einem ekstatischen Seufzer.

Rodolfo wollte gerade mit dem vornehmsten Teil seiner Dienstleistung beginnen, der Zungenmassage, bei der er begnadetes Geschick und bemerkenswerte Ausdauer bewies. Aber ihre Frage interessierte ihn, obwohl er sie schon oft gehört hatte. Sie überraschte ihn jedes Mal. Es kam ihm so vor, als wimmelte die Stadt von sexuell ausgehungerten Frauen.

»Ich verstehe auch nicht, warum andere Männer es nicht tun können«, sagte er.

Ungern unterbrach sie ihre sexuelle Träumerei, aber sie merkte, daß Rodolfo vor dem großen Finale eine vertrauliche Plauderei brauchte. »Männer sind schwach«, sagte sie. »Wir sind es, die die wichtigen Entscheidungen treffen. Heiraten. Kinder kriegen. Wir zügeln sie und machen sie verantwortlich für die Sachen, die sie machen.«

Rodolfo lächelte höflich. »Aber was hat das mit Sex zu tun?«

Aspinella wollte, daß er sich wieder an die Arbeit machte. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Das ist nur so eine Theorie, die ich habe.«

Rodolfo begann sie wieder zu massieren. Langsam, stetig, rhythmisch. Er schien nie zu ermüden. Und jedes Mal, wenn er sie in die höchsten Höhen der Lust erhob, dachte sie an die schauerlichen Abgründe des Schmerzes, in die sie Astorre Viola und seine Bande von Killern stürzen wollte - am morgigen Abend.

Die Viola Macaroni Company befand sich in einem aus roten Ziegeln

gemauertem Lagerhaus an der Lower East Side von Manhattan. Über hundert Menschen arbeiteten dort, luden riesige in Sackleinen eingenähte Mengen italienischer Pasta auf ein Förderband, das die Ware automatisch sortierte.

Ein Jahr zuvor hatte Astorre, inspiriert von einem Artikel über die Möglichkeiten auch kleiner Firmen, ihren Geschäftsgang zu rationalisieren, einen just von der Harvard Business School graduierten Berater um diesbezügliche Empfehlungen gebeten. Der junge Mann hatte Astorre empfohlen, seine Preise zu verdoppeln, den Markennamen seines Artikels zu ändern in Uncle Vito's Homemade Pasta und die Hälfte seiner Angestellten zu feuern und durch Tagelöhner zu ersetzen, die weit billiger zu haben waren. Für diesen Vorschlag hatte Astorre seinen Berater gefeuert.

Astorres Büro befand sich im Erdgeschoß, das annähernd die Größe eines Fußballfeldes hatte. Maschinen aus nicht rostendem Stahl standen dort an den Wänden. Das Tor an der Hinterseite des Lagerhauses führte auf eine Verladerampe. Videokameras nahmen die Zugänge zum Lagerhaus und die Innenräume der Fabrik auf, damit sich Astorre auch jederzeit an seinem Schreibtisch über alles unterrichten konnte. Normalerweise wurde das Lagerhaus um 18.00 Uhr geschlossen, aber an diesem Abend hatte Astorre fünf von seinen tüchtigsten Angestellten und Aldo Monza länger dabehalten. Er wartete.

Am Abend zuvor, als Astorre Nicole seinen Plan erklärt hatte, hatte sie anfänglich nichts davon wissen wollen. Heftig schüttelte sie den Kopf.

»Erstens wird die Sache nicht klappen. Und zweitens will ich mich nicht der Beihilfe zum Mord schuldig machen.«

»Sie haben deine Assistentin getötet und versucht, dich zu entführen«, sagte Astorre ruhig. »Wir sind alle in Gefahr, wenn ich nichts tue.«

Nicole dachte an Helene, und dann erinnerte sie sich der vielen Diskussionen, die sie nach dem Essen mit ihrem Vater gehabt hatte. Er hätte zweifellos versucht, Helene zu rächen. Ihr Vater hätte gesagt, daß sie das dem Andenken der ermordeten Mitarbeiterin schulde, und er hätte sie daran erinnert, daß es vernünftig und notwendig sei, Schutzmaßnahmen gegen die der Familie drohenden Gefahren zu treffen.

»Warum wenden wir uns nicht an die Behörden?« fragte sie.

Astorres Antwort war knapp. »Dafür ist es zu spät.«

Jetzt saß Astorre in seinem Büro als lebender Köder. Von Graziella wußte er, daß Portella und Tulippa zu einem Treffen des Syndikats in der Stadt waren. Er wußte zwar nicht mit Sicherheit, ob Nicoles Mitteilungen an Rubio die gewünschte Folge haben und das Syndikat zu einem abendlichen Besuch seines Lagerhauses anregen würde, aber er hoffte, daß sie noch einen letzten Versuch machen würden, ihn zu überreden, die Banken zu verkaufen, ehe sie zur Gewaltanwendung schritten.

Er setzte voraus, daß sie ihn nach Waffen durchsuchen würden, weshalb er keine bei sich hatte, nur ein Stilett in einer geheimen Tasche

im Hemdsärmel.

Astorre beobachtete aufmerksam den Monitor, als er ein halbes Dutzend Männer über die Laderampe das Gebäude betreten sah. Er hatte seine eigenen Leute angewiesen, sich zu verstecken und nur auf ein Zeichen von ihm hin anzugreifen.

Unter den sechs Eindringlingen, die ihm der Bildschirm zeigte, erkannte er Tulippa und Portella. Dann hörte er Schritte draußen auf dem Gang. Wenn sie schon beschlossen hätten, ihn sofort zu töten, wären Monza und seine Leute zum Eingreifen bereit und würden ihn retten.

Aber dann rief Portella seinen Namen.

Er antwortete nicht.

In wenigen Sekunden standen Portella und Tulippa vor seiner Tür.

»Herein«, sagte Astorre mit warmem Lächeln. Er erhob sich, um den Besuchern die Hände zu schütteln. »Welche Überraschung: Ich habe ja so selten Besucher hier. Vor allem zu so später Stunde. Gibt es irgend etwas, das ich für Sie tun könnte?«

»Logo«, sagte Portella witzelnd. »Wir haben eine Menge Gäste zum Dinner und da sind uns doch die Makkaroni ausgegangen.«

Astorre breitete großzügig die Arme aus und sagte: »Meine Makkaroni sind Ihre Makkaroni!«

»Und wie ist das mit den Banken?« fragte Tulippa ominös.

Astorre war auf diese Frage gefaßt. »Es wird Zeit, daß wir mal im Ernst darüber sprechen. Es wird Zeit, daß wir ins Geschäft kommen miteinander. Aber zuerst möchte ich Ihnen gern meine hiesigen Anlagen zeigen. Ich bin nämlich sehr stolz darauf.«

Tulippa und Portella wechselten überraschte Blicke.

Sie waren mißtrauisch. »Okay, aber machen wir es kurz«, meinte Tulippa, der sich fragte, wie dieser Clown es geschafft hatte, bis zu diesem Tag zu überleben.

Astorre führte sie in die Fabrikhalle. Die vier Männer, die mit ihnen gekommen waren, standen in der Nähe. Astorre grüßte sie warm, schüttelte jedem einzelnen die Hand und machte ihnen Komplimente über ihre Garderobe.

Astorres eigene Leute beobachteten ihn sorgfältig, denn sie erwarteten das Zeichen zum Angriff. Monza hatte drei Schützen auf der Galerie postiert, von der aus man die Halle überblickte. Die anderen waren an den gegenüberliegenden Wänden des Lagerhauses aufgestellt.

Astorre führte seine Besucher ausführlich durch das Lagerhaus. Schließlich sagte Portella: »Offensichtlich sind Sie ja mit ganzem Herzen bei diesem Geschäft. Warum lassen Sie uns nicht die Banken? Wir werden Ihnen noch ein supergünstiges Angebot machen und sind darüber hinaus sogar bereit, Ihnen Prozente zu geben.«

Astorre wollte seinen Leuten das verabredete Zeichen geben, das Feuer zu eröffnen. Doch plötzlich, ehe er dazu kam, hörte er Schüsse knallen und sah drei seiner Leute von der Galerie auf den betonierten Boden der

Halle stürzen. Er sah sich nach Monza um, während er hinter einer riesigen Packmaschine in Deckung ging.

Von dort aus sah er eine schwarze Frau mit grüner Augenklappe auf die Gruppe seiner Besucher zurennen und Portella beim Kragen packen. Sie stieß ihm den Lauf ihres Sturmgewehrs in den dicken Bauch, dann zog sie einen Revolver und warf das Gewehr auf den Boden.

»Okay«, sagte Aspinella Washington. »Waffen wegwerfen. Einfach fallen lassen. Jetzt.« Als sich niemand rührte, zögerte sie nicht. Sie nahm Portella abermals beim Kragen, drehte ihn herum und feuerte ihm zwei Kugeln in den Bauch. Als er stürzte, schlug sie ihm mit dem Revolver über den Kopf und trat ihm in die Zähne.

Dann packte sie Tulippa und sagte: »Sie sind der nächste, wenn nicht jeder genau macht, was ich sage. Hier gilt Auge um Auge, du Bastard.«

Portella wußte, daß er, wenn nicht schnelle Hilfe kam, nur noch ein paar Minuten zu leben hatte. Seine Sicht verschwamm bereits. Er lag hilflos am Boden, atmete schwer und sein mit bunten Blumen bedrucktes Hemd war blutgetränkt. Sein Mund war taub. »Macht, was sie sagt«, stöhnte er schwach.

Portellas Leute gehorchten.

Er hatte immer gehört, daß an einem Bauchschuß zu sterben, der schmerzhafteste Tod wäre. Jetzt wußte er, warum. Jedesmal, wenn er Atem holte, war ihm, als stieße man ihm ein Messer ins Herz. Er verlor die Kontrolle über seine Blase, ein dunkler Urinfleck breitete sich über seine neue blaue Hose aus. Er versuchte, die Person, die ihn niedergeschossen hatte, ins Auge zu fassen, eine muskulöse schwarze Frau, die er nicht kannte. Er versuchte zu fragen: »Wer sind Sie?«, aber ihm fehlte der Atem. Sein letzter Gedanke war ein merkwürdig sentimentaler: Er fragte sich, wer wohl seinem Bruder Bruno sagen würde, daß er tot sei.

Astorre hatte sehr schnell heraus, was passiert sein mußte. Er hatte die Kriminalbeamtin Aspinella Washington bisher nur ein paarmal in der Zeitung und im Fernsehen gesehen. Aber er wußte, daß sie, wenn sie ihm auf die Spur gekommen war, Heskow vor ihm geschnappt haben mußte. Heskow war demnach tot. Astorre weinte ihm keine Träne nach. Heskow hatte den großen Fehler gehabt, alles nur Beliebige zu sagen und zu tun, nur um sein Leben zu retten. Deshalb war es gut, daß er nun in der Erde lag, in der seine Blumen wuchsen.

Tulippa hatte keine Ahnung, warum diese durchgedrehte Tussi ihm eine Kanone in den Hals bohrte. Er hatte sich wegen der Sicherheitsvorkehrungen auf Portella verlassen und seinen eigenen treuen Leibwächtern für diesen Abend freigegeben. Blöder Fehler. Amerika ist ein so komisches Land. Diese ganze Gewalt, die sie da haben, man weiß nie, aus welcher Ecke sie als nächstes kommt.

Die Mündung von Aspinellas Waffe am Hals, gelobte sich Tulippa für den Fall, daß er es lebendig zurück nach Südamerika schaffte, die Produktion seiner Kernwaffen zu beschleunigen. Er würde, schwor er sich,

höchstpersönlich dafür sorgen, daß soviel wie irgend möglich von diesem Amerika vom Angesicht der Erde verschwand, vor allem Washington D.C. mit all diesen Büros voller Angeber, und New York City, wo es von Verrückten wie dieser Einäugigen nur so wimmelte.

»Also schön«, sagte Aspinella zu Tulippa. »Sie haben uns eine halbe Million geboten, diesen Kerl zu erledigen.« Sie wies auf Astorre. »Ich würde den Auftrag mit Vergnügen annehmen, nur habe ich seit meinem Unfall meine Honorarforderungen verdoppeln müssen. Mit nur einem Auge muß ich mich nämlich doppelt konzentrieren.«

Kurt Cilke hatte das Lagerhaus während des ganzen Tages von seinem blauen Chevrolet aus beobachtet. Er hatte sich die Zeit mit einem Päckchen Kaugummi und Newsweek vertrieben und auf Astorre gewartet.

Er war allein gekommen, weil er nicht andere Bundesbeamte in eine Geschichte verwickeln wollte, die gut mit seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst enden konnte. Als er Portella und Tulippa das Gebäude betreten sah, stieg ihm die Galle hoch. Und er verstand, was für ein schlauer Fuchs Astorre war. Wenn nämlich, wie Cilke es für durchaus möglich hielt, Portella und Tulippa Astorre angriffen, würde er, Cilke, gesetzlich verpflichtet sein, ihn zu schützen. Astorre würde frei sein und könnte seinen Namen reinwaschen, ohne sein Schweigen brechen zu müssen. Und damit wären für Cilke Jahre harter Arbeit den Bach runter.

Aber als er dann Aspinella Washington mit einem Sturmgewehr in der Armbeuge ins Gebäude stürmen sah, durchfuhr ihn ein neues Gefühl. Kalte Furcht. Er hatte von Aspinellas Rolle bei der Schießerei auf dem Flugplatz gehört. Irgendwie gefiel ihm diese Geschichte nicht. Es paßte alles nicht zusammen.

Er prüfte die Ladung seines Revolvers und tröstete sich mit der vagen Hoffnung, daß er vielleicht ja doch mit ihrer Hilfe rechnen konnte. Ehe er den Wagen verließ, hielt Cilke es dann doch für richtig, das Büro zu informieren. Boxtton meldete sich. »Ich stehe hier vor Astorre Violas Lagerhaus«, sagte Cilke. Dann hörte er einen Feuerstoß aus einem Schnellfeuergewehr. »Ich gehe jetzt rein, und wenn es schiefgeht, sagen Sie bitte dem Direktor, daß ich auf eigene Faust und allein gehandelt habe. Nehmen Sie meinen Anruf auf?«

Boxton zögerte, denn er wußte nicht, ob es Cilke recht sein würde. Aber seit dem Überfall auf sein Haus wurden automatisch alle Gespräche, die Cilke mit seinem Büro führte, aufgenommen.

»Ja«, sagte er endlich.

»Gut«, sagte Cilke. »Ich stelle also fest, daß für das, was ich jetzt tun werde, weder Sie noch sonst jemand beim FBI verantwortlich ist. Ich begeben mich in eine gefährliche Situation mit drei berüchtigten Vertretern des organisierten Verbrechens und einer schwerbewaffneten pflichtvergessenen Beamtin der städtischen Polizei.«

Boxton unterbrach: »Kurt, warten Sie auf Unterstützung.«

»Keine Zeit«, sagte Cilke. »Und abgesehen davon habe ich mir das

selber eingebrockt. Muß ich selber wegmachen.« Er erwog, Georgette etwas bestellen zu lassen, fand es dann aber besser, nur seine Taten sprechen zu lassen. Er beendete also das Gespräch, ohne noch etwas zu sagen. Als er aus dem Wagen stieg, merkte er, daß er im Parkverbot stand.

Das erste, was Cilke sah, als er das Lagerhaus betrat, war der Lauf von Aspinellas Waffe, der sich in Tulippas Hals bohrte. Keiner sagte einen Ton. Niemand bewegte sich.

»Ich bin Bundesbeamter«, erklärte Cilke und hielt seine Waffe hoch. »Legen Sie alle die Waffen nieder.«

Aspinella drehte sich zu Cilke und sagte höhnisch: »Ich weiß, was Sie für 'n Scheißtyp sind. Das hier ist mein Ding. Gehen Sie zu ein paar Buchhaltern oder Börsenmaklern oder womit ihr soften Anzugträger euch sonst die Zeit vertreibt. Aber lassen Sie mich meine Arbeit machen.«

»Frau Kriminalbeamtin«, merkte Cilke ruhig an. »Werfen Sie Ihre Waffe hin. Wenn Sie es nicht tun, werde ich nötigenfalls Gewalt anwenden und Sie dazu zwingen. Ich habe Grund zu dem Verdacht, daß Sie sich mit dem organisierten Verbrechen verbunden haben.«

Damit hatte Aspinella nicht gerechnet. Der Blick von Cilkes Augen und sein stetiger Ton sagten ihr, daß er niemals nachgeben würde. Aber sie dachte nicht daran aufzugeben, nicht solange sie noch eine Waffe in der Hand hatte. Cilke hatte wahrscheinlich schon seit Jahren auf niemanden mehr geschossen, dachte sie. »Sie glauben also, daß ich mit dem organisierten Verbrechen spiele, ja?« schrie sie. »Ich andererseits glaube, daß es genau das ist, was Sie treiben. Ich glaube, daß Sie sich schon seit Jahren von diesem Scheißhaufen bestechen lassen.« Sie stupste Tulippa mit der Mündung ihrer Waffe. »Ist es nicht so, Senor?«

Zunächst sagte Tulippa gar nichts, aber als Aspinella ihm in die Eier trat, knickte er ein und nickte.

»Wieviel?« fragte Aspinella.

»Über eine Million Dollar«, stöhnte Tulippa.

Cilke beherrschte seine Wut und sagte: »Jeder Dollar, den Sie auf mein Konto überwiesen haben, war vom FBI genehmigt. Dies ist eine Untersuchung der Bundespolizei, Frau Kriminalbeamtin.« Er holte tief Luft und zählte im Geiste von zehn bis null rückwärts, ehe er sagte: »Das ist meine letzte Aufforderung. Lassen Sie Ihre Waffe fallen, oder ich schieße.«

Astorre beobachtete sie kühl. Aldo Monza stand unbemerkt hinter einer anderen Maschine. Astorre bemerkte ein Zucken in Aspinellas Gesicht. Dann sah er sie wie in Zeitlupe hinter Tulippa schlüpfen und feuern. Aber in dem Moment riß Tulippa sich los und warf sich zu Boden. Sie verlor die Balance.

Cilke war in die Brust getroffen. Aber er schoß sofort zurück. Aspinella taumelte, und er sah Blut aus einer Wunde unterhalb ihrer rechter Schulter spritzen. Keiner von beiden hatte auf ein lebenswichtiges Organ

gezielt. Sie verhielten sich bis zum bitteren Ende, wie sie es gelernt hatten, hatten auf den breitesten Körperteil gezielt. Aber als Aspinella nun den stechenden Schmerz der Kugel fühlte, wußte sie, daß es Zeit war, Ernst zu machen. Sie zielte Cilke genau zwischen die Augen. Sie schoß viermal. Jede Kugel traf, bis Cilkens Nase platt gehämmert war und ihm das Hirn aus der Stirn hing. Tulippa sah, daß Aspinella verwundet war und taumelte. Er stieß ihr mit dem Ellbogen ins Gesicht, worauf sie das Bewußtsein verlor. Ehe er aber ihre Waffe schnappen konnte, kam Astorre aus seinem Versteck und stieß sie mit einem Fußtritt aus seiner Reichweite. Dann bot er dem ebenfalls gestürzten Tulippa die Hand und zog ihn hoch.

Unterdessen sammelten Monza und die überlebenden Angehörigen seines Teams die übrigen Männer Portellas ein und fesselten sie an die stählernen Stützpfeiler der Halle. Niemand rührte Cilke oder Portella an.

»Na«, sagte Astorre. »Ich glaube, da wäre noch was zu erledigen.«

Tulippa war verwundert. Dieser Astorre war eine Masse von Gegensätzen - ein freundlicher Feind, ein singender Killer. War so einem Typ überhaupt je zu trauen?

Astorre ging in die Mitte der Halle und bedeutete Tulippa, ihm zu folgen. »Sie haben meinen Onkel töten lassen und versucht, mir meine Banken zu stehlen. Ich sollte nicht mal den Atem, Ihnen das zu sagen, auf Sie verschwenden«, erklärte Astorre dem Südamerikaner. Dann zog Astorre das Stilett aus dem Ärmel und zeigte es Tulippa. »Ich sollte Sie einfach abstechen wie ein Schwein und die Sache dann für erledigt betrachten. Aber Sie sind schwach, und man verdient keine Ehre damit, einen hilflosen alten Mann zu schlachten. Ich gebe Ihnen also die Chance, sich zu verteidigen.«

Mit diesen Worten und einem fast unmerklichen Nicken in Richtung Monzas hob Astorre beide Arme, als wolle er sich ergeben, ließ das Messer fallen und trat mehrere Schritte zurück. Tulippa war älter und massiger als Astorre, aber schließlich hatte er in seinem längeren Leben schon Ströme von Blut mit dem Messer vergossen. Er war außerordentlich geschickt mit dem Messer, wenn er auch als Fechter Astorre nicht gewachsen war.

Tulippa hob das Stilett auf und fing an, auf Astorre zuzugehen. »Sie sind ein dummer und überstürzter Mann«, sagte er. »Ich war bereit, Sie als Partner ins Geschäft zu nehmen.« Er stieß mehrmals nach Astorre, doch der war schneller und wich ihm jedesmal aus. Als Tulippa für einen Augenblick stehenblieb, um Atem zu holen, nahm sich Astorre seine goldene Kette mit dem Medaillon ab und warf beides zu Boden, so daß nun die violette Narbe an seiner Kehle zu sehen war. »Ich wünsche, daß dies das letzte sei, was Sie sehen, ehe Sie sterben.«

Tulippa staunte die Narbe an, ein Lila wie das hatte er noch nie gesehen. Und ehe er sich versah, hatte Astorre ihm schon das Stilett aus der Hand getreten, seinen Kopf gepackt und ihm den Hals gebrochen.

Das Knacken hörte jeder.

Ohne einen Blick auf das Opfer zu verschwenden, hob Astorre seine Kette auf, legte sie an und verließ das Gebäude.

Fünf Minuten später fuhr eine Schwadron von FBI-Agenten bei der Viola Macaroni Company vor. Aspinella Washington wurde abtransportiert und kam auf die Intensivstation eines Krankenhauses.

Als die FBI-Beamten das tonlose Videoband studiert hatten, das Monza ihnen zu ihrer Aufklärung hinterlassen hatte, gelangten sie zu dem Schluß, daß Astorre, der seine Hände gehoben und das Messer hingeworfen hatte, also in reiner Selbstverteidigung gehandelt hatte.

EPILOG

Nicole knallte den Hörer auf und schrie ihren Sekretär an: »Es macht mich krank, dauernd hören zu müssen, wie schwach der Scheißdollar angeblich ist. Versuchen Sie mal, Mr. Pryor aufzuspüren. Wahrscheinlich ist er gerade am neunten Loch auf irgendeinem Golfplatz.«

Nun stand Nicole schon seit zwei Jahren an der Spitze des Bankenimperiums der Apriles. Als Pryor in Pension ging, hatte er darauf bestanden, daß sie die Beste sei für den Job. Schließlich hatte sie ja schon als Anwältin mit Behörden und anspruchsvollen Klienten um die Butter auf dem Brot zu kämpfen gelernt.

Heute war Nicole verzweifelt bemüht, ihren Schreibtisch aufzuräumen. Am späteren Abend wollten sie und ihre Brüder zu einem Familienfest bei Astorre nach Sizilien fliegen. Vorher mußte sie mit Aspinella Washington sprechen, die eine Entscheidung darüber erwartete, ob Nicole sie bei der Berufung gegen das Todesurteil vertreten wollte. Der Gedanke an diese Sache erfüllte sie mit Schrecken, und nicht nur, weil sie ihre Anwaltspraxis ja eigentlich aufgegeben hatte, als sie hauptberuflich ins Bankgeschäft einstieg.

Als sie sich dazu bereit erklärt hatte, zögerte Astorre zunächst, ihr Angebot anzunehmen, denn der letzte Wille des Dons sprach ja dagegen. Aber Pryor überzeugte ihn, daß Nicole als vollkommene Tochter ihres Vaters für den Job bestens geeignet sei. Wann immer eine große Anleihe fällig war, konnte sich die Bank darauf verlassen, daß sie sich der Sache mit ihrer unwiderstehlichen Kombination von süßen Worten und verschleierten Drohungen vorzüglich annehmen würde. Sie wußte, wie man Ergebnisse erzielte.

Nicoles Apparat summte, und Pryor begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen verehrungsvollen Höflichkeit: »Was kann ich für Sie tun, meine Liebe?«

»Diese Wechselkurse machen uns kaputt«, sagte sie. »Sollten wir nicht mehr Deutsche Mark kaufen?«

»Ich halte das für eine ausgezeichnete Idee«, erwiderte Pryor.

»Wissen Sie«, sagte Nicole, »dieses Währungsgeschäft ist ungefähr so logisch, als ginge man nach Las Vegas und spielte dort den ganzen lieben langen Tag Bakkarat.«

Mr. Pryor lachte. »Das mag wahr sein, aber für Verluste am Bakkarattisch steht einstweilen die Federal Reserve noch nicht gerade.«

Als Nicole auflegte, blieb sie einen Moment nachdenklich. Seitdem sie die Führung des Bankgeschäfts der Familie übernommen hatte, hatte sie schon sechs weitere Banken in Ländern mit expandierender Wirtschaft übernommen und die Profite des Unternehmens verdoppelt. Ihr machte

aber noch mehr Freude, daß nun größere Anleihen an neue Unternehmen in den Entwicklungsländern gingen.

Sie lächelte, als sie sich ihres ersten Tages in der neuen Stellung erinnerte.

Sobald ihr dienstliches Briefpapier gedruckt war, hatte Nicole ein Schreiben an den Finanzminister der Regierung von Peru entworfen, in dem sie um sofortige Rückzahlung der überfälligen Regierungsanleihen ersucht hatte. Wie sie erwartet hatte, kam es daraufhin zu einer Wirtschaftskrise in dem Land, die bald politische Unruhen und schließlich eine neue Regierung nach sich zog. Die neue Regierungspartei berief den Generalkonsul Mariano Rubio aus den Vereinigten Staaten ab.

Während der folgenden Monate nahm Nicole mit Befriedigung zur Kenntnis, daß Rubio sich für bankrott erklärt hatte. Er war überdies in komplizierte Rechtsstreitigkeiten mit peruanischen Anlegern verwickelt, die eines seiner gescheiterten Unternehmen finanziert hatten. Es hatte das »Latino Disneyland« werden sollen, war aber tatsächlich nur ein mickriger Rummel geworden.

Der Fall, den die Revolverblätter als das Makkaroni-Massaker betitelten, hatte sich zu einer internationalen Affäre entwickelt. Sobald Aspinella Washington sich von ihrer Verletzung erholt hatte - es handelte sich um einen glatten Lungendurchschuß -, hatte sie die Medien in einer Reihe von Interviews mit ihrer Darstellung der Ereignisse des Makkaroni-Massakers gefüttert. In Erwartung der Anklageerhebung der Staatsanwaltschaft und der Verhandlung gegen sie, hatte sie sich der amerikanischen Öffentlichkeit als Märtyrerin vom Schlage der Jungfrau von Orleans ans Herz gelegt. Sie klagte gegen das FBI wegen versuchten Mordes, Verleumdung und Verletzung ihrer Bürgerrechte. Sie verklagte auch das New York Police Department auf Weiterzahlung ihres Gehalts während der Zeit ihrer Suspendierung vom Dienst.

Trotz all ihrer Öffentlichkeitsarbeit war die Jury nach nur dreistündiger Beratung übereingekommen, sie schuldig zu sprechen. Als ihr der Schuldspruch verkündet wurde, feuerte Aspinella ihre Anwälte und bat sofort, durch die Kampagne gegen die Todesstrafe vertreten zu werden, und zwar ausgerechnet durch Nicole Aprile. Aus der Todeszelle ließ sie verlauten: »Ihr Cousin hat mich hier reingeritten, soll sie sehen, wie sie mich wieder rauskriegt.«

Zu Anfang weigerte sich Nicole, das Mandat zu übernehmen, dann sagte sie, kein guter Anwalt würde einen Interessenkonflikt, wie er sich hier abzeichnet, riskieren. Aber dann beschuldigte Aspinella sie des Rassismus, und so gab Nicole - die es sich nicht mit den Minderheitenpolitikern verderben wollte - schließlich soweit nach, sie im Gefängnis zu besuchen.

Dort mußte Nicole dann zwanzig Minuten warten, während Aspinella eine Gruppe ausländischer Würdenträger begrüßte, die gekommen waren, der tapferen Vorkämpferin der aufgeklärten Menschheit gegen

Amerikas barbarisches Strafrecht zu huldigen. Endlich winkte Aspinella Nicole an die Glasscheibe, die Gefangene und Besucher voneinander trennte. Sie trug jetzt eine gelbe Augenklappe, auf die das Wort FREEDOM gestickt war.

Nicole legte ihr nun von Angesicht zu Angesicht noch einmal alle Gründe dar, die sie hinderten, Aspinellas Fall zu übernehmen, und bemerkte zuletzt, daß sie ja schon Astorre vertreten hatte, der gegen sie ausgesagt habe.

Aspinella hörte aufmerksam zu und drehte dabei eine ihrer Dreadlocks. »Ich verstehe«, sagte sie, »aber da gibt es vieles, was Sie nicht wissen. Astorre hatte ja recht: Ich bin der Verbrecher, für die ich verurteilt wurde, schuldig und werde zeitlebens dafür büßen müssen. Aber bitte, helfen Sie mir, lange genug zu leben, um wenigstens wiedergutmachen zu können, was ich getan habe.«

Anfänglich glaubte Nicole, daß das weiter nichts als ein neuer Dreh von Aspinellas Öffentlichkeitsarbeit wäre, aber ein gewisser Ton in der Stimme der Verurteilten rührte sie schließlich doch. Sie glaubte ja noch immer, daß kein Mensch das Recht hatte, einen anderen zum Tode zu verurteilen. Sie glaubte ja noch immer an Erlösung. So fand sie nun, daß auch Aspinella verdiente, verteidigt zu werden, so gut wie jeder andere Insasse einer Todeszelle. Sie wünschte nur, daß sie die Aufgabe nicht selbst übernehmen müßte.

Aber bevor Nicole sich entschied, mußte sie noch mit jemandem sprechen, dem sie schon einer ganzen Weile aus dem Wege gegangen war.

Nach dem Begräbnis ihres Mannes, das mit großem Pomp praktisch als Staatsbegräbnis über die Bühne gegangen war, hatte Georgette um ein Gespräch mit dem Direktor gebeten. Ein FBI-Beamter hatte sie vom Flugplatz abgeholt und sie ins Hauptquartier der Behörde gebracht.

Als sie das Büro des Direktors betrat, beeilte dieser sich, sie mit allen Anzeichen großer Herzlichkeit zu umarmen und ihr zu versichern, daß man seitens der Behörde alles tun werde, um ihr und ihrer Tochter zu helfen, den erlittenen Verlust zu tragen.

»Danke«, sagte Georgette. »Deshalb bin ich aber nicht hier. Ich muß wissen, warum mein Mann getötet wurde.«

Der Direktor begann ihr erst nach langem Schweigen zu antworten. Er wußte, daß sie Gerüchte gehört hatte. Gerüchte, die drohten, das Bild seiner Behörde in der Öffentlichkeit zu beschädigen. Er mußte Georgette beruhigen. Schließlich sagte er: »Ich muß leider zugeben, daß wir sogar eine Untersuchung deswegen durchführen mußten. Ihr Mann war ein absolut vorbildlicher Beamter dieser Behörde. Er war seiner Arbeit ergeben und gesetzestreu. Ich wußte, daß er nie etwas getan haben würde, das seiner Behörde oder Familie zum Nachteil hätte gereichen können.«

»Weshalb ist er dann allein in dieses Lagerhaus gegangen?« fragte

Georgette. »Und in welcher Beziehung stand er zu Portella?«

Der Direktor hielt sich an die Linie, die er vor dem Gespräch mit seinen Mitarbeitern vereinbart hatte.

»Ihr Mann war ein hervorragender Untersuchungsbeamter. Er hatte sich die Freiheit und den Respekt verdient, vollkommen selbständig zu ermitteln. Wir glauben nicht, daß er sich jemals bestechen ließ oder einen Verbrecher begünstigte, weder Portella noch sonst jemanden. Das Ergebnis seiner Tätigkeit spricht doch Bände: Er ist der Mann, der die Mafia geknackt hat.«

Als sie sein Büro verließ, begriff Georgette, daß sie ihm nicht glaubte. Sie wußte, daß sie sich, um Frieden zu finden, an die Wahrheit halten mußte, die sie im Herzen fühlte: Daß ihr Mann, unbeschadet seines Dienstefers, der beste Mann war, den zu kennen ihr je vergönnt sein würde.

Auch nach der Ermordung ihres Mannes hatte Georgette Cilke ihre freiwillige Mitarbeit im New Yorker Büro der Kampagne gegen die Todesstrafe fortgesetzt, aber Nicole hatte sie nach jenem schicksalhaften Gespräch nicht wiedergesehen. Sie hatte angeblich mit ihrer neuen Aufgabe bei der Bank so viel zu tun, daß sie für die Kampagne keine Zeit mehr hatte. Tatsächlich hatte sie sich nicht getraut, Georgette gegenüberzutreten.

Trotzdem begrüßte Georgette Nicole nun, als sie ins Zimmer trat, mit einer warmen Umarmung: »Du hast mir gefehlt«, sagte sie.

»Es tut mir leid, daß ich mich nicht gemeldet habe. Ich habe versucht, einen Beileidsbrief an dich aufzusetzen, aber mir fehlten die Worte.«

Georgette nickte und sagte: »Ich verstehe.«

»Nein«, sagte Nicole und mußte die Tränen unterdrücken. »Du verstehst nicht. Ich bin mitschuldig am Tode deines Mannes. Wenn ich an jenem Nachmittag nicht mit dir geredet hätte...«

»Wäre es trotzdem passiert«, unterbrach Georgette. »Wenn es nicht dein Cousin gewesen wäre, wäre es jemand anders gewesen. Irgend so etwas mußte ihm passieren, früher oder später. Kurt wußte das, und ich wußte es auch.« Georgette zögerte nur einen Augenblick, ehe sie hinzufügte: »Es kommt jetzt nur noch darauf an, sich seiner Güte zu erinnern. Reden wir also nicht mehr über die Vergangenheit. Ich bin sicher, wir haben alle irgend etwas, dem wir nachtrauern.«

Nicole wünschte, daß es so einfach wäre. Sie holte tief Luft: »Da ist noch etwas. Aspinella Washington will, daß ich sie vertrete.«

Obwohl Georgette es zu verbergen versuchte, sah Nicole sie bei der Erwähnung dieses Namens zusammenzucken. Georgette war nicht religiös, aber in diesem Augenblick hatte sie das Gefühl, von Gott selbst geprüft zu werden. »Okay«, sagte sie, wobei sie sich auf die Unterlippe biß.

»Okay?« fragte Nicole überrascht. Sie hatte gehofft, daß Georgette sich dieser Zumutung widersetzen würde, damit Nicole sich ihretwegen

weigern könnte, Aspinellas Wunsch zu entsprechen. Nicole konnte den Zuspruch ihres Vaters direkt hören: »Ja, solche Loyalität ist ehrenvoll«, hätte er gesagt.

»Ja«, sagte Georgette und schloß die Augen. »Du solltest sie verteidigen.«

Nicole war zutiefst erstaunt. »Ich muß nicht. Jeder würde es verstehen.«

»Das wäre heuchlerisch«, sagte Georgette. »Jedes Leben ist heilig oder nicht. Wir können unsere Grundsätze nicht drehen und wenden, nur um zu vermeiden, daß sie uns mal weh tun.«

Nicole schwieg und reichte Georgette zum Abschied die Hand. Diesmal gab es keine Umarmung.

Nachdem sie sich diese Unterhaltung den ganzen Tag lang immer wieder hatte durch den Kopf gehen lassen, rief Nicole schließlich Aspinella an und gab ihr schweren Herzens die erwartete Zusage, ihren Fall zu übernehmen. Eine Stunde später wollte sie nach Sizilien abfliegen.

In der folgenden Woche schrieb Georgette an die Verwaltung der Kampagne gegen die Todesstrafe. Sie schrieb, daß sie und ihre Tochter in eine andere Stadt zögen, um ein neues Leben anzufangen, und daß sie den ehemaligen Kollegen bei der Kampagne alles Gute wünschte. Sie gab ihre neue Adresse nicht an.

Astorre hatte das Don Aprile gegebene Versprechen, die Banken zu retten und für die Sicherheit seiner Familie zu sorgen, eingelöst. Er war, so wie er es selbst sah, jetzt aller Verpflichtungen ledig.

Eine Woche nachdem es ihm gelungen war, jeden Verdacht, daß auch ihn Schuld an den Vorgängen im Lagerhaus seiner Firma treffen könnte, überzeugend auszuräumen, hatte er sich in seinem dortigen Büro mit Don Craxxi und Octavio Bianco getroffen und ihnen offenbart, daß er am liebsten nach Sizilien zurückkehren würde. Er erklärte ihnen seine Sehnsucht nach dem Lande, in dem er seine Kinderjahre verbracht hatte, und sprach von den glücklichen Erinnerungen an die Villa Grazia, in die zurückzukehren er sich immer erträumt habe. Das dortige Leben war einfacher als das hier in Amerika, meinte Astorre, aber in vieler Hinsicht auch reicher.

Und dann eröffnete ihm Bianco: »Wenn du nach Sizilien zurückwillst, brauchst du dort nicht in der Villa Grazia unterzukriechen. Du bist Großgrundbesitzer dort. Das ganze Dorf Castellamare del Golfo gehört dir.«

Astorre war verblüfft: »Wie kann das sein?«

Benito Craxxi erzählte ihm von dem Tag, an dem der sterbende Mafiaboss Don Zeno seine drei Freunde zusammengerufen hatte. »Sie sind der Sohn seines Herzens und seiner Seele«, sagte er, »und nun sein einziger überlebender Erbe. Das Dorf hat Ihnen Ihr natürlicher Vater vermacht. Als Don Aprile Sie mit nach Amerika nahm, traf Don Zeno Vorkehrungen, die den gesicherten Fortbestand des Dorfes garantierten, bis Sie eines Tages bereit wären, Ihr Erbe anzutreten. Nach dem Tode

Ihres leiblichen Vaters haben wir uns um die Ausführung seiner Anordnungen gekümmert. Wenn die Bauern schlechte Ernten hatten, streckten wir die Mittel zur Anschaffung von Saatgut vor und so weiter, erledigten alles Nötige.«

»Warum sagen Sie mir das erst jetzt?« fragte Astorre.

»Wir mußten Don Aprile versprechen, es geheimzuhalten«, sagte Bianco. »Dein natürlicher Vater wollte deine Sicherheit, und Don Aprile wollte dich als Angehörigen seiner eigenen Familie. Er brauchte dich ja auch zum Schutz seiner Kinder. Tatsächlich hattest du zwei Väter. Du bist gesegnet.«

Astorre landete an einem schönen sonnigen Tag in Sizilien. Zwei von Michael Graziellas Leibwächtern erwarteten ihn am Flughafen und begleiteten ihn zu einem dunkelblauen Mercedes.

Während der Fahrt durch Palermo bewunderte Astorre die Schönheit der Stadt. Mit ihren Marmorsäulen und mythologischen Figuren mahnten manche Fassaden an griechische Tempel, andere glichen spanischen Kathedralen mit ihren Engeln und Heiligen in grauem Stein. Die Fahrt nach Castellamare del Golfo dauerte auf einer steinigen einspurigen Straße über zwei Stunden. Wie immer staunte Astorre die Schönheit der Landschaft an und die atemberaubenden Aussichten auf das Mittelmeer.

Das Dorf, in einem tiefen Tal gelegen und rings von Bergen umgeben, war ein Labyrinth von Gassen mit Kopfsteinpflaster, an denen niedrige geweißte Häuser standen. Die Fensterläden waren gegen die gleißende Mittagssonne geschlossen, aber Astorre bemerkte neugierige Augen, die durch die Ritzen spähten.

Der Bürgermeister stand zu seiner Begrüßung bereit, ein kleiner Mann in bäuerlicher Tracht, der sich als Leo Di Marco vorstellte und sich achtungsvoll verbeugte: »Il Padrone«, sagte er. »Er sei willkommen.«

Astorre lächelte verlegen und bat in sizilianischem Dialekt: »Würden Sie mich bitte durch das Dorf führen?«

Sie gingen an ein paar alten Männern vorbei, die kartenspielerisch im Schatten saßen. Eine Seite des Dorfplatzes wurde von einer stattlichen katholischen Kirche eingenommen, die dem heiligen Sebastian gewidmet war. Dort hinein führte der Bürgermeister Astorre zuerst. Und Astorre, der seit der Ermordung Don Apriles kein richtiges Gebet mehr gesprochen hatte, kniete mit gebeugtem Haupt nieder und ließ sich von Pater Del Vecchio, dem Dorfpfarrer, segnen.

Danach führte der Bürgermeister Astorre in das kleine Haus, das als Unterkunft für ihn bereitstand. Unterwegs sah Astorre mehrere Carabinieri mit ihren Gewehren an schattigen Hauswänden lehnen. »Nach Einbruch der Dunkelheit ist es sicherer, im Dorf zu bleiben«, erklärte der Bürgermeister, »aber am Tage ist es herrlich draußen auf den Feldern.«

Während der nächsten Tage machte Astorre lange Spaziergänge durch die ländliche Umgebung des Dorfes, genoß den Duft der Orangen- und Zitronenhaine und hielt Ausschau nach einem Haus, das für ihn in Frage

käme.

Am dritten Tage wußte er, daß er in Castellamare glücklich sein würde. Die normalerweise mißtrauischen Dörfler begrüßten ihn auf der Straße, und wenn er in dem Cafe an der Piazza saß, neckten alte Männer und Kinder den heimgekehrten Amerikaner gutmütig.

Es waren also nur noch zwei Dinge zu tun.

Am nächsten Morgen bat Astorre den Bürgermeister, ihm den Weg zum Friedhof zu zeigen.

»Warum?« fragte Di Marco.

»Ich will die Gräber meiner Eltern besuchen«, sagte Astorre.

Di Marco nickte und nahm einen großen schmiedeeisernen Schlüssel von der Wand.

»Wie gut kannten Sie meinen Vater?« fragte Astorre ihn.

Di Marco bekreuzigte sich. »Wer hätte Don Zeno nicht gekannt? Wir schulden ihm unser Leben. Er hat mit teurer Arznei aus Palermo unseren Kindern das Leben gerettet. Er hat unser Dorf vor Plünderern und Banditen geschützt.«

»Aber wie war er als Mensch?« fragte Astorre.

Di Marco zuckte die Achseln. »Es gibt nur noch wenige Leute, die ihn so gekannt haben, und noch weniger, die bereit wären, mit einem darüber zu sprechen. Er ist eine Legende geworden. Wer würde also wohl noch etwas über den realen Menschen wissen wollen?«

Na ich, dachte Astorre.

Sie erstiegen einen steilen Hügel vor dem Dorf, wobei Di Marco mehrmals stehenblieb, um Luft zu schöpfen. Schließlich sah Astorre den Friedhof. Statt der Grabsteine gab es da Reihen kleiner Häuser, Mausoleen, die von einem gußeisernen Zaun umgeben waren und mit einem Tor verschlossen. Über dem Tor stand geschrieben: »Hier drinnen sind alle unschuldig.«

Der Bürgermeister schloß das Tor auf und führte Astorre zu dem aus grauem Marmor erbauten Mausoleum seines Vaters. Die Inschrift an der Stirnwand lautete: Vincenzo Zeno: Ein guter und großherziger Mann. Astorre betrat die Grabkammer und betrachtete auf dem Altar eine Fotografie seines Vaters. Es war das erste Bild, das er von ihm sah, und er war überrascht, das Gesicht so vertraut zu finden.

Di Marco führte Astorre dann zu einem anderen kleinen Gebäude, das etliche Reihen weiter stand. Dieses war aus weißem Marmor, und die in den Torbogen gemeißelte heilige Jungfrau trug ein lichtblaues Gewand. Astorre trat in die Grabkammer und betrachtete das Foto der Toten. Sie war nur zweiundzwanzig Jahre alt, aber ihre großen grünen Augen und ihr strahlendes Lächeln rührten sein Herz.

Draußen sagte er zu Di Marco: »Als Junge habe ich von einer Frau wie ihr geträumt, aber ich dachte, sie wäre ein Engel.«

Di Marco nickte. »Sie war ein schönes Mädchen. Ich erinnere mich an sie aus der Kirche. Und Sie haben recht. Sie sang wie ein Engel.«

Astorre ritt ohne Sattel übers Land und machte nur einmal lange Rast, um das krustige, mit frischem Ziegenkäse belegte Brot zu verzehren, das eine der Frauen im Dorf ihm mitgegeben hatte.

Schließlich kam er nach Corleone. Der Besuch bei Michael Graziella war nicht länger aufzuschieben. Er schuldete dem Mann diese Höflichkeit.

Er war bereits tief von der sizilianischen Sonne gebräunt, weshalb Graziella, der ihn mit einer kräftigen Umarmung begrüßte, zu ihm sagte: »Wie ich sehe, ist die Sonne Siziliens gut zu Ihnen gewesen.«

Astorre sagte, sehr nebenbei: »Nicht nur die sizilianische Sonne. Auch Ihnen habe ich für vieles zu danken.«

Graziella ging dem Besucher in seine Villa voraus. »Und was führt Sie nach Corleone?«

»Ich glaube, Sie wissen, warum ich hier bin«, erwiderte Astorre.

Graziella lächelte: »Ein starker junger Mann wie Sie? Natürlich. Und ich werde Sie sofort zu ihr führen. Sie ist eine wahre Freude, Ihre Rosie. Und sie hat jedem, der sie getroffen hat, Freude gebracht.«

In Anbetracht des ihm bekannten großen sexuellen Appetits seiner Rosie fragte sich Astorre einen Augenblick lang, ob Graziella ihm damit nicht vielleicht etwas sagen wollte. Aber schnell erkannte er seinen Irrtum. Graziella hätte so etwas nicht lustig gefunden, und wenn Rosie wirklich Miene gemacht hätte, irgend jemandem auf die von Astorre vermutete Weise Freude zu bringen, hätte er solchen Neigungen schnell einen Riegel vorgeschoben.

Rosies Villa stand ganz in der Nähe. Als sie davor standen, rief Graziella: »Rosie, mein Schatz, du hast Besuch.«

Sie trug ein einfaches blaues Sommerkleid und hatte sich das blonde Haar in den Nacken gebunden. Ohne Make-up sah sie unschuldiger und jünger aus, als er sie in Erinnerung hatte.

Als sie ihn sah, blieb sie überrascht stehen. Aber dann rief sie: »Astorre«, rannte auf ihn zu, umarmte und küßte ihn und begann aufgeregt auf ihn einzureden. »Ich kann schon fließend sizilianischen Dialekt reden. Und ein paar berühmte Kochrezepte habe ich auch schon gelernt. Magst du Spinat-Gnocchi?«

Er nahm sie mit nach Castellamare del Golfo und verbrachte die nächste Woche damit, ihr das Dorf und die Umgebung zu zeigen. Jeden Tag gingen sie schwimmen, redeten stundenlang miteinander und liebten sich mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Zeit.

Astorre beobachtete Rosie aufmerksam, um zu sehen, ob sie etwa anfinke, sich mit ihm zu langweilen oder des einfachen Lebens überdrüssig zu werden. Aber sie schien wirklich zutiefst zufrieden zu sein. Er fragte sich, ob er nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten, je imstande sein würde, ihr zu trauen. Und dann fragte er sich, ob es klug war, eine Frau so sehr zu lieben, daß man ihr vollkommen vertraute. Schließlich hatten er und Rosie beide Geheimnisse, die unter Verschluß gehalten werden mußten - Dinge, an die er sich nicht erinnern

wollte und die er mit niemandem teilen wollte. Und Rosie kannte ihn und liebte ihn trotzdem. Sie würde also seine Geheimnisse bewahren und er ihre.

Nur ein Gedanke beunruhigte ihn noch. Rosie hatte eine Schwäche für Geld und kostspielige Geschenke. Astorre fragte sich, ob sie sich je zufriedengeben würde mit dem, was ein einziger Mann ihr bieten konnte. Er mußte das herausfinden. An ihrem letzten Tag in Castellamare ritten Astorre und Rosie durch die Hügel, bis die Dämmerung hereinbrach. Dann hielten sie bei einem Weinberg, pflückten reife Trauben und steckten sie einander in die Münder.

»Ich kann gar nicht glauben, daß ich so lange geblieben bin«, sagte Rosie, als sie dann nebeneinander im Grase ruhten.

Astorres grüne Augen schimmerten intensiv. »Meinst du, daß du noch ein bißchen länger bleiben könntest?«

Rosie sah verblüfft aus: »Wie lange dachtest du denn?«

Astorre erhob sich auf ein Knie und streckte die Hand aus. »Vielleicht fünfzig oder sechzig Jahre«, sagte er mit einem aufrichtigen Lächeln. In seiner Handfläche lag ein einfacher bronzener Ring.

»Würdest du mich heiraten?« fragte er.

Astorre lauerte auf das geringste Zeichen des Zögerns in Rosies Augen, auf die eventuelle Enttäuschung über die Qualität des Verlobungsringes, aber sie warf ihm spontan die Arme um den Hals und küßte ihn ab.

Einen Monat später wurden Rosie und Astorre in einem von Astorres Zitronenhainen verehelicht. Es traute sie Pater Del Vecchio, der Dorfpriester. Die gesamte Bevölkerung der beiden Ortschaften wohnte der Hochzeit bei.

Der Hügel war mit violetten Glyzinien übersät, und der Duft von Zitronen und Orangen erfüllte die Luft. Astorre trug einen weißen Bauernanzug und Rosie ein rosa Seidenkleid.

Ein Schwein wurde über rotglühenden Kohlen am Spieß gebraten, und es gab warme reife Tomaten von den Feldern. Heiße Brotlaibe lagen da und frisch gemachter Käse. Nach der Trauung sang Astorre seiner Braut etliche von seinen liebsten Balladen. Es wurde so viel getrunken und getanzt, daß das Fest bis zum Sonnenaufgang dauerte.

Am folgenden Morgen, als Rosie erwachte, sattelte Astorre die Pferde. »Reitest du mit mir?« fragte er.

Sie waren den ganzen Tag unterwegs, ehe Astorre fand, was er gesucht hatte - die Villa Grazia. »Das Paradies meines Onkels. Ich habe hier als Kind meine glücklichste Zeit verbracht.«

Er ging in den Garten hinter dem Haus, Rosie folgte ihm. Und so fanden sie endlich den Ölbaum, der aus dem Kern gesprossen war, den er als Junge gepflanzt hatte. Der Baum war inzwischen so groß geworden wie Astorre selbst, und der Stamm war schon ziemlich dick. Er zog ein scharfes Messer aus der Tasche und ergriff einen der Zweige. Dann schnitt er ihn ab.

»Den werden wir in unserem Garten pflanzen. Wenn wir dann ein Kind haben, wird auch er glückliche Erinnerungen haben.«

Ein Jahr später feierten Astorre und Rosie die Geburt ihres Sohnes Raymonde Zeno. Und als es Zeit für die Taufe war, wurde dazu Astorres ganze Familie in die Sankt-Sebastians-Kirche an der Piazza von Castellamare eingeladen.

Nachdem Pater Del Vecchio fertig war, hob Valerius, der älteste der Apriles, sein Glas und brachte einen Trinkspruch aus. »Mögt ihr alle gedeihen und mit Freuden leben. Und möge euer Sohn heranwachsen mit der Leidenschaft Siziliens und der Romantik Amerikas im Herzen.«

Marcantonio erhob sein Glas und fügte hinzu: »Und wenn er jemals in einer Fernsehserie mitspielen will, wißt ihr, wen ihr anrufen müßt.«

Nun, da die Aprile-Banken so florierten, hatte Marcantonio einen Kredit von zwanzig Millionen Dollar aufgenommen, um seine eigenen filmischen Projekte zu verwirklichen.

Er und Valerius arbeiteten zusammen an einem Projekt, das auf der FBI-Akte ihres Vater basierte. Nicole fand die Idee ganz schlimm, aber alle stimmten darin überein, daß es dem Don nicht übel gefallen hätte, große Geldsummen für eine filmische Darstellung der Legende seiner Verbrechen zu erhalten.

»Seiner vorgeblichen Verbrechen«, fügte Nicole als gute Anwältin stets sofort hinzu.

Astorre fragte sich, weshalb das alles noch irgend jemanden interessierte. Die alte Mafia war tot. Der große Don hatte ihre Ziele verwirklicht und war elegant in der besten Gesellschaft aufgegangen, wie es von jeher die Art der besten Verbrecher gewesen ist. Die wenigen Gestrigen, die es noch gab, waren ein enttäuschendes Sortiment von zweitklassigen Straftätern und machtlosen Halsabschneidern. Warum sollte sich noch jemand auf alte Weise Mühe machen, wenn es doch soviel leichter war, durch die Gründung einer eigenen Gesellschaft und den Verkauf von Anteilen Millionen zu stehlen?

»Hey Astorre, glaubst du, daß wir dich als Berater für unseren Film gewinnen können?« fragte Marcantonio. »Wir wollen die ganze Kiste so authentisch rüberbringen wie nur irgend möglich.«

»Na klar«, sagte Astorre lächelnd. »Ich werde meinen Agenten anweisen, sich mit dir in Verbindung zu setzen.«

Später an diesem Abend, als sie schon im Bett lagen, wandte Rosie sich an Astorre. »Glaubst du, daß du je zurück willst?«

»Wohin?« fragte Astorre. »Nach New York? Nach Amerika?«

»Du weißt schon«, meinte Rosie zögernd. »Dein altes Leben.«

»Hier gehöre ich her, mit dir, hierher.«

»Gut«, sagte Rosie. »Aber was wird aus dem Baby? Sollte es nicht die Chance haben, alles zu erfahren, was Amerika zu bieten hat?«

Astorre stellte sich Raymonde vor, wie er durch die Hügel Siziliens lief, Oliven aus einem Faß aß und Geschichten von großen Dons und dem

alten Sizilien hörte. Und er freute sich darauf, seinem Sohn diese Geschichten zu erzählen. Und doch wußte er, daß diese Mythen nicht genügen würden.

Eines Tages würde sein Sohn nach Amerika gehen, dem Land der Rache, der Gnade und der unbegrenzten Möglichkeiten.

DANKSAGUNGEN

Mein besonderer Dank gilt Carol Gino, meinen Literaturagenten Candida Donadio und Neil Olson, meinen Anwälten Bert Fields und Arthur Altman, meinem Lektor im Verlag Random House, Jonathan Karp, und meinen Kindern und Enkeln.